



Anna Klie  
Der erste Flug  
ins Leben

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart

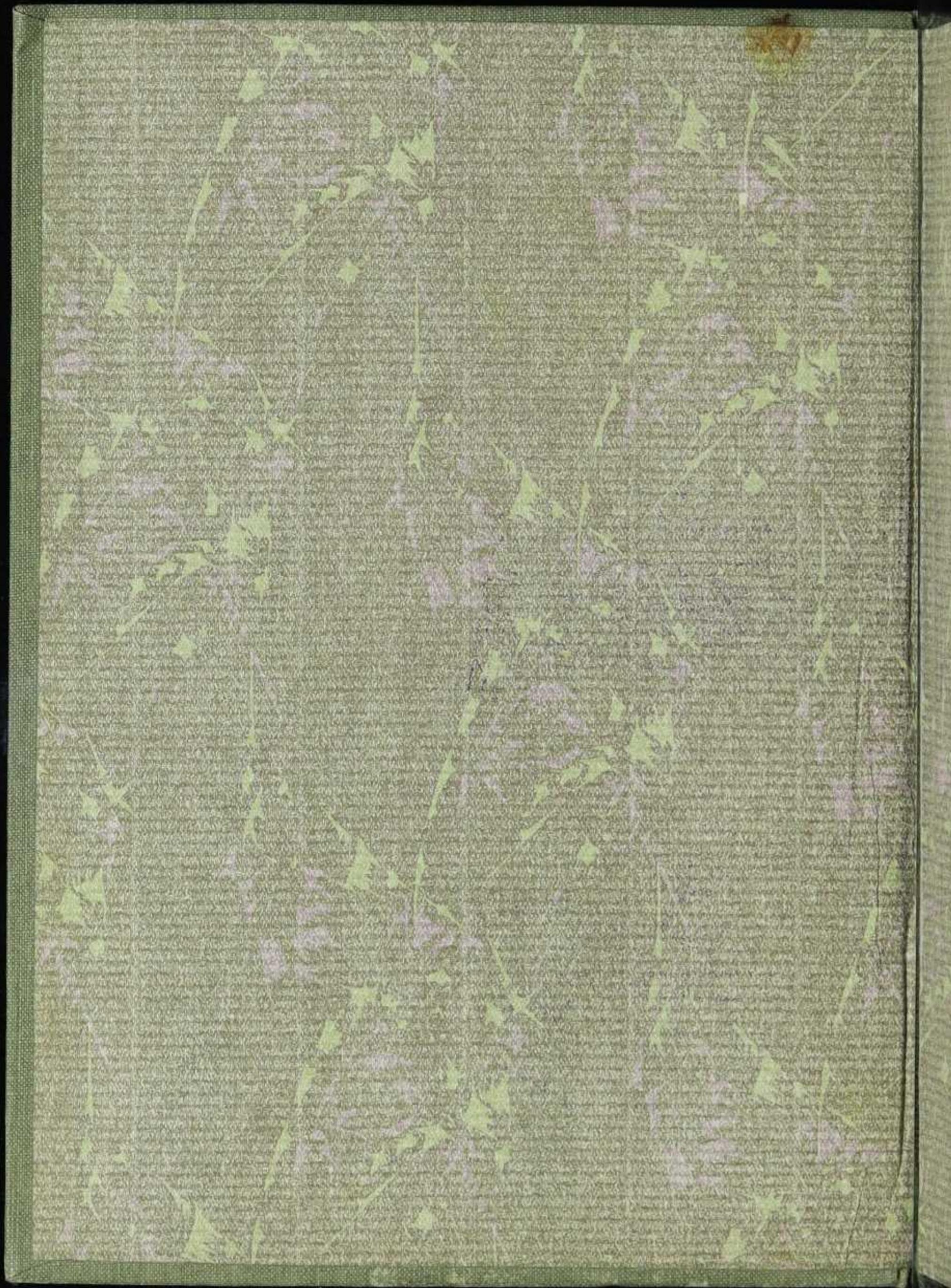
95046

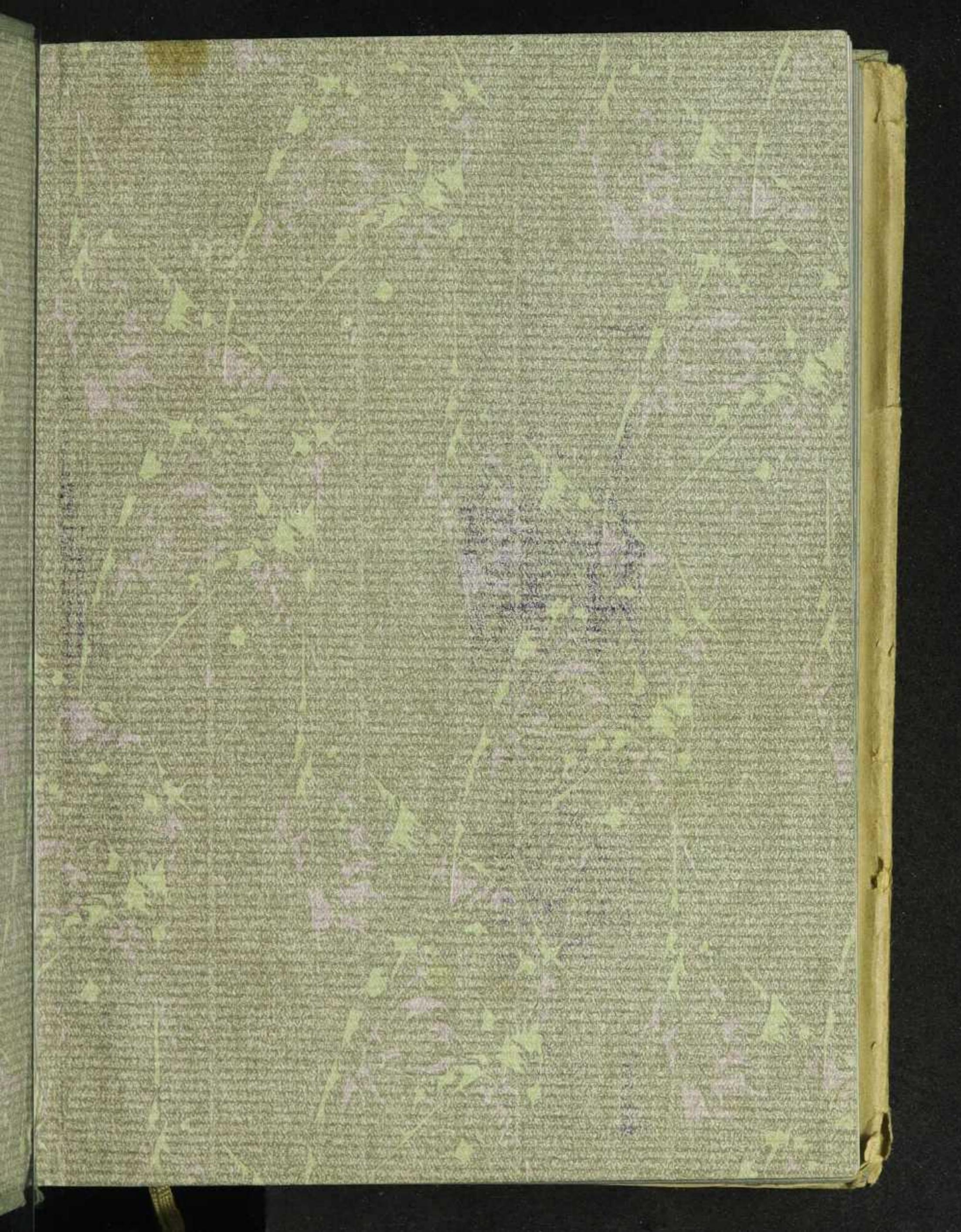
*[Faint, illegible purple ink markings or bleed-through]*

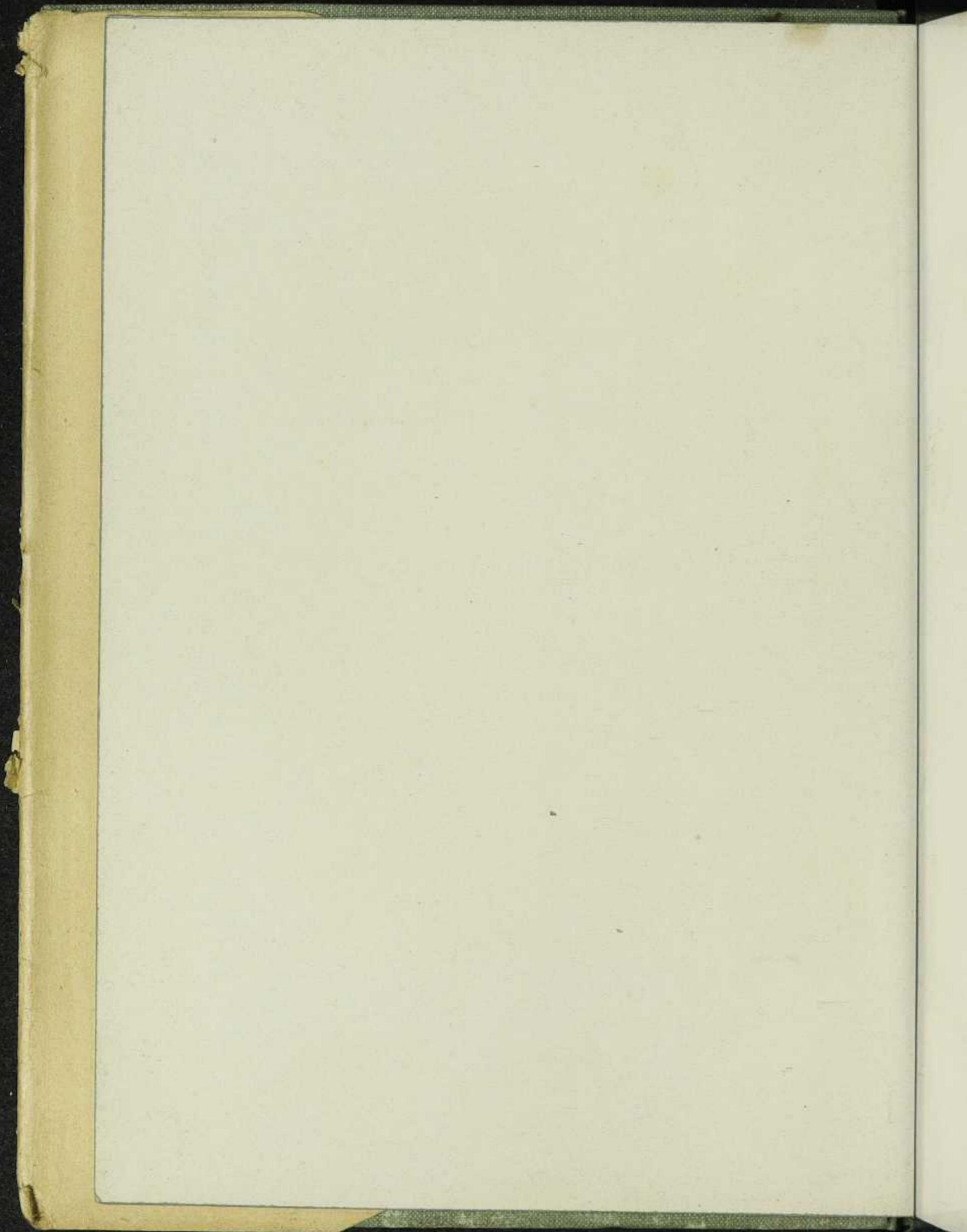


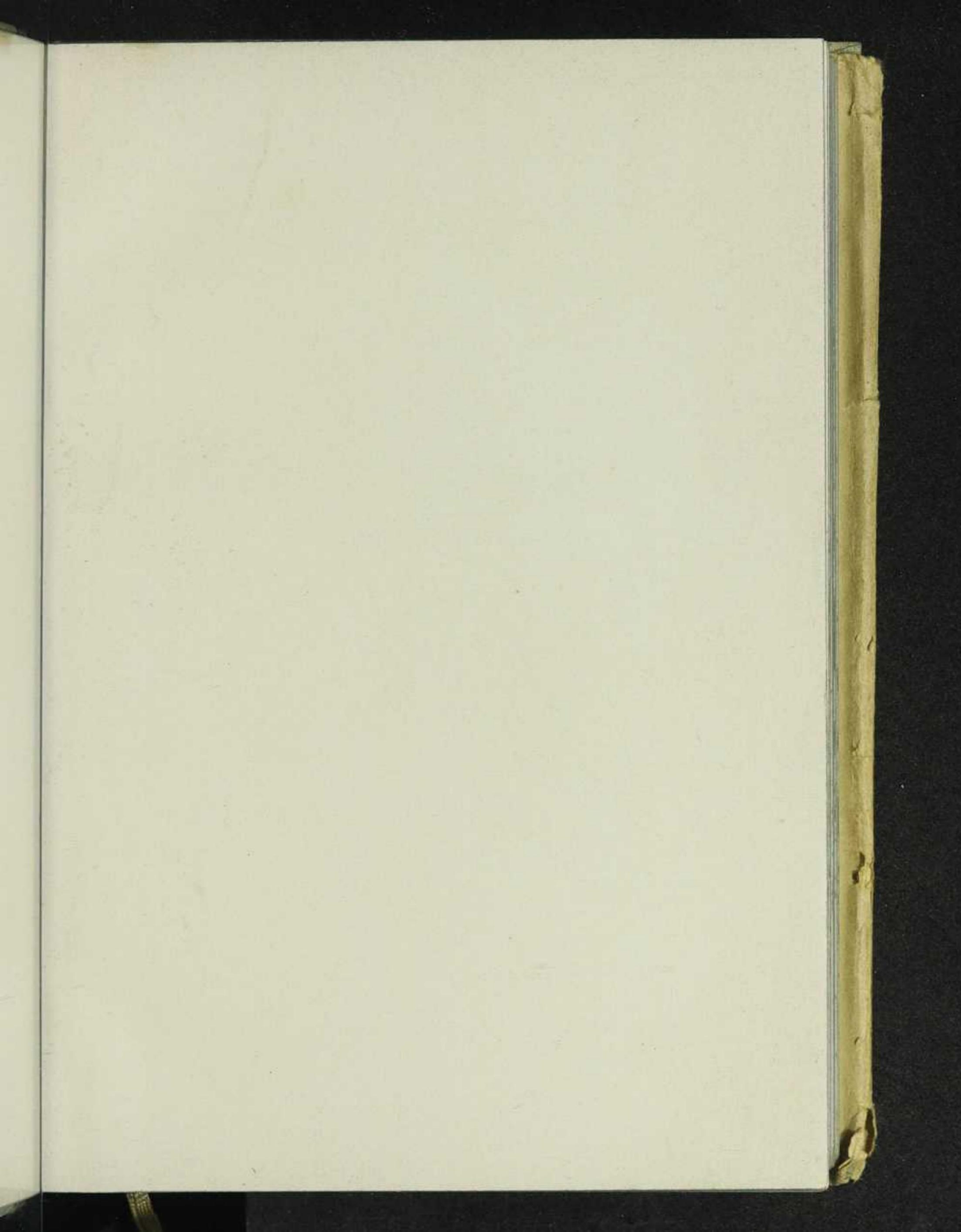


Anna Klie  
Der erste Flug  
ins Leben











In der Markthalle. Seite 73.

3290

# Der erste Flug ins Leben

Ein Buch für junge Mädchen

von

Anna Klie

Mit sechs Vollbildern von Karl Schmauf



Stuttgart

Verlag von Levy & Müller

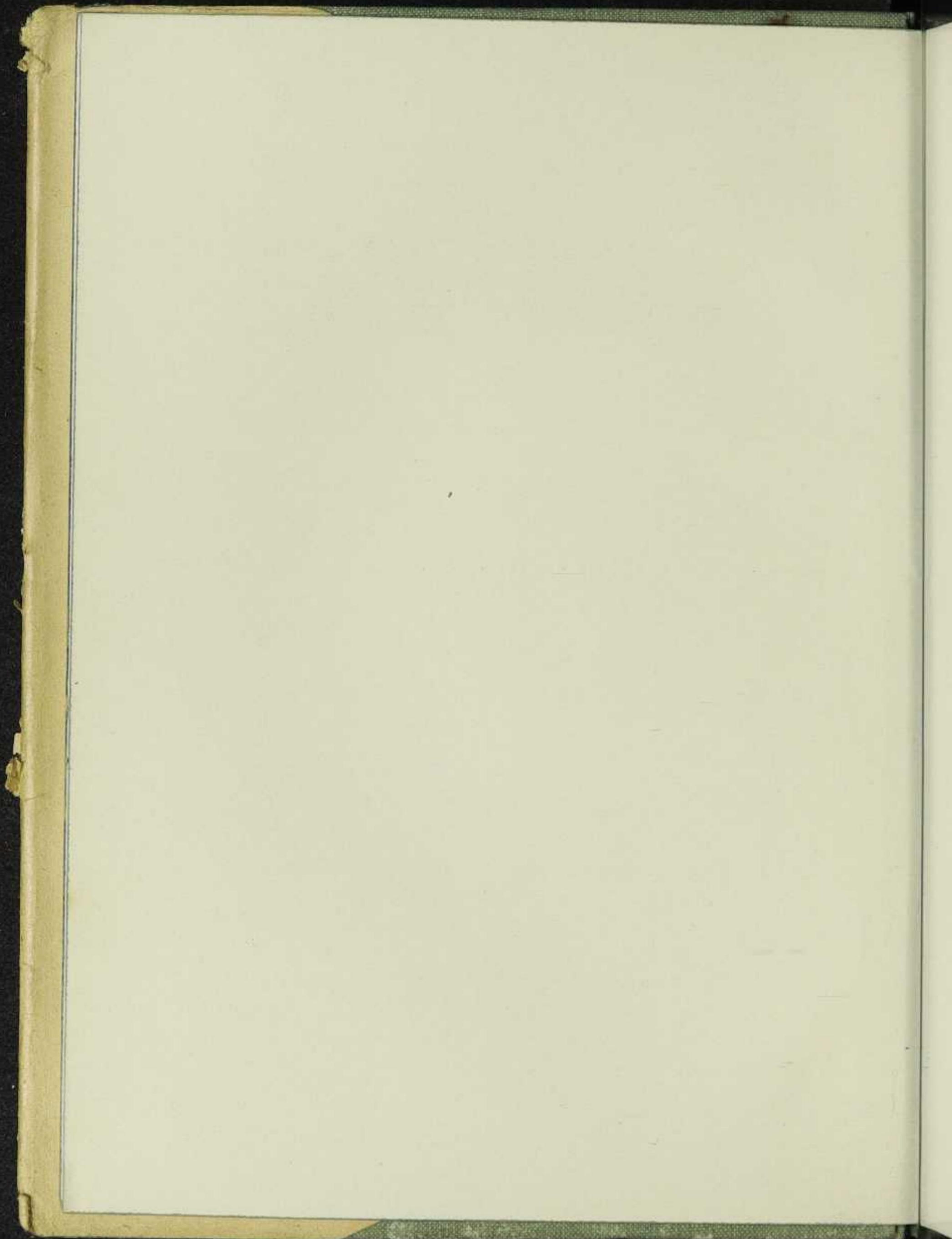
Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

---

Druck: Chr. Verlagshaus, Stuttgart.

**Villa Monifa**





Wer je das Glück hatte, in Villa Monika als Logiergast zu weilen, der war nachher des Lobes voll über das Haus und seine Bewohner.

Mitten im Heidelande war es gelegen, nicht weit von der großen Konservenfabrik, deren Besitzer die Villa für sich und seine Familie hatte erbauen lassen.

Im Heidelande? Also in einer Einöde von Sand und Kiefern? Oder von langweiligen Spargelfeldern, die höchstens dann nett sind, wenn man ihr hohes Kraut als Prärie für Indianerspiele benutzen kann?

O, weit gefehlt! So stiefmütterlich hatte die Natur Villa Monika nicht bedacht. Wiese, Wald und Wasser hatten das Ihrige getan, um dem stattlichen Hause eine anmutige Stätte zu bereiten. Und nach dem Dorfe zu, an dessen Ende die Villa sich anschloß, wahrte der Obstgarten mit seiner hohen Mauer dem Besitztum eine vornehme Abgeschlossenheit. Auf der Vorderseite des Hauses führten die Stufen einer breiten Freitreppe nach einer geräumigen, blumengeschmückten Veranda empor, an die das Eßzimmer angrenzte.

Der Fabrikbesitzer Referstein, seine junge Frau und ihre beiden Töchterchen waren die Bewohner der Villa.

Charlotte und Auguste hießen die beiden kleinen Mädchen, aber diese fürstlichen Namen wurden abgekürzt in Lolo und Gucke. Lolo war zur Zeit unserer Erzählung schon ein leidlich verständiges, zehnjähriges Mädchen mit blonden Zöpfen, Gucke ein winziges, stumpfnäsiges Ding im Kittelschürzchen, das soeben begann, sich mit den Haarstrichen und Grundstrichen auf der Schiefertafel zu befreunden.

Und dann gab es noch eine wichtige Bewohnerin in Villa Monika, nämlich die Namensschwester und Taufpatin des Hauses, Tante Monika, die oben die Giebelzimmer innehatte. Sie war des Hausherrn ältere Stiefschwester, hatte den frühzeitig verwaissten Knaben erzogen und wie eine Mutter für ihn gesorgt. Mit ihrem beträchtlichen Vermögen hatte sie ihm seine jetzige Stellung ermöglicht. Fabrik und Villa waren zum größten Teil das Ergebnis ihrer großmütigen Fürsorge für den jüngeren Bruder, den sie wie einen eigenen Sohn liebte.

Während der ersten Jahre von Herrn Refersteins Ehe hatte Tante Monika noch in der Stadt gewohnt und war nur alljährlich auf einige Wochen ein Sommergast des Hauses gewesen. Aber seit ihr graues Haar weiß geworden war, hatte sie den Bitten des Bruders und seiner Frau nachgegeben und war zu ihnen in die Villa übersiedelt, um ihre alten Tage behaglich unter der Pflege und Fürsorge des Ehepaares zu verleben und sich der heranwachsenden kleinen Nichten zu freuen.

Es war im Monat September, der mit ungewöhn-

licher Hitze einem regnerischen Sommer gefolgt war, als fühle er sich der benachteiligten Menschheit gegenüber verpflichtet, noch schnell ein wenig nachzuholen von dem, was die Sommermonate versäumt hatten.

Hinter dem Dorfe blühte die Heide, und an den Gräben zur Seite der sandigen Fahrwege reiften die Brombeeren in Menge.

Eines Morgens trat Herr Referstein zu einer Stunde, in der er sonst in der Fabrik tätig zu sein pflegte, auf die Veranda, wo seine Frau und Tante Monika beschäftigt waren, Rosenäpfel zum Einmachen zu reinigen.

„Also die Reise kann losgehen!“ sprach er fröhlich und setzte sich zu den beiden, sie abwechselnd mit listigen Blicken betrachtend.

Die Damen sahen ihn erstaunt an.

„Welche Reise?“ fragte Frau Lisbeth Referstein.

„Na, natürlich unsere aufgeschobene Sommerreise, Lisbethchen! Rüste dich nur! Nächste Woche geht es los.“

Wenn Herr Referstein seine Frau „Lisbethchen“ nannte, so war das ein Beweis dafür, daß er sich in der allerbesten Stimmung befand.

Die kleine Frau nahm auch sogleich ihren Vorteil wahr. „An die See?“ fragte sie, noch ein wenig zaghaft im Tone, aber schon ahnungsfroh errötend.

„Das auch, Lisbethchen! Erst nach Berlin, dann nach Heringsdorf. Summa Summarum vierzehn Tage. Aber ohne Kind und Regel, nur du und ich diesmal!“

Das Küchenmesser, dessen sich Frau Lisbeth bedient

hatte, um den widerspenstigen Hagebutten den Garauß zu machen, flog zu Boden, und sie fiel ihrem Manne um den Hals.

„Tantchen! Tante Monika! Hörst du's? Konrad nimmt mich mit!“

Tante Monika lächelte mit einer gütigen Herzlichkeit.

„Aber —“ Frau Lisbeth stand plötzlich nachdenklich still und legte den Zeigefinger an die Lippen, „aber, Konrad, nächste Woche schickt uns ja Gertrud ihre Kinder her! Wir können doch unmöglich Tantchen die ganze Gesellschaft aufbürden! Laß uns mal überlegen, wie wir das am besten einrichten.“

Herr Referstein liebte es nicht, wenn seine Pläne auf Widerstand stießen. Er zog die Stirn kraus und fällte rasch und kurz die Entscheidung: „Dann muß sich deine Schwester Gertrud eben anders helfen!“

„Aber Konrad,“ wandte Frau Lisbeth mit ängstlicher Miene ein, „das kann sie doch in diesem Falle nicht, dann müßte sie ja ihre eigene Reise aufschieben, von der so viel für sie abhängt. Tantchen“ — Frau Lisbeths Blick wandte sich hilfesuchend der Angeredeten zu — „was sagst du dazu?“

Tante Monikas unscheinbares, zierlich gebautes Persönchen, schlicht gekleidet, wie sie es liebte, aber vornehm in Ausdruck und Haltung, verharrte still auf ihrem Plaze und folgte nur mit klugen Augen dem Verlauf des Gespräches.

„Wollt ihr mich einmal anhören?“ fragte sie ruhig.

Der Aufforderung ward sogleich mit ebensoviel Artigkeit als Bereitwilligkeit Folge geleistet.

„Daß ich gern die vier Kinder unter meine Obhut nehmen würde, brauche ich dir nicht zu versichern, Lisbeth, aber ich kann es leider nicht riskieren; meine Nerven sind nicht mehr die festesten, sie könnten mir einen Streich spielen zum Schaden der Kinder, also, kurzum — ich müßte eine Hilfe haben. Könntest du nicht eine von deinen jüngeren Schwestern herbitten, Lisbeth?“

Frau Lisbeth blickte von der Sprecherin zu ihrem Manne hinüber. „Das wäre ein Gedanke, Konrad! Was meinst du zu Alma? — Ach nein, das geht ja nicht, die wird ihre Klavierschülerinnen nicht im Stiche lassen können — und Ilse macht nächste Woche eine Hochzeit mit —“

„Blicke also nur Sigrid!“ schloß ihr Gatte.

„Ja, das ist wahr,“ entgegnete Lisbeth in gedehntem Tone, „nur Sigrid. — Tantchen, was meinst du zu Sigrid?“

Tante Monika nickte und versetzte ruhig: „Warum nicht? Ihr Lehrerinnenexamen hat sie ja bestanden, das hindert also nicht mehr. Unterrichtet sie schon?“

„Nein, noch nicht,“ berichtete Lisbeth eifrig. „Der Sanitätsrat hat gewünscht, daß sie sich in diesem Sommer erst erholen soll, also ist sie in diesen Wochen bis Michaelis noch frei.“

„Gut,“ entschied Herr Referstein in seiner etwas diktatorischen Sprechweise, „sie ist also abkömmlich und kann dir den Gefallen tun. Schreib ihr nur sofort! In einer

Stunde schicke ich den Fabrikboten mit den Postsachen nach der Station.“

Somit war Sigrid Jansens Kommen beschlossene Sache in Villa Monika.

Wer Ohrenzeuge des voraufgegangenen Gespräches gewesen und ihm aufmerksam gefolgt wäre, dem hätte es einleuchten müssen, daß es mit den Hilfeleistungen gerade dieser Schwester einen Haken hatte, wie man zu sagen pflegt.

Einstweilen ließ sich die Angelegenheit insofern günstig an, als umgehend die Nachricht erfolgte, Sigrid sei bereit, der Schwester aus der Not zu helfen, und werde pünktlich erscheinen.

Der Tag der Abreise nahte unter eifrigen Vorbereitungen von seiten Lisbeths.

Am Morgen vorher waren Gertruds Kinder von der Bahn abgeholt worden, und Frau Lisbeth hatte noch am Nachmittag Gelegenheit, sich sorgenvollen Gedanken über den Zuwachs an Pflichten hinzugeben, der Sigrid mit der Pflege und Beaufsichtigung dieser Gäste bevorstand. Leicht war die Sache nicht, so schien es der sorgenden Lisbeth, obgleich es sich um zwei wohlerzogene Stadtkinder handelte, eine zehnjährige Marianne Ingeborg mit dem Rufnamen Mausemiau und einen fünfjährigen Alexander, der seinen Namen aber selbst allzu großartig für seine kleine Person gefunden hatte und sich daher aus ganz unbekanntem und unauffindbaren Gründen Hotto nannte, was ihm übrigens alle Leute nachmachten.

Die sehr elegant gekleidete Mausemiau brachte einen

Koffer voll der saubersten und zartesten Waschkleidchen mit, trug überdies ihr hellblondes Haar lang und offen bis auf den Gürtel herabhängend und erklärte alsbald wichtig, daß dies Haar alle Abende gewaschen und für die Nacht fest eingeflochten werden müsse, damit es am nächsten Morgen in Wellen herunterfiele.

„Es wird auch wohl ohne Wellen gehen,“ bemerkte Tante Monika trocken, als Lisbeth ihr besorgt diese Aussicht für Sigrid mitteilte.

„Mama, wir dürfen doch morgen früh Tante Sigrid von der Bahn abholen?“ bat Lolo schmeichelnd.

„Das laßt nur lieber!“ meinte Frau Lisbeth mit einem lächelnden Blick nach ihrem Manne hinüber. „Meinst du nicht auch, Konrad, daß es besser ist, wenn die Kinder nicht so alle auf einmal auf Sigrid losstürzen, sondern daß ich ihr lieber erst ein bißchen Bescheid sage über jedes einzelne, und wie es behandelt werden muß?“

Herr Referstein hielt diese zarte Rücksicht für überflüssig. „Man kann den Leuten nicht immer alles tropfenweise einflößen, Lisbethchen. Ich gehe mit der ganzen Gesellschaft nach der Bahn, ich bin für einen schonungslosen Gesamteindruck.“

So geschah es denn, daß bei der Ankunft des Zuges auf der kleinen Haltestelle die aus dem Fenster schauende Sigrid ihren Schwager inmitten des ganzen Kinderhäufleins erblickte und einen stattlichen Empfang durch Hüteschwenken und Taschentücherwehen erfuhr, von Mausemiaus Seite sogar durch einen Sonnenblumenstrauß verherrlicht. Ja,

Mausemiau fühlte sich völlig als Residenzbewohnerin und meinte als solche genau zu wissen, was bei Abholungen schicklich ist. Daß sie die Sonnenblumen unterwegs hinter dem Rücken ihres Onkels über den Zaun eines Dorfgartens hinweggeräubert hatte, tat ihrem guten Bewußtsein keinen Abbruch.

„Du trägst mir die Blumen wohl nach Hause, liebes Kind?“ ordnete Tante Sigrid an, nachdem sie sich gebührend gefreut und bedankt hatte. Mausemiau machte gute Miene zu dieser Aufforderung, die nicht ganz nach ihrem Geschmack war. Obendrein flüsterte ihr Lolo noch zu: „Ättsch! das hast du nun davon, daß du die alten Dickköpfe gestohlen und mitgeschleppt hast!“

Die Kinder betrachteten die Angekommene mit großem Interesse. Sigrid Jansen war ein großes, schlankes Mädchen, sehr hübsch von Gestalt und von anmutigen Bewegungen. In ihrem Auftreten lag trotz ihrer Jugend eine große Sicherheit. Ihr kluges, lebhaftes Gesicht nahm leicht einen Zug hochmütiger Überlegenheit an, konnte aber im nächsten Augenblick bei einer andern Gelegenheit wieder ganz harmlos heiter und kindlich liebenswürdig dreinschauen. Den Kindern gefiel sie, namentlich der kritisch veranlagten Mausemiau imponierte sie sichtlich.

Ein wenig aufgeregt und mit heißen, roten Wangen empfing Frau Lisbeth die Schwester. Es war das erste Mal, daß sie ihren Haushalt in unerprobte Hände gab, und je näher der Augenblick der Abreise rückte, desto bedenklicher ward ihr zumute.

„Ich habe dir alles ein bißchen aufgeschrieben, Sigrid,“ begann sie eifrig beim ersten Alleinsein mit der Schwester. Sie war fast zehn Jahre älter als Sigrid, der sie die Zöpfe geflochten hatte, als Sigrid noch ein kleines Schulmädchen war. Sie sah noch immer ein wenig dieses kleine Schulkind in der nun längst erwachsenen, hübschen, schlanken Schwester.

„Im Wandschrank,“ fuhr sie fort, „liegen Zettel auf allen Wäschestößen, damit du beim Herausgeben nicht irren kannst. Und allerlei Gerichte, die du kochen lassen kannst, stehen auf dieser Liste hier. Und Gurken müssen eingemacht werden! Frage nur immer Tanten, wenn du nicht Bescheid weißt, Sigrid. — Ach Gott, ja, du tust mir wirklich leid, Kind! Du findest dich sicherlich nicht gleich hinein! Solch ein Haushalt ist zu schwierig für einen Uneingeweihten, und es gibt überall zu viel zu bedenken. Mein Trost ist nur, daß du Tante Monika als Ratgeberin hast — ja, was gibt's denn? Warum siehst du mich so an, Sigrid?“

Während der eifrigen Unterweisungen der ältern Schwester hatte sich auf dem Gesicht der jüngern ein übermütig spöttisches Lächeln ausgeprägt.

„Hör mal, Lisbeth, nimm es mir nicht übel, aber du redest, als ob dein Haushalt ein Abgrund von Ungewöhnlichkeit und an allen Ecken und Enden voller Sphingrätsel wäre! Sollte ein Wesen von meinen eminenten Verdiensten um die Wissenschaft nicht imstande sein, ein paar Wochen hindurch einen Haushalt in Ordnung zu halten? Eure Tante Monika beabsichtige ich gar nicht so viel zu belästigen,

wie du hoffst. Selbst ist der Mann — und in diesem Jahrhundert auch die Frau!“

Frau Lisbeth sah die unternehmungslustige und siegesgewisse Sprecherin zweifelnd an und schüttelte den Kopf.

„Daß nur den Kindern kein Unheil zustößt! Sie sind so wild, und namentlich Mausemiau scheint mit Vorliebe dumme Streiche auszuhecken. Ich bin ordentlich froh, Sigrid, daß es nicht mehr viel Obst im Garten gibt. Sotto hat gestern schon eine unreife Pflaume gegessen —“

„Die ihm anscheinend vorzüglich bekommen ist,“ meinte Sigrid ruhig. Dann umarmte sie lachend die besorgte Schwester, streichelte ihr die heißen Wangen und versprach ihr voller Herzlichkeit, nach besten Kräften für ihren Haushalt zu sorgen und sämtliche Kinder wie ihren Augapfel zu hüten.

In der Frühe des nächsten Tages erfolgte der Abschied, und reiselustig und frohgemut fuhr das Ehepaar in den Morgennebel hinaus, der einen schönen, sonnenhellen Reisetag verhieß.

„So, also nun ans Werk!“ sprach Sigrid Jansen zu sich selber, als sie die Verandastufen emporstieg, leichtfüßig zwei auf einmal nehmend, und der hätte ihr unrecht getan, der den löblichen Feuereifer bezweifelt hätte, von dem ihre Seele erfüllt war.

Ihr Programm stand fest. Sie hatte es am Abend zuvor reiflich in ihrem Innern erwogen, bis sie schließlich darüber eingeschlafen war. In Glanz und Gloria wollte sie ihre Aufgabe erfüllen, den Haushalt in tadelloser Ord-

nung, die Kinder sichtlich wohlerzogen und die Wirtschaftskasse mit beträchtlichen Ersparnissen abliefern. Vor allem — diese Tante Monika sollte erfahren, daß sie in der Person Sigrids ein selbständiges, denkendes Wesen zu betrachten habe.

Sigrid empfand eine aus Respekt und Widerspruchsgeist gemischte Abneigung gegen die lästige „Aufpasserin“, die ihr, so meinte sie bei sich, in Tante Monikas Person beschert worden war. Sie begegnete der alten Dame daher mit Zurückhaltung und Mißtrauen.

„Meinen Sie nicht, Sigrid,“ sprach Tante Monika freundlich beim Frühstück, „daß es gut wäre, wenn unsere kleine Marianne Ingeborg eine Schürze über ihr schönes, sauberes Kleid bände? Lisbeth hielt darauf, daß das nicht unterblieb.“

Tante Monika war die einzige, die sich der Rufnamen der Kinder nicht bediente. Sie liebte derartige Abkürzungen und Scherznamen nicht. Es war dies eine ihrer Eigentümlichkeiten, die Sigrid von vornherein ärgerte.

In diesem Augenblicke errötete Sigrid, denn sie hatte im eifrigen Bestreben, auf alle ihre Pflichten zu achten, die Ungehörigkeit in Mausemiaus Anzuge noch nicht bemerkt, und die eitle Mausemiau hatte sich das zunutze gemacht und mit heimlichem Vergnügen die lästige Schürze fortgelassen.

„Es wäre mir wohl selber noch aufgefallen,“ dachte Sigrid unmutig. Sie wollte gern alles aus eigener Intelligenz und Machtvollkommenheit leisten und andern nicht

einmal Rat verdanken. Das sollte ihr fehlen, daß diese Tante Monika nachher an Schwester und Schwager berichten würde: „Ich habe Sigrid dies und das gesagt, sie wußte in allerhand Sachen nicht Bescheid!“ Um jeden Preis wollte Sigrid das vermeiden.

Tante Monika ihrerseits bemerkte Sigrids Zurückhaltung sehr wohl, durchschaute auch alsbald den Grund solcher Stimmung, empfand aber keinerlei Kränkung darüber, sondern dachte nur bei sich:

„Mehr wert ist ein Irrtum, den du selbst gefaßt,  
Als eine Wahrheit, die du von andern hast.“

Ihre Welt- und Menschenkenntnis sagte ihr, daß höchst wahrscheinlich der Augenblick kommen müsse, wo Sigrid Rat und Hilfe von ihr begehren würde, und sie erwartete diesen Zeitpunkt mit Seelenruhe. So legte sie denn keinerlei Empfindlichkeit an den Tag, ließ das junge Mädchen nach Belieben schalten und beschränkte sich darauf, eine aufmerksame Beobachterin zu sein.

Es war aber ein strammes Regiment, das Sigrid in Villa Monika zu führen gedachte. Ihre Schutzbefohlenen sollten das bald genug gewahr werden.

„Es kommt mir vor, als ob Lisbeth ihre Dienstboten zu sehr verwöhnte,“ äußerte sie schon am Mittag des ersten Tages gegen Tante Monika. „Ich habe da so allerlei Schlendrian bemerkt, den ich nicht durchgehen lassen werde. Unsere Mädchen zu Hause sind viel fixer.“

Die Tante lächelte unmerklich. „Vielleicht liegt es daran, daß auf dem Lande alles etwas gemächlicher her-

geht," meinte sie freundlich. „Ich kann eigentlich nicht finden, daß Lisbeth zu nachsichtig ist. Sie würde sonst kaum so tüchtige Mädchen haben!“

Sigrid zuckte die Achseln. „Mir liegt selbstverständlich nichts ferner, als Lisbeth tadeln zu wollen," entgegnete sie in ablehnendem Tone.

„Das habe ich auch gar nicht angenommen," lautete Tante Monikas ruhige Antwort.

Auch die Kinder sollten ihre Erfahrungen mit dem neuen Hausregimente machen. Um sie zu beschäftigen und von dummen Streichen zurückzuhalten, stellte Sigrid ihnen allerlei Aufgaben, den größeren Schularbeiten, den kleineren Spielaufgaben draußen im Garten.

Die Sonne lachte recht verlockend in das offene Fenster der Kinderstube, wo Lolo und Mausemiau seufzend ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit oblagen.

„Meine Übersetzung ist zu schwer!" murkte Lolo, den Federhalter zwischen den Zähnen, und blickte nach Mausemiau hinüber, die, den Kopf auf beide Arme gestützt, in ihrem Haar wühlte. Mit einem schweren Seufzer schaute sie auf. Ihre anfangs so glühende Verehrung für die hübsche Sigrid lag bereits bedenklich im Kampfe mit dem Mißmut über so unerhörte Anforderungen zur Ferienzeit.

„Meine Exempel sind gräßlich!" gestand sie kleinlaut. „Von sechsen kriege ich nur eins heraus, Lolo!"

„O!" stieß Lolo halb teilnehmend, halb erfreut über diese Mitleidenschaft hervor.

„Ob wir wohl alle Tage so wie zehn Pferde arbeiten müssen?“ fuhr Mausemiau fort.

Lolo nickte hoffnungslos.

Mausemiau überlegte. Dann beugte sie sich näher zu der Leidensgefährtin hinüber und sprach im Flüsterton: „Du, dann weiß ich, was wir tun. Dann rücken wir aus! Ja, das tun wir, alle miteinander, und gehen in die Brombeeren!“

Lolos trübselige Miene hellte sich auf. Exempel und Übersehung waren zu Nebensachen geworden. Halblaut schmiedeten die Kinder einen Plan, dessen Geheimhaltung sie sich gegenseitig mit fürchterlichen Schwüren bekräftigten. —

Inzwischen war auch im Erdgeschoß der Villa, wo die Küche und die Wirtschaftsräume lagen, eine Meinung über Sigrids Regiment verlautet.

Stine, die Köchin, äußerte dort gegen Dortchen, das Hausmädchen: „Fräulein schält selbst die Birnen, ich mache es ihr nicht flink genug!“

Dortchen grinste verständnisvoll.

„Na, Stine, denn sei doch froh, denn kannst ja en büschen durch 'n Garten spazieren, damit daß dich de Zeit nich lang wird.“

Stine, die sich einer Erkältung wegen den Hals dick in Watte gepackt hatte, schüttelte den Kopf und sah mißmutig drein.

„Ja,“ meinte sie, „Fräulein hat es grausam hille mit's Arbeiten. Immer los, haste nich gesehn, hui! Immer lüttchen Hundetrab! Das hält en Mensch woll ne Stunde

aus oder en paar, aber nich 'n ganzen Tag. Un mich is so wie so nich gut zu Sinne. Es rummelt mich so im Kopfe rum, ich weiß nich, was das heißt!“

In der Veranda ward geklingelt. Dortchen ging eilig hinauf. Nach kurzer Zeit kehrte sie mit vergnügter Miene nebst einem Korbe voll ungeschälter Birnen und einem Napfe mit einigen wenigen geschälten zurück.

„Es ist nichts mit deinem Spazierengehen, Stine! Fräulein hat sich in den Finger geschnitten. Stine wird so freundlich sein und fertig schälen!“

„Was? Nu kann se nich mal Birnen schälen?“ brummte Stine wütend.

Als sie sich nach dieser Äußerung umdrehte, erblickte sie plötzlich Tante Monika hinter sich. Wie aus den Steinfliesen emporgewachsen stand das kleine, greise Fräulein da. Nun ward auch Dortchen sie gewahr und stieß einen unterdrückten Schrei aus.

„Gotte doch, Fräulein Referstein! Ich habe Sie gar nicht kommen hören!“

Stine verfärbte sich sichtlich.

Tante Monika stand in hohem Ansehen und heilsamer Furcht bei den Dienstboten, und ihre augenblickliche Miene weißsagte nichts Gutes.

„Ich habe mich wohl verhört?“ fragte sie ganz langsam und sehr ruhig. „Oder solltet ihr nicht wissen, daß Leute, die unziemliche Reden führen, hier im Hause nicht geduldet werden? — Stine, die Milch da auf dem Herde wird gleich überkochen! — Und du, Dortchen, kannst mal

mit mir in den Garten kommen, daß ich dir zeige, welche Gurken zum Einlegen geschnitten werden müssen. Mache nur das da erst fertig, ich gehe voran!"

Und mit leisen Schritten entfernte sich Fräulein Monika Referstein auf ihren weichen Schuhen, die sie ihrer schmerzenden Füße wegen zu tragen pflegte.

Es herrschte eine merkwürdige Einsilbigkeit, nachdem sie die Küche verlassen hatte. —

Drei Tage waren seit der Abreise des Ehepaars verstrichen.

Täglich gaben Postkarten mit und ohne Ansichten, enthaltend Grüße, Fragen und Reiseberichte fröhlichster Art, den in Villa Monika Zurückgebliebenen erfreuliche Kunde vom Ergehen der Reisenden.

Am Nachmittag des vierten Tages aber langte eine Depesche rätselhaften Inhalts an. Sigrid, an die sie gerichtet war, las sie voller Staunen und zeigte sie dann kopfschüttelnd der Tante Monika.

Diese setzte ihre Brille auf und studierte das Telegramm. Aber auch durch die Brille wurde es nicht verständlicher.

„Assessor bleiben und Enten schießen. Konrad,“ las sie langsam.

„Was mag das heißen sollen?“ fragte Sigrid. „Wer soll denn Assessor bleiben und Enten schießen?“

Tante Monika wußte es auch nicht. Nach einigem Hin- und Herraten ging man über den Assessor gebliebenen Entenjäger zur Tagesordnung über.

„Wenn es nur nicht etwa Logierbesuch bedeutet!“ mutmaßte Tante Monika. „Aber ich kenne in Konrads Bekanntschaft gar keinen Assessor. Dies macht mich an der Deutung wieder irre.“

Die Aufklärung sollte noch an demselben Tage erfolgen, bevor noch die Karte, auf der Sigrid den Schwager darum bat, in dessen Hände gelangt war.

Die Abendmahlzeit ward, wie meist bei schönem Wetter, im Garten verzehrt.

Tante Monika, Sigrid und die Kinder saßen unterhalb der Veranda um einen großen Gartentisch geschart und verzehrten saure Milch mit Brot und Zucker, als die Gartenpforte geöffnet wurde und ein junger, blonder Herr im Jägeranzuge mitsamt einem Hühnerhunde eintrat und sich grüßend dem Tische näherte.

Bewundert und erwartungsvoll blickte die gesamte Tafelrunde ihm entgegen. Vor Tante Monikas Platz machte er Halt und richtete, seinen grünen Filzhut in der Hand, seine Anrede an die alte Dame: „Gnädiges Fräulein, ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern — Assessor Referstein, vormals Referendar, und als solcher hatte ich den Vorzug, Ihnen auf der Taufe der kleinen Auguste vorgestellt zu werden.“

Tante Monika hatte sich mit einer fast jugendlichen Lebendigkeit erhoben und streckte nun dem Gast lebenswürdig die Hand entgegen. „Gewiß, gewiß! Sie sind ja Konrads Better! Ich erinnere mich Ihrer sehr gut! Sie hielten damals eine so lebenswürdige, humorvolle

Tischrede auf den Täufling. Leider treffen Sie meinen Bruder nicht zu Hause."

"O weh!" sagte der junge Jurist in drolliger Entzündung. "Konrad hatte mich nämlich vor ein paar Wochen sehr freundlich zur Entenjagd eingeladen. Mein Weg führte mich gerade hier vorüber. Ich bin auf einer weiteren Reise begriffen, und da ich auf meinen Anmeldebrief keine Absage erhielt —"

"So bin ich nun hier, und das ist sehr nett!" ergänzte die Tante liebenswürdig. "Ihr Brief wird meinem Bruder mit andern Postfachen vom Kontor aus nachgeschickt worden sein. — Sie müssen nun mit Damengesellschaft vorlieb nehmen. Charlotte, lauf mal schnell und ruf Dortchen, und du, Alexander, gibst dem Herrn Assessor deinen Stuhl und holst dir einen andern. — Ihr Besuch, Herr Assessor, ist uns heute früh durch ein Telegramm von Konrad angekündigt worden, das uns viel Kopfzerbrechen gemacht hat und erst jetzt verständlich wird, nicht wahr, Sigrid? Ich darf Sie wohl mit unserer Hausgenossin bekannt machen: Fräulein Sigrid Jansen, die jüngere Schwester und augenblickliche Stellvertreterin der Hausfrau."

Die beiden jungen Leute betrachteten einander mit prüfendem Blick, und das Ergebnis dieser beiderseitigen Musterung war günstig.

"Sie ist noch hübscher als Frau Lisbeth!" dachte der Jäger.

Und Sigrid dachte: „Aha! Da haben wir also den

bleibenden und Enten schießenden Assessor! Hm! Sein Jägeranzug steht ihm vorzüglich."

Es stellte sich nun heraus, daß der Gast noch nicht zu Abend gegessen hatte, und er ward freundlich aufgefordert, sich an der Mahlzeit zu beteiligen. Als man aber Miene machte, ihm etwas anderes als saure Milch vorzusetzen, bat er mit gewinnender Liebenswürdigkeit, doch auch an diesem für ihn leider seltenen Genuße teilnehmen zu dürfen.

"Ich nehme keinen Anstand, die Bitte auszusprechen," fügte er lächelnd hinzu, "da ich eine so große Schüssel erblicke."

"O, es ist auch noch welche in der Speisekammer!" ließ Mausemiau sich beruhigend vernehmen.

"Die soll ja zu Stippkäse!" widersprach Sotro ziemlich hörbar.

Stippkäse war sein Lieblingsgericht, und er befürchtete, daß des Gastes Appetit ihm die schöne Aussicht darauf vereiteln könne. Daher beobachtete er im weiteren Verlauf der Mahlzeit den Assessor mit Argusaugen, und sein Wohlwollen stieg, als die Bestandteile zum Stippkäse nicht aus der Speisekammer gefordert wurden.

Zum Nachtisch ward dem Gast das nunmehr enträtselte Telegramm gezeigt, und er versprach, wenigstens für den folgenden Tag von der liebenswürdigen Aufforderung des Hausherrn Gebrauch zu machen.

Nachdem die Kinder zu Bett geschickt waren, saßen die Damen noch lange bei der Lampe auf der Veranda

und erfreuten sich an der angenehmen Unterhaltung des Gastes, der sich ihren zunehmenden Beifall erwarb. Als dann auch er sich empfohlen hatte, sagte Sigrid zu Tante Monika: „Wie unangenehm, daß Dortchen Erlaubnis hat, morgen die Hochzeit mitzumachen! Wir können sie so schlecht entbehren. Es ist doch nun mehr im Haushalt zu tun des Assessors wegen. Ich hätte Lust, sie hier zu behalten. Was meinen Sie dazu?“

„Davon würde ich Ihnen dringend abraten, liebe Sigrid. Dortchen hat die Erlaubnis schon vor Wochen von Lisbeth erhalten. Es handelt sich um die Hochzeit ihrer Schwester; ich glaube, es würde ihr sehr hart ankommen, dabei zu fehlen. Übrigens ängstigen Sie sich nicht, Sigrid, ich helfe Ihnen gern, und unser Gast wird vorlieb nehmen. Wir wollen das schon einrichten.“

„O, ich ängstige mich gar nicht. Ich ärgere mich nur, daß sich dies so dumm trifft!“

Tante Monika lächelte fein. „Das gehört alles mit zu den Hausfrauen Sorgen, aber wir wollen schon hindurchkommen. Was haben Sie denn für morgen mittag bestimmt, liebe Sigrid?“

„Saure Bohnen und Kartoffeln und Schinken. Nun weiß ich nicht, ob ich das dem Assessor bieten kann. Aber woher sollte ich noch anderes Fleisch schaffen? Auf dem Lande ist man auch zu schlimm daran!“

Tante Monika überlegte. „Da müssen ja auch noch die vielen Bratenknochen von gestern mittag dasein? Wenn Sie nun daraus mit Suppenkraut und Schinkenabfällen

Bouillon kochten und zum Nachtisch eine süße Speise folgen ließen? Das alles wäre nicht zu verachten, wenn man guten Appetit von der Jagd mitbringt."

Darauf hätte ich selber kommen können! dachte Sigrid ärgerlich. Statt Dankbarkeit für den guten Rat an den Tag zu legen, empfand sie gekränkten Ehrgeiz. Sie bemühte sich zwar, nichts davon merken zu lassen, aber Tante Monika war sehr feinführend, sie durchschaute Sigrid doch, wenngleich sie sich nichts davon anmerken ließ.

Außer diesen Beratungen über den Rüchenzettel wurden im Hause vor dem Schlafengehen von den verschiedenen Hausgenossen noch andere Beratungen gepflogen.

Im Schlafzimmer der Kinder schlüpfte, als alle schon in den Betten lagen, Mausemiau noch einmal aus dem ihren und erschien mit bloßen Füßen vor Lolo's Bett. Sie rüttelte die kaum Eingeschlafene am Arm und jagte ihr einen tüchtigen Schrecken ein, indem sie ihr ins Ohr posaunte: „Also morgen früh durch die Hintertür, hörst du?“

„Ja, ja doch!“ murmelte Lolo schlaftrunken und drehte sich auf die andere Seite. „Es ist ja noch gar nicht morgen!“

In der Bodenkammer, wo die Mägde schliefen, kramte Dortchen in ihrem Koffer herum und rüstete sich für die Reise zum Hochzeitsfeste. Sie hatte eine weite Strecke Weges zu Fuße zu gehen und wollte vor Tau und Tag aufbrechen.

„Was is dich denn, Stine?“ fragte sie zwischendurch teilnehmend. Stine ächzte und stöhnte nämlich und warf sich im Bette hin und her.

„Ach Dortchen, mich is schlecht zu Sinne! Wenn ich man nich ne Krankheit kriege!“

Dortchen erschrak und horchte auf. „Stine, Stine, du wirst mich doch nich en Strich durch mein Vergnügen machen, daß Fräulein nich sagt, ich soll hierbleiben?“

„Ach was!“ ächzte Stine. „Geh man beizeiten los, daß du weg bist! Denn muß Fräulein sich die Piepern auß der Fabrik zur Arbeit kriegen oder die Käsewieter.“

Dortchen kramte hastig weiter. Ihr Gewissen war ein wenig beunruhigt und gönnte ihr nicht viel Schlaf. Um so pünktlicher befolgte sie Stinens Rat.

Als Sigrid früh am Morgen aufstand, war Dortchen bereits über alle Berge.

Aber auch von Stine war keine Spur zu sehen.

Als auf Sigrids Klingeln niemand erschien, ging das junge Mädchen in die Küche hinunter. Da saß Stine leichenblaß im Gesicht und vor Frost zitternd und zähneklappernd am Herde auf einem Schemel zusammengesunken wie ein Klumpen Unglück.

„Den Kaffee habe ich fertig, aber nun bin ich umgefallen!“ jammerte sie kläglich.

Es bedurfte keiner ärztlichen Kenntnisse, um zu sehen, daß Stine ernstlich krank war.

Sigrid starrte sie an und erwog einen Augenblick schweigend die Tragweite dieses über den Haushalt hereinbrechenden Mißgeschickes. Am liebsten hätte sie angefangen zu weinen, aber sie hielt die Tränen zurück. Die halfen hier zu nichts. Es galt zu handeln, und zwar schnell.

Sie schickte Stine zu Bett und suchte Tante Monika auf.

„Das ist sehr unangenehm, aber wir wollen den Kopf nicht verlieren,“ tröstete diese. Sie schaffte auch alsbald Rat.

Mit Hilfe der Kinder, die als Boten benutzt wurden, setzte sie sich mit der Fabrik in Verbindung. Es dauerte nicht lange, da erschienen von dorthin zwei Tagelöhnerfrauen, die Piepern und die Käsewieter.

Die Käsewieter wurde ins benachbarte Dorf nach dem Arzt geschickt und die Piepern bei der Hausarbeit angestellt.

„Sie werden heute mittag sehr vorlieb nehmen müssen, Herr Assessor,“ sprach Sigrid beim Frühstück zu dem Gast, der sich zur Jagd rüstete und soeben von ihr mit einem Imbiß versorgt werden sollte. „Wieviel Brötchen darf ich Ihnen streichen zum Mitnehmen?“

Sie erhob eine der zierlichen Semmeln und sah ihn fragend an.

Der Assessor lächelte gutmütig belustigt. „O bitte, ganz nach Belieben!“

Die Kinder verfolgten über ihre Kaffeetassen hinweg den Vorgang mit sachverständigen Blicken.

Auf einmal platzte Hotto vorwurfsvoll mit den Worten heraus: „Na, Tante Sigrid, du hast aber keine Ahnung, was Jäger essen. Schneid dem Onkel nur ein ordentliches Stück Schwarzbrot und gib ihm ein Ende Wurst dazu.“

„Jawohl,“ stimmte Lolo eifrig bei, „das kriegt Papa auch immer von Mama zur Jagd. Und ein paar Gurken noch obendrein.“

Der Assessor lachte, Tante Monika lächelte, Sigrid lachte auch, aber sichtlich verlegen, und errötete dabei.

„Ja, das ist nun mein Unverstand in unbekanntem Dingen, der mir da einen Streich spielt!“ erklärte sie freimütig. „Nämlich bei uns zu Hause geht niemand auf die Jagd, Brüder habe ich nicht, also muß ich die Verproviantierung erst lernen.“

Dabei griff sie nach dem Schwarzbrot und schnitt ein paar tüchtige Stücke ab. Wohl versorgt trat der Gast alsbald seinen Weg an.

Tante Monika hatte nun allerlei mit Sigrid zu besprechen. Niemand achtete augenblicklich auf die Kinder.

Mausemiau gab Lolo ein Zeichen. „Jetzt aber flink,“ flüsterte sie aufgeregt, „ehe sie uns Schularbeiten aufgibt! Hotto und Gucke, geht nach der Hintertür im Garten! Wir kommen auch gleich!“

Geräuschlos schlich eins nach dem andern zur Tür hinaus. Im Eifer ihres Tagewerkes ward Sigrid ihr Verschwinden einstweilen nicht gewahr. Es gab auch gar zu viel zu tun. Tante Monika erbot sich, die Bohnen zu pflücken und zu schnitzeln. Sigrid wies die Piepern an, räumte den Frühstückstisch ab, lief treppauf treppab im Hause und griff eifrig zu, in der Hast zwar nicht immer am rechten Ende, aber man kam doch vorwärts.

An der Hinterpforte des Gartens hatten sich unterdessen die Kinder versammelt.

„Himmlich, himmlisch!“ jubelte Mausemiau, und ihre Augen funkelten. „Jetzt also gehen wir alle miteinander in

die Brombeeren! Tante Sigrid merkt es gar nicht, sie hat heute zu viel zu tun."

"Ja, aber Tante Monika?" meinte Lolo mit bedenklicher Miene.

"Ach was! Die kommt nicht hinter uns her!" beruhigte Mausemiau. "Nur eins muß ich noch sagen: daß es uns nicht so geht, wie damals meiner Freundin und mir, als wir Schlüsselblumen ausgraben wollten, um sie in unsern Garten zu pflanzen. Nämlich meine Freundin sagte zu mir, wir wollten eine leere Zehnpfundtüte mitnehmen, darin könnten wir die Pflanzen gut nach Hause tragen. Und ich ließ mir eine geben von Mama. Aber als wir nachher damit in den Wald kamen, fanden wir nur ein kleines, grünes Büschelchen mit zwei Knospen daran. Das gruben wir aus, und auf dem Rückwege, als wir es in die große leere Tüte getan hatten, sagte meine Freundin: „Wir müssen gewiß beide anfassen, sonst verheben wir uns an der schweren Tüte!“ Und darüber kamen wir so ins Lachen, daß wir stolperten und in den Chausseeegraben fielen."

"So geht es uns auf keinen Fall!" entgegnete Lolo mit Bestimmtheit. "Dortchen hat gesagt, die Brombeeren säßen klettenvoll. Ich will nur noch schnell den Henkeltopf holen, den ich mir gestern abend von Stine gebettelt habe. Er steht unter dem Knackbeerenbusche, da habe ich ihn versteckt."

Während sie hinlief und den Topf holte, stand Gotto, beide Hände in den Hosentaschen, so recht breitspurig mitten auf dem Wege und betrachtete die kleine Auguste, die, nach

ihrer strahlenden Miene zu urteilen, große Lust zu der Brombeerpartie verspürte.

„Ich finde, Gucke kann noch nicht mit!“ sprach er unbarmherzig. „Sie ist zu klein. Magst du nicht unter den Pflaumenbaum gehen, Gucke?“

Aber dazu hatte die kleine Auguste gar keine Lust, obgleich sie noch nicht einmal wußte, was dem arglistigen Hotto sehr genau bekannt war, daß keine einzige Pflaume mehr auf dem Baume saß, weil Hotto die letzte mühsam mit einer Bohnenstange heruntergestochert und in aller Stille verspeist hatte.

Die kleine Auguste fühlte sich so zurückgesetzt, daß sie sogleich zu weinen anfing.

Mausemiau aber, der ein starkes Gerechtigkeitsgefühl innewohnte, erwischte den grausamen Bruder am Ohrzipfel und zupfte ihn tüchtig.

„Schäme dich, Hotto! Gucke geht mit, nicht wahr, mein Guckerli?“

Und um den Bruder noch ein bißchen zu kasteien, fuhr sie fort: „Nimm du dich nur in acht! Ob wohl Tante Sigrid gern sieht, daß du die helle Hose anbehalten hast? Du hast sie doch erst heute rein angekriegt!“

Hotto tat, als ob er nicht gut hören könne.

Da kam Lolo mit dem Henkeltopfe, und nun ging die Reise los.

Durch die Hintertür gelangten sie auf einem Heckenwege ins Dorf. Da fühlten sie sich aller Gefahr entronnen. Vergnügt klapperte Lolo mit dem blechernen Henkel-

topfe am Statet eines Zwetschgengartens und sprach weise dazu: „Nämlich zum Brombeerpflücken gehört sehr gutes Wetter und sehr schlechtes Zeug!“

Mausemiau ließ von ungefähr ihren Blick an dem rosa Rattunkleide hinabgleiten, das sie wieder einmal ohne Schürze trug.

„Da ist Spötters Junge,“ verkündete Hotto vergnügt und blieb stehen, „der soll mitgehen!“

Mausemiau zupfte den Bruder abmahnend am Ärmel und raunte ihm zu: „Ih gitte! Der sieht aber schmutzig aus! Und seine Hose hat ein Loch, da guckt das Hemd durch — wie unanständig!“

Aber der Widerspruch kam zu spät. Der barfüßige Tagelöhnerjunge, von dem die Rede war, kletterte bereits auf Hottos voreiligen Zuruf von dem Holzstoß herab, auf dem er sich mit andern Dorfbuben amüsiert hatte, und schloß sich mit breitem Grinsen und sichtlich geehrt durch die Einladung der Expedition an.

Zuvor gab er noch einem flachshaarigen, sonnenverbrannten kleinen Mädchen einen Wink, worauf dieses ebenfalls mitging.

„Das ist Karlchens Schwester, Spötters Stinechen!“ flüsterte Lolo unzufrieden Mausemiau zu. „Nun haben wir die auch noch auf dem Halse!“

So trabten sie denn zu sechsen weiter die Dorfstraße entlang, bis sie das letzte der zum Teil noch mit Stroh gedeckten Häuser hinter sich hatten und die freie Heide sich vor ihnen auftat.

Dort gab es nochmals einen Aufenthalt, weil Gucke Sand in den Schuhen hatte, den sie behauptete ausschütten zu müssen.

Hotto fand das sehr unnötig, aber schließlich wartete die ganze Karawane, und dann endlich gelangte man zu den ersten Brombeersträuchern an einem steilen Grabenbord.

Die Ernte konnte nun beginnen.

Das war ein Eifer und ein Vergnügen, als der Rinderschwarm über die Sträucher herfiel! Grabenauf, grabenab ging die Kletterei. Hu, wie feucht und unheimlich war's drunten auf dem Boden des Grabens im hohen Grase und Unkraut! Die Furchtsamen ließen sich von den Gefährten festhalten und tauchten erst einmal prüfend mit der Fußspitze hinab. Wer den Mut hatte, einfach hinunter zu plumpfen und in Schlamm und Moos Fuß zu fassen, der war gut versorgt. Wie im Märchen vom Schlaraffenlande hingen ihm die saftigen schwarzen Beeren in dicken Büscheln in den Mund. Sie kollerten bei der leisesten Berührung überreif ins Gras und mußten wieder herausgeklaubt werden.

Es war nur höchst tadelnswert und lästig, daß Mausemiau sich so albern anstellte. Wer schrie wohl gleich Zetermordio, wenn einem mal eine Kreuzspinne über die Hand lief oder ein Frosch auf den Schuh hüpfte! Solch eine hübsche, bunte, muntere Spinne! Hotto fand sie sehr sehenswert, aber anfassen mochte er sie freilich auch nicht.

Als Spötters Karlchen gewahrte, daß Hotto die Spinne gern gefangen hätte, war er sogleich zu diesem

Liebesdienste bereit. Auch Stinechen zeigte keinerlei Furcht oder Abscheu. Die beiden eröffneten eine regelrechte Treibjagd auf die Spinne und fingen sie alsbald ein. Daß die Jagdbeute dabei ein Bein verlor, geschah ohne böse Absicht, und man tröstete sich schnell über das Ereignis. Wozu brauchte eine Spinne auch so viele Beine? Sie hatte noch ohnehin genug.

Wie aber nun die Beute verwahren? Stinechens Vorschlag, sie mit in den Brombeertopf zu sperren, ward mit gerechter Entrüstung und gebührendem Abscheu zurückgewiesen. Schließlich wurde Karlchen Spötter zugemutet, die Spinne auf seinem Kopfe unter Hottos Strohhute zu beherbergen. Der Hut sollte ihm unter dieser Bedingung leihweise anvertraut werden.

Man verdachte es Karlchen ein wenig, daß er nicht sogleich begeistert auf das Anerbieten einging. Den Strohhut, das konnte man merken, rechnete er sich zwar zur Ehre an, aber mit der Spinne als Zugabe konnte er sich nicht befreunden. Er faßte die Aufgabe des Spinnenhüters sehr gewissenhaft auf.

„Un wenn se mit denn rutlöppet?“ meinte er mit bedenklicher Miene.

Schließlich wurde der Verhandlung gewaltsam ein Ende gemacht. Stinechen ward angewiesen, Hut und Spinne dem Bruder auf seinen Flachskopf zu stülpen, was sie auch zur Zufriedenheit bewerkstelligte.

„Fühlst du sie krabbeln?“ examinierte Hotto unter allgemeiner Teilnahme.

Spötters Karlchen versicherte, daß er sie deutlich krabbeln fühle. Darauf ging man zufrieden wieder zum Beerensuchen über.

Es dauerte nicht lange, da erhob sich ein Hilfesgeschrei aus der Tiefe des Grabens. Man eilte herzu und fand Mausemiau wie weiland Absalom mit den Haaren in einem Rankengestrüpp verwickelt. Lolo und Stinechen mußten all ihre Geduld und Geschicklichkeit aufwenden, um die Gefangene aus der Dornenhecke wieder herauszulauben. Dann flochten sie ihr zwei Zöpfe, jede einen, und darauf nahm die Brombeerenernte ihren Fortgang.

Inzwischen war die Sonne in Mittagshöhe gestiegen, und über den Stoppelfeldern zur Seite des Weges flimmerte die stille Glut des Tages.

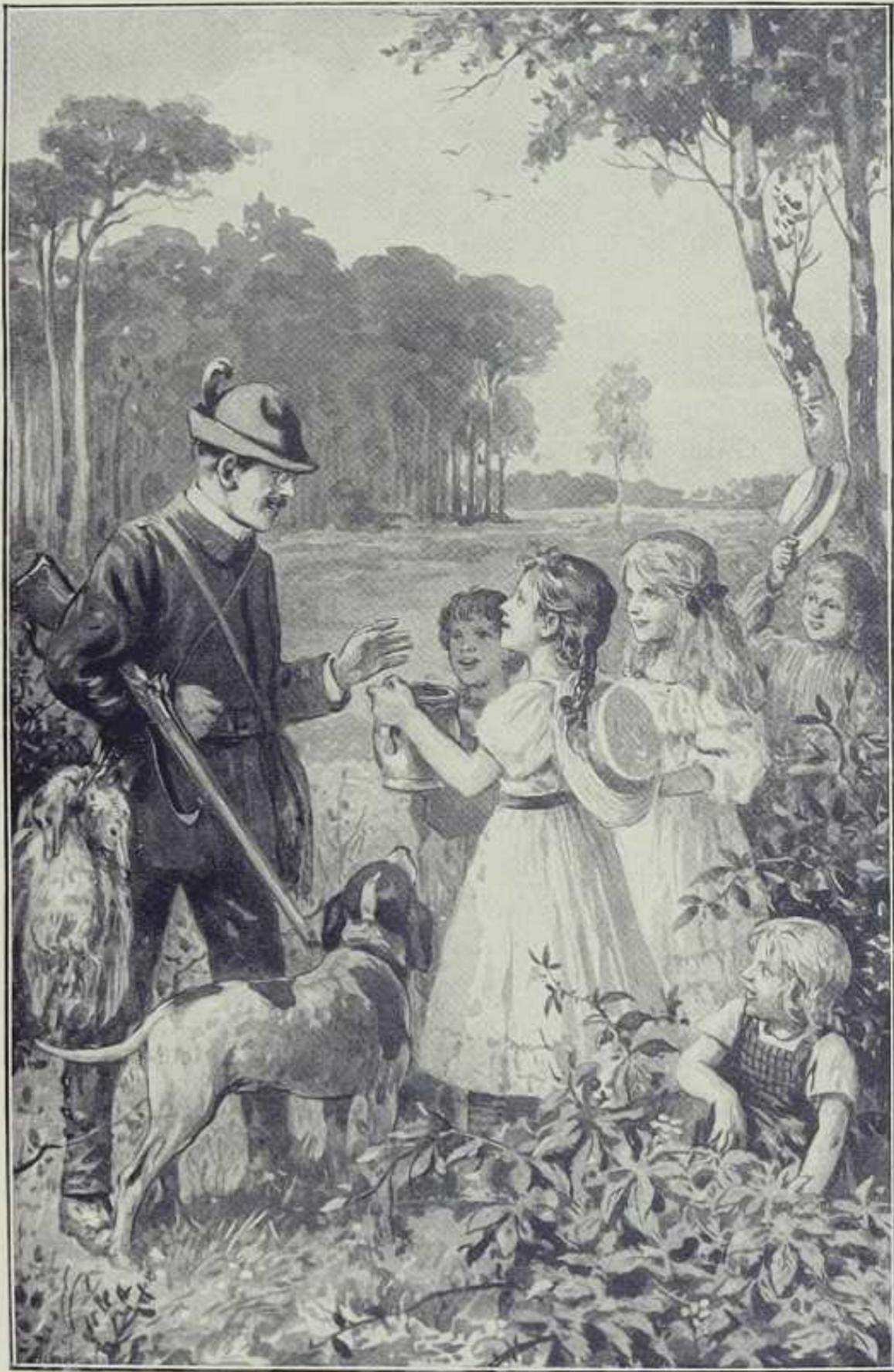
„Jetzt paßt nichts mehr drauf!“ verkündete Lolo. Sie meinte den blechernen Henkeltopf, den sie wohlweislich nicht mehr aus den Händen ließ.

„Wüßten wir nur, was die Uhr ist!“ meinte Mausemiau und betrachtete sorgenvoll zwei Risse und verschiedene Flecke in ihrem rosa Kleide.

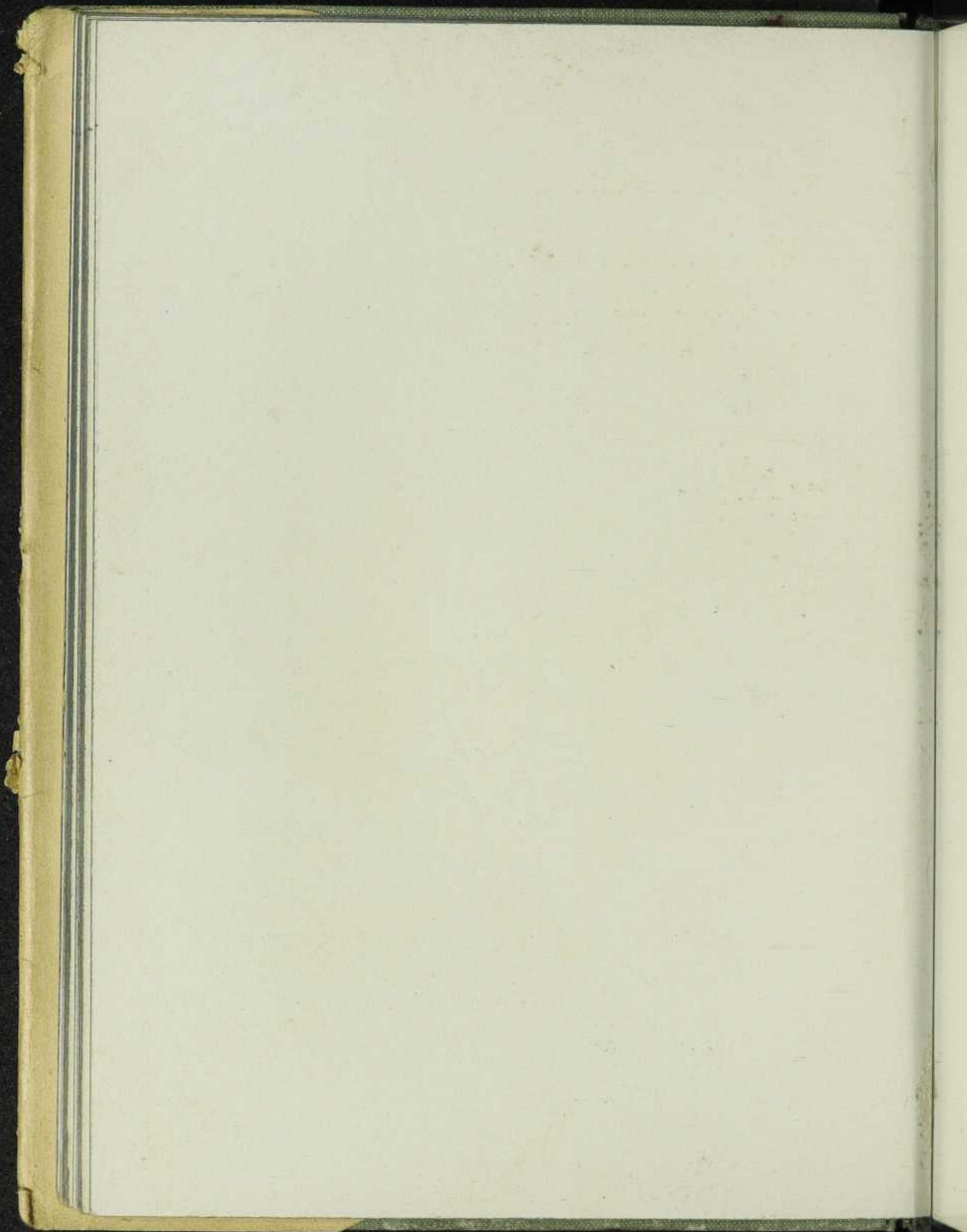
„Ein Hund!“ rief plötzlich Gucke und deutete nach dem nahen Föhrengehölz hinüber.

„Der Onkel Assessor und sein Sektor!“ schrie Gotto vergnügt und rannte spornstreichs querfeldein dem Jägermann entgegen.

Es dauerte nicht lange, da stand der Assessor mitten unter der Kinderschar, die ihn freudig begrüßte. Aber niemand war froher über sein Erscheinen als die Kreuzspinne.



Villa Monita. Seite 33.



Als nämlich Spötters Karlchen zur Begrüßung des feinen Stadtherrn seinen Hut abnahm und recht mit Bewußtsein feierlich schwenkte, benutzte die Kreuzspinne, die er im Augenblick vergessen hatte, flink die günstige Gelegenheit zu entinnen und lief Karlchen über die Stirn auf die Nase herunter.

Ein allgemeines Geschrei erhob sich, und die Jagdbeute Karlchens suchte ungehindert das Weite.

Des Assessors Jagdbeute baumelte in Gestalt von fünf Enten an seiner Jagdtasche und wurde von den Kindern lebhaft in Augenschein genommen.

„Wie kommt ihr denn eigentlich hierher?“ erkundigte sich nun der Assessor. „Wißt ihr nicht, daß Mittagszeit ist, und daß wir uns sehr beeilen müssen, wenn wir rechtzeitig zu Hause sein wollen? Kommt nur flink mit!“

Sie folgten bereitwillig. Auf einmal fühlten sie allesamt Hunger, Durst und Müdigkeit.

Durch die Sonnenglut trabten sie heimwärts, und es war ihnen allen ein bißchen unbehaglich zumute, wenn sie an Tante Sigrid dachten und daran, was sie wohl sagen würde, wenn sie ihrer ansichtig würde.

\* \* \*

Inzwischen waren auch Sigrid die Morgenstunden wie im Fluge vergangen.

Der Arzt war gekommen und hatte festgestellt, daß es sich bei Stine um Influenza handle, doch gab er den Trost, daß das starke Fieber vermutlich ebenso schnell wieder nach-

lassen werde, wie es gekommen war. Darauf verordnete er die entsprechenden Mittel, und die Käsewieter, die sich unterdessen samt der Piepern an einem ausgiebigen und langwierigen Frühstück gestärkt hatte, wurde mit dem Rezept nach der Apotheke geschickt, die ebenso weit nach der einen Himmelsrichtung von Villa Monika entfernt lag, wie der Doktor nach der andern Richtung wohnte.

Leider benahm Stine selbst sich in ihrem Elend recht unverständlich. Sie weinte, sprach von einer Tante in ihrem Heimatdorfe, die kürzlich an der Influenza gestorben sei, und bejammerte heftig Dortchens Abwesenheit, der sie für den Fall ihres Abscheidens ihren letzten Willen hätte kund geben wollen.

So überließ Sigrid sie denn wohl oder übel ihrem Schicksal und wirtschaftete weiter mit der Piepern, die allerlei Gewohnheiten entfaltete und eigentlich alles anders machte, als wünschenswert war.

„Ich sehe es ein, ich muß selbst kochen!“ Sigrid sprach es mit erhitzten Wangen im Tone großartiger Entschließung zu Tante Monika, nachdem sie mit der Piepern die Zimmer gereinigt hatte.

„Haben Sie es denn schon mal getan?“ fragte die Tante.

„Das eigentlich nicht,“ versetzte Sigrid, die der Ton der Frage verdroß, „weil ich genug mit meinem Examen zu schaffen hatte. Ich bin doch gleich im Anschluß an die Schule auf das Lehrerinnenseminar gegangen. Aber das Kochen kann doch so schwer nicht sein! Die Piepern wenigstens würde mir alles verderben.“

„Wo mögen denn die Kinder eigentlich stecken?“ entgegnete Tante Monika, eine andere Antwort umgehend.

Ja, wo waren die Kinder? Erst jetzt kam es Sigrid zum Bewußtsein, daß sich die kleine Gesellschaft seit dem Morgenkaffee nicht hatte blicken lassen.

„Ach Gott, ich hätte mich früher um sie bekümmern müssen! Wenn ihnen nur nichts geschieht!“

„Daß wollen wir nicht gleich fürchten,“ beruhigte die Tante. „Irgend einen dummen Streich werden sie freilich wohl anstiften. Zum Mittagessen stellen sie sich jedenfalls ein, Hunger tut weh. Soll ich Ihnen in der Küche helfen, Sigrid?“

Nun hätte Sigrid zwar gern Tante Monikas freundliches Anerbieten angenommen, aber ihr Ehrgeiz ließ es nicht zu. Eine geprüfte Lehrerin würde doch wohl ein einfaches Mittagessen bereiten können! Sie wollte sich keine Blöße geben, darum sagte sie schnell: „O ich danke! Ich werde hoffentlich allein damit zustande kommen!“

Das klang nicht sehr liebenswürdig. Schweigend griff Tante Monika nach ihrer Handarbeit.

In der Küche schnitt nun Sigrid Schinken, den sie in zierlichen Scheiben auf einem Teller mit Weinblättern anordnete. Das war ein leichtes Geschäft und ging glatt vonstatten.

Die Bouillon brodelte auf das erfreulichste im Topfe; das Herdfeuer wenigstens hielt die Piepern im Gange. Dies war aber auch ihre einzige Tugend in Sigrids Augen.

„Nun werde ich einen Sagoslammeri kochen,“ beschloß

Sigrid für sich in gehobener Stimmung. Diese Art süßer Speise war daheim in ihrer Familie sehr beliebt, und Sigrid meinte sich ungefähr der Bestandteile und ihrer Zusammensetzung zu erinnern.

Unbedenklich begab sie sich ans Werk.

Die kartoffelschälende Piepern staunte aus einiger Entfernung das Unternehmen an.

Es ging auch dem Anschein nach alles ganz gut. Der Sago ballte sich beim Kochen nicht zu „scheußlichen Klumpen“ wie einmal daheim, als Schwester Ilse sich an der Speise versucht hatte. Aber als Sigrid die fertige Masse in eine Glasschale goß, kam sie ihr doch nicht geheuer vor. Wie mochte das zugehen? Wie am zweiten Schöpfungstage der Welt, als die Feuchtigkeit und das Trockene im Weltall sich von einander schieden, so teilte sich die Speise in zwei Teile: der Sago senkte sich zu Boden, und die Milch sammelte sich obenauf.

Und doch erinnerte sich Sigrid deutlich, daß daheim der Flammeri einem lockern, weißen Schwamm geglichen hatte.

Wie mochte das zugehen?

Unbegreiflich!

Sie mußte also irgend etwas bei der Zubereitung versehen haben. Aber was?

Trotz Kopfzerbrechens kam sie nicht darauf. Sorgenvoll trug sie die Glasschale zum Abkühlen in den Eisschrank.

„Will Fräulein selber Speck und Mehl zu die sauren

Bohnen braten, oder soll ich das tun?" erkundigte sich sachverständig die Piepern.

Ach so, richtig, das mußte ja auch noch geschehen! Ein Glück, daß die Piepern Bescheid wußte und es erwähnte, so brauchte Sigrid doch nicht erst Lisbeths Kochbuch hervorzufuchen und zu Räte zu ziehen.

Als die Piepern die Kartoffeln fertig geschält hatte, wusch sie sie und sagte dabei: „So! Ich setze die Kartoffeln nu auf, und dann laufe ich erst mal nach Hause, damit daß mein Mann sein Essen kriegt. Der kommt gleich aus der Fabrik und muß Mittag haben. Aber ich schicke Sie meine Grete so lange, die kann schon ganz alkerat auf den Feuerherd passen.“

„So? Wie alt ist sie denn?“ fragte Sigrid, nicht sehr erbaut von dieser Anordnung.

„Zu Martini neun Jahr geworden.“

Lieber Himmel! Also in Mausemiaus Alter — das kann ja nett werden! dachte Sigrid. Die Krabbe richtet natürlich Unfug an!

Aber was war zu machen?

Vater Pieper hatte ohne Zweifel ein volles Recht, Hunger zu haben wie alle Leute zu Mittag, und die Piepern durfte als gute Ehefrau nicht zurückgehalten werden, ihm Mittagbrot zu besorgen.

Sigrid ließ also die pflichtgetreue Gattin ihres Weges gehen, und es dauerte auch nur gerade so lange, bis sie Speck und Mehl gebraten hatte, als ein kleines Dorfkind in der Tür erschien und sich mit den Worten einführte:

„Mahlzeit! Ich sollte bestellen, daß ich Piepers Grete bin.“

Sigrid musterte die neue Küchengehilfin mit einem prüfenden Blick, der wenig Zutrauen und eine gelinde Bestürzung ausdrückte.

Wie kann die Piepern nur solch ein drei Käse hohes Wesen schicken, das man hier zu Lande mit dem Ausdruck „Jammerlorf“ bezeichnen würde! dachte sie entrüstet.

„Na, hör mal, du kannst aber gewiß noch herzlich wenig!“ redete sie das Kind in ihrer raschen, ein wenig schroffen Art an.

Piepers Grete zeigte weder Bekränktheit noch Entmutigung. Ihre Miene blieb undurchdringlich wie die einer Sphinx.

„Gib wenigstens acht, daß das Feuer nicht ausgeht und nichts überkocht! Hörst du? Kannst du das?“

Piepers Grete nickte ernsthaft.

„In dem Topfe da sind Bohnen, die gleich fertig abgekocht sind. Was hier in der Pfanne steht, kommt nachher dazu, aber —“

In diesem Augenblicke rief oben im Hausflur Tante Monikas Stimme nach Sigrid. Diese ließ Piepers Grete stehen und lief die Treppe hinauf. Droben angelangt, stockte ihr Fuß. Der Anblick, der ihrer wartete, war auch allerdings geeignet, zu überraschen. Da standen die vermißten Kinder, und wie sahen sie aus! Wer jemals Brombeerernte gehalten und es ehrlich dabei gemeint hat, der weiß, wie man aussieht, wenn man davon heimkehrt.

Sigrid entgegen stürzte Lolo, stolz den gefüllten Henkeltopf schwenkend, ihr nach drängten sich die drei andern Ausreißer. Das war ein Tumult auf dem Hausflur!

Vier schwarzblaue Lippenpaare öffneten sich, um das drohende Ungewitter auf Tante Sigrids Antlitz durch Aufzählung sämtlicher Heldentaten zu besänftigen, die im Verlauf des so wohl angewendeten Morgens verübt worden waren.

Aber Tante Sigrid hörte nicht zu, sie war ganz Auge. Sie sah nur die erhitzten Gesichter, die zerzausten Haare, die zerrissenen, zerknitterten Kleider voller Flecke, die blauen Lippen und die Hände und Arme voller Schrammen.

Und den Hintergrund zu alledem bildete das lächelnde Gesicht des Entenjägerz. Es war aber auch gerade dieses lustige, gutmütige Lächeln des Assessors, an dem das heraufziehende Ungewitter zerschellte, das die kleinen Missetäter drohen sahen.

Sigrids Blick begegnete nämlich dem des Assessors, und lächelnd hielt jener die erlegten Enten in die Höhe.

Da lächelte Sigrid ebenfalls, halb gegen ihren Willen. Die vier kleinen Sünder aber, deren Augen gespannt dem Vorgange folgten, atmeten auf und wurden ganz plötzlich ihres Lebens wieder froh. Mausemiau machte im Rausch des Augenblicks sogar einen kühnen Versuch, die angebetete Sigrid zu umarmen, aber da kam sie schön an.

„Marsch an den Waschtisch, ihr Taugenichtse, daß ich euch wieder menschlich mache!“ kommandierte sie. „Aber erst trag die Brombeeren in die Speisekammer, Lolo!“

„Und meine Jagdbeute, wenn ich bitten darf, ebenfalls! Ich lege sie“ — hier erhielt Sigrid eine artige Verbeugung — „der stellvertretenden Hausfrau zu Füßen und wünsche guten Appetit dazu.“

Das junge Mädchen errötete vor Vergnügen über die liebenswürdige Guldigung.

Folgsam wie die Lämmer ließen die Kinder sich an das Waschbecken führen.

„Du, beinahe hätte es was gegeben,“ flüsterte Mausemiau ihrer Cousine Lolo zu, „ohne die Enten sicherlich! Ich wollte, er bliebe noch recht lange hier!“

„Ich auch!“ Lolo nickte harmlos. „Enten schmecken gut!“

Nach vollzogenem Reinigungswerke begab sich Sigrid schleunigst wieder hinunter in die Küche.

Grete Pieper stand seelenruhig am Herde und grinste der Eintretenden selbstzufrieden entgegen.

„Ich habe es schon drangetan!“ verkündete sie feierlich und deutete auf die leere Pfanne.

Von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, hob Sigrid den Deckel von dem Bohnentopfe.

Da schwamm alles, Speck, Mehl und Bohnen, lustig brodelnd in einer trüben, reichlichen Wasserbrühe durcheinander — eine seltsame und ungebräuchliche Suppe.

Dieser Anblick war zu viel für Sigrids an diesem Morgen etwas erregte Nerven. All ihr Mut war dahin, sie hätte am liebsten geweint.

Was nun beginnen, um das Mittagessen zu retten?

Sigrid fehlte die Erfahrung, die auch in unvorhergesehenen Fällen Ruhe und Sicherheit verleiht.

Mit geistesabwesender Miene starrte sie bald Grete Pieper, bald den Topf mit der unbeabsichtigten Bohnensuppe an. Sonderbar, das große, kluge, selbständige Mädchen, die geprüfte Lehrerin, verfiel im Augenblick in die Ratlosigkeit und Hilfsbedürftigkeit eines Kindes.

Tante Monika! Das war der einzige Rettungsgedanke.

Nein, nimmermehr! Das wollte Sigrid nicht, das nicht! Die Verschmähte um Hilfe bitten? Sich vor ihr demütigen? Welch ein hartes Angehen würde das sein!

Der Endreim eines Liedes zog Sigrid durch den Sinn: „Nach Kanossa gehn wir nicht!“

Ja, aber was sollte denn werden? Grete Pieper stand mit offenem Munde, ein lebendiges Fragezeichen, am Herde. Auch sie schien darauf zu warten, daß sich irgend etwas ereignen würde.

Sigrid Jansen ließ den Deckel wieder auf den Bohnentopf sinken, machte Kehrt, ohne Piepers Grete einer Mitteilung zu würdigen, und verließ die Küche.

Sehr langsam stieg sie die Stufen nach dem Hausflur hinauf. Es war der Schritt, mit dem sie und auch andere Menschen gedankenvoll die Treppe nach dem Sprechzimmer des Zahnarztes zu erklimmen pflegen.

Tante Monika saß auf der Veranda, umringt von den plaudernden Kindern.

Welches Glück, dachte Sigrid, daß sich der Assessor

nicht auch noch dazugesellt hat und mir etwa anmerkt, wie mir zumute ist!

Ein Blick in Sigrids Gesicht unterrichtete Tante Monika darüber, was in der Küche, wie man zu sagen pflegt, die Glocke geschlagen hatte.

Aber Tante Monika hatte auch ihre Rücken. Sie tat, als wäre die zögernde Sigrid nicht vorhanden, und fuhr fort, mit Hotto zu plaudern, der ihr begeistert die Geschichte von der Kreuzspinne anvertraute.

„Haben Sie wohl einen Augenblick Zeit für mich?“ fragte endlich das junge Mädchen ganz bescheiden.

Tante Monika war sogleich bereit. Sie erhob sich, hieß die Kinder zurückbleiben und folgte Sigrid in das Wohnzimmer.

Nun hätte Sigrid sehr wohl alle Schuld auf den Vorwitz von Piepers Grete schieben können, aber das lag ihrem offenen, stolzen Charakter fern.

„Ich weiß nicht mehr aus noch ein,“ gestand sie unumwunden, wenngleich in großer Verlegenheit, denn sie schämte sich in diesem Augenblicke ehrlich ihres vorhergegangenen hochfahrenden Wesens gegen die, deren Hilfe sie nun erbitten mußte. In kurzen Worten berichtete sie ihr Mißgeschick und bat Tante Monika, ihr beizustehen.

Es gibt nun mancherlei Arten in der Welt, eine Beichte entgegenzunehmen und Rat und Hilfe zu gewähren. Sigrid konnte von Glück sagen, da sie gewahr wurde, daß Tante Monika von diesen Arten eine der vornehmsten besaß.

Zwar ließ sie Sigrid erst ruhig die ganze Beschämung ihrer Selbstanklage auskosten, dann aber war sie auch die Güte und Hilfsbereitschaft in Person. Sie band sich schnell eine Schürze um und folgte dem jungen Mädchen in die Küche hinunter. Dort schickte sie sogleich Piepers Grete nach Hause.

„Das Kind würde sonst den Dienstleuten erzählen, daß ich Ihnen aus der Verlegenheit geholfen habe,“ sagte sie freundlich erklärend zu Sigrid, die sogleich begriff, daß Tante Monika vermeiden wolle, sie in den Augen der Untergebenen herabzusetzen.

Dann griff Tante Monika mit kundiger Hand in die Rüchengeschäfte ein. Die Unglücksbohnen wurden auf einen Durchschlag gegossen, mit neuen Zutaten versehen und so binnen kurzem in ein gutes Gemüse verwandelt.

Nun holte Sigrid auch zutraulich ihren mißglückten Sagoslammeri zur Begutachtung herbei.

„Daran haben Sie weiter nichts als den Eiweißschaum vergessen, der notwendig dazu gehört!“ erklärte die Tante lächelnd.

Sigrid wurde sehr rot. „Aber natürlich! Ach, das habe ich ja gewußt, wie konnte ich's nur vergessen! Was mache ich nun damit?“

„Das ist ganz einfach, wenn Sie meinen Rat hören wollen. Wir lassen die Speise ganz fort vom Tische, sie schmeckt so nicht. Statt ihrer geben wir gezuckerte Brombeeren, die nur vorher verlesen und sehr gründlich gewaschen werden müssen. Und dazu bereiten Sie ein paar Omeletten.

Wenn Sie kein Rezept dazu haben, gebe ich Ihnen gern Anleitung. Ist Ihnen das recht?"

Ob es Sigrid recht war! Dankbar ergriff sie die Hand der gütigen Helferin.

„O Tante Monika, wie gut Sie sind! Das habe ich eigentlich gar nicht verdient!“

„Nun müssen wir uns aber beeilen,“ mahnte die Tante.

Und sie gingen mit vereinten Kräften ans Werk. Die Omeletten gerieten dank der kundigen Anleitung vorzüglich. Schon bei ihrer Zubereitung ward Tante Monika gewahr, daß es ihrer Kochschülerin keineswegs an flinker Auffassung, Anstelligkeit und der nötigen Sorgfalt mangelte, sondern daß ihr vielmehr nur die richtige Anleitung und Übung gefehlt hatte.

Inzwischen erschienen auch die Piepern und die Käsewietern wieder zur Hilfe. Lolo und Mausemiau wurden benachrichtigt, daß sie sich des Tischdeckens annehmen sollten, und die Käsewietern, als die präsentabelste der beiden Frauen, erhielt von Tante Monika den notdürftigsten Unterricht in der schwierigen Kunst des Servierens, der sie natürlich mit großer Ahnungslosigkeit, aber viel gutem Willen gegenüberstand. Die Speisenfolge wurde ihr scharf eingeprägt und zur Sicherheit noch einmal abgehört; eine weiße Schürze ward aus Stines Vorrat für sie entlehnt.

Das etwas verspätete Mittagsmahl mundete allen Tischgenossen ausgezeichnet. Die Mehrzahl von ihnen hatte von ihren Streifzügen tüchtigen Hunger mit heimgebracht.

Daß die Käsewieteru allen guten Lehren zum Troß die Suppenterrine mit einem laut schallenden „Mahlzeit!“ auf den Tisch gesetzt hatte, war ganz geeignet, die Tafelrunde mit einer Stimmung unterdrückter Heiterkeit zu erfüllen, die sich allmählich noch steigerte und beim Erscheinen der Brombeeren ihren Höhepunkt erreichte, wenigstens bei den Kindern.

Hotto erlaubte sich nämlich die selbstgefällige Bemerkung: „Es ist doch gut, daß wir welche gepflückt haben! Was hätten wir sonst wohl zu den Omeletten essen sollen?“

Sigrid, die ihre gute Laune völlig wiedergewonnen hatte, mußte sich ein Lachen verbeißen und blinzelte nur kaum merklich verständnisinnig nach Tante Monika hinüber, die in ihrer trocknen, ruhigen Manier die Antwort übernahm: „Nun seh' mal einer an! Die Ausreißer denken noch obendrein, wir hätten auf ihre Brombeeren gewartet! Mich wundert, daß ihr nicht eine Medaille für eure Verdienste verlangt!“

Gerade als man vom Tische aufstehen wollte, traf ein Brief vom Hausherrn an den Assessor ein. Herr Konrad Referstein bedauerte darin lebhaft seine Abwesenheit bei einem so liebenswürdigen und angenehmen Besuche und bat den Gast, doch jedenfalls auf dem Rückwege von der weiten Reise, die der Assessor vorhatte, nochmals in Villa Monika einzukehren, um alsdann mit ihm des edlen Weidwerks zu pflegen.

Es stellte sich nun heraus, daß der Assessor schon am nächsten Morgen weiterzureisen beabsichtigte.

„Ohne am Entenbraten teilzunehmen?“ fragte Sigrid.

„Ja, das geht aber auch wirklich nicht!“ unterstützte Tante Monika den schüchternen Einwurf. „Sie sollten doch Ihre Abreise jedenfalls auf morgen nachmittag verschieben. Dann setzen wir Ihnen die Enten gleich morgen mittag vor!“

Des Assessors Blick schweifte zu Sigrid hinüber. Auch sie lächelte ihm freundlich zu.

„Das ließe sich hören!“ meinte er darauf bereitwillig. „Dann könnte ich ja morgen früh noch einmal mein Heil auf der Jagd versuchen und Ihnen zum Andenken eine zweite Auflage Enten schießen.“

Der Vorschlag wurde dankbar angenommen.

„Du,“ raunte Mausemiau ihrer Cousine Lolo ins Ohr, „weißt du, was ich möchte? Der Assessor heiratete Tante Sigrid! Ich glaube, sie gefällt ihm gut. Dann würde ich Mama bitten, daß sie mich auf dem Volterabend einen Engel aufführen ließe. Eine aus meiner Klasse hat neulich auch einen aufgeführt. Meinst du nicht, daß das hübsch würde?“

Lolo betrachtete den zukünftigen Engel mit musterndem Blick und antwortete gedehnten Tones: „O ja — aber es müßte bald sein, sonst kriegst du für einen Engel zu lange Beine!“ —

Es hat einmal jemand den Ausspruch getan: Die Tage folgen einander, aber sie gleichen einander nicht.

Das erfuhr auch Sigrid und ward dieser Erfahrung froh, denn die Morgenstunden des heutigen Tages hätte

sie ungern noch einmal durchlebt. Der nächste Morgen zeigte schon ein ganz anderes Gesicht. Dortchen war in der Frühe von ihrem Hochzeitsvergnügen heimgekehrt und trotz der durchtanzten Nacht zur Arbeit willig. Stine ging es so viel besser, daß ihre Zugehörigkeit zu den Lebenden für diesmal gesichert war, woran sie selber allerdings am stärksten gezweifelt zu haben schien.

Die Käsewieterin ward abgelohnt und nur die Piepern noch beschäftigt, nachdem ihr angedeutet worden war, daß eine Vertretung durch ihre Grete nicht wieder gewünscht werde.

Für die Kinder, die auf Sigrids Anordnung den Brombeerausflug durch verdoppelte Schularbeiten büßen sollten, hatte der Assessor ein gutes Wort eingelegt, nachdem die schlaue Mausemiau ihm heimlich ihr Leid geklagt und um seine Fürsprache gebeten hatte.

„Sie sollten die Kinder in den Ferien nicht so quälen,“ redete er begütigend der gestrengen Lehrmeisterin zu, „ich würde ihnen lieber im Garten Aufgaben stellen —“

„Birnen essen zum Beispiel?“ unterbrach ihn Sigrid ein wenig ungnädig.

„O, es gibt auch nützlichere Tätigkeiten. Ich würde, wenn ich mir einen Rat erlauben darf, den Kindern schlechtes Zeug anziehen und sie auf der Wiese da drüben bei der Grummeternte helfen lassen. Soviel ich wahrgenommen habe, wäre das der Inbegriff ihrer Wünsche.“

Sigrid tat durch das Rosengerank der Veranda, wo sie mit dem Gaste stand, einen Blick hinaus in den Sonnenglanz des Tages, gedachte der Enten, die sie mit Tante

Monikas Hilfe köstlich braten wollte, und erwog geschwind, daß sie bei diesem wichtigen Geschäfte der Beaufsichtigung der Kinder gern enthoben wäre. Deshalb erteilte sie gnädig die erbetene Erlaubnis.

Jubelnd zog die kleine Schar von dannen unter der Anführung des Assessors, der sie auf der Wiese an Karlchen Spötters Vater abzuliefern versprach, denn dem gehörte die Wiese.

Mausemiau sang und sprang vor Vergnügen, denn sie fühlte sich ihren Engelsaussichten wieder beträchtlich nähergerückt.

An die Küchenstätigkeit dieses Morgens dachte Sigrid später stets mit Vergnügen zurück. Der Sagoflammeri gelang diesmal vortrefflich. Der verunglückte vom vorigen Tage war hinter der Szene in die Küche der Familie Pieper gewandert, die ihn mit anspruchlosem Wohlgefallen vertilgt hatte. Die Enten aber gerieten unter der sorgfältigen und kunstgerechten Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ, zu wahren Meisterwerken, und die Stimmung bei der Mittagsmahlzeit war sehr gehoben.

Als der Assessor sein Glas erhob und auf das Wohl seiner lebenswürdigen Wirtinnen leerte, da ruhte sein Blick so strahlend auf Sigrids Antlitz, daß Hotto sich zu der Bemerkung bemüht fand: „Nicht wahr, Tante Sigrid, du findest es doch auch furchtbar schade, daß der Onkel Assessor abreißt?“

Und zu dem Assessor gewendet fügte er nachdenklich hinzu: „Du, Onkel, wann ist denn eigentlich dein Polter-

abend? Mausemiau und Lolo sagen, dazu kämen sie bestimmt.“

Mausemiau und Lolo wurden beide sehr rot vor Schrecken, und in der Befürchtung, daß Hotto noch andere Vermutungen über diesen Punkt von ihnen erlauscht habe und ausplaudern könne, zupften und kniffen sie den Missetäter unbarmherzig unter dem Tische, bis ein strenger Blick Tante Monikas alle drei muckmäuschenstill machte.

Als der Assessor bald darauf abreiste, schied er von alt und jung als guter Freund und versprach eine Wiederholung seines Besuches nach der Rückkehr des Ehepaares Referstein auf das bestimmteste.

Obgleich die alsbald völlig wiederhergestellte Stine ihre Rüchentätigkeit wieder versehen konnte, widmete sich Sigrid noch ferner mit Lust und Eifer der Kochkunst, und Tante Monika hatte ihre Freude an der gelehrigen Schülerin, mit der sie nun das beste Einvernehmen verband.

Als Frau Lisbeth und ihr Gatte erfrischt und gestärkt von ihrer schönen Reise heimkehrten, fanden sie die Kinder gesund, den Haushalt in schönster Ordnung und somit die glänzenden Pläne, die Sigrid ehrgeizig angestrebt hatte, wenigstens zum Teil erfüllt, wenn auch noch manches zu wünschen übrig blieb.

Als der Assessor zum zweitenmal in Villa Monika einkehrte, fand er zu seinem Bedauern Sigrid Jansen nicht mehr anwesend. Aber im folgenden Winter in der Stadt hatte er häufig Gelegenheit, ihr in Gesellschaft zu begegnen, und schließlich wurde er täglicher Gast ihres Vaterhauses. —

Ein Jahr war verstrichen seit jenen schönen, sonnigen Septembertagen, als eines Tages in Villa Monika ein Brief von Mausemiau an Lolo eintraf, der Kunde gab von fröhlichen Ereignissen. Er lautete folgendermaßen:

Liebe Lolo!

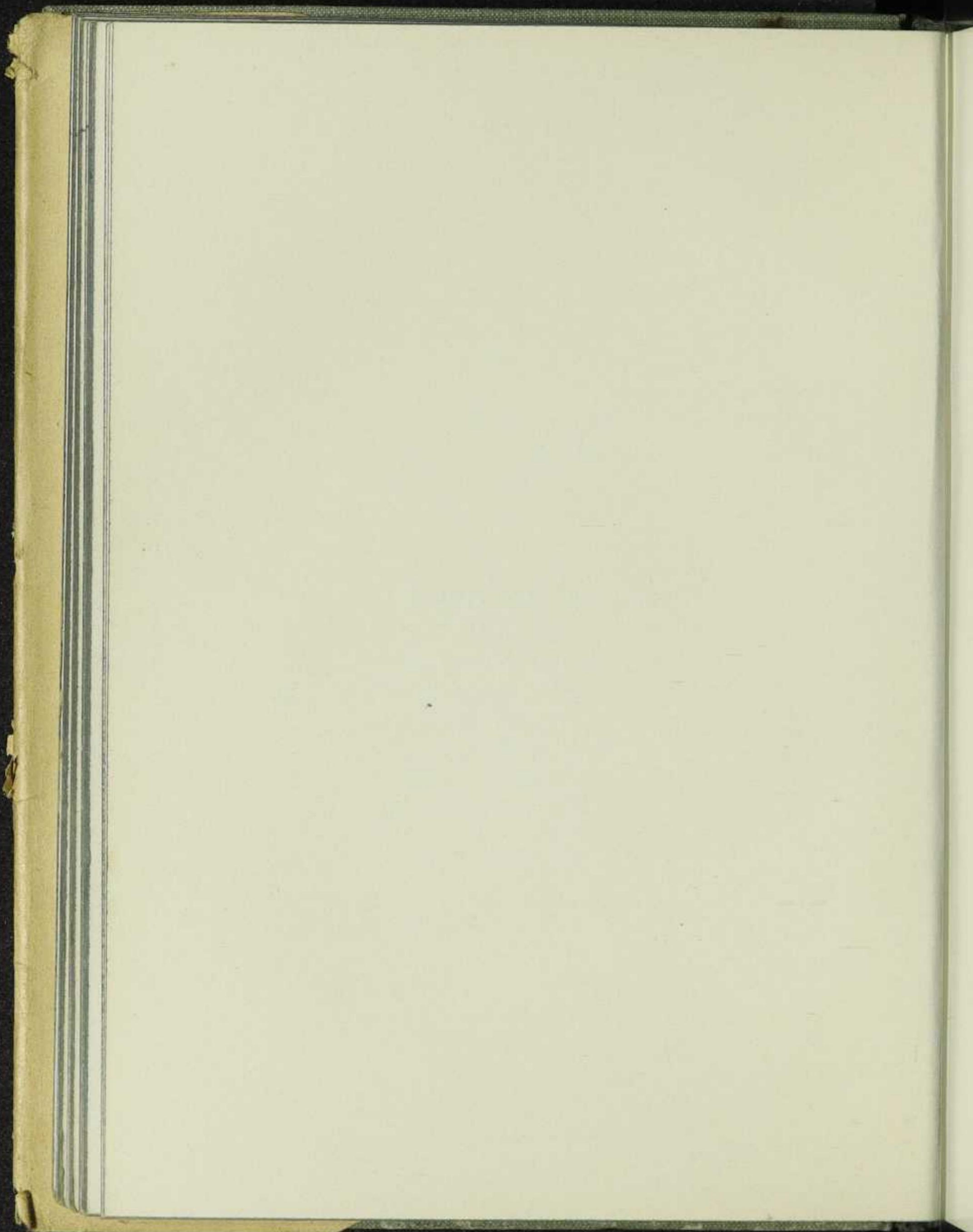
Siehst Du wohl? Nun kommen wir doch auf den Polterabend! Freust Du Dich nicht auch schrecklich darauf?

Aber mit dem Engel ist es nun doch leider nichts, da hast Du recht gehabt. Mama sagt auch, ich wäre zu groß dazu, ich bin nämlich gewachsen wie ein Spargel seit vorigem Jahr. Aber Mama will Tante Monika bitten, daß die uns was dichtet, und es würde sehr drollig werden, meint sie, und eine Diana soll darin vorkommen und Piepers Grete und saure Bohnen. Weißt du schon was davon? Frag' nur gleich mal Tante Monika danach. Piepers Grete finde ich eigentlich ein bißchen ordinär für eine Polterabendaufführung, wobei man doch gern hübsch aussehen will. Die Diana nähme ich lieber. Wenn Du sie aber willst, müssen wir losen, sagt Mama. Schreib mir nur gleich, was Du von Tante Monika ausfragen kannst.

Wie geht es bei Euch? Denkst Du noch daran, wie wir auskniffen und in die Brombeeren gingen? Das war himmlisch! Und an Karlchen Spötter sein Schafsgesicht, als er den Hut schwenkte und die Kreuzspinne ihm über die Nase lief? Oh gütte! Entschuldige den Tintenleck. Ich freue mich riesig auf den Polterabend! Du nicht auch?

Dich grüßt von Herzen                      Deine Mausemiau.

In der Markthalle



ist Fräulein Paula zu Hause?"

"Ja wohl, Fräulein Münzer! Bitte, wollen Sie hier eintreten, ich werde es Fräulein Paula sagen."

Hetti Münzer ging in das Zimmer, dessen Thür ihr das Dienstmädchen geöffnet hatte, trat mit leichtem Schritt ans Fenster und sah, die Freundin erwartend, sinnenden Blickes in den angrenzenden Garten hinaus, über dessen herbstlich gefärbten Baumwipfeln ein frischer, köstlicher Septembermorgen mit reinsten Himmelsbläue und Sonnenhelle strahlte.

Hetti Münzer, die eigentlich Henriette hieß, aber von ihren Eltern, deren einziges Kind sie war, Hetti genannt wurde, war ein eben erwachsenes, schlankes Mädchen. Sie trug eine helle Bluse, aus der sie im Verlauf dieses ersten Sommers nach ihrer Konfirmation schon ein wenig herausgewachsen war, einen Lodenrock dazu und keinen andern Schmuck als einen schön verzierten Gürtel.

In der Hand hielt sie lässig ein leeres Netz aus Bindfaden geknüpft, wie es zu Markteinkäufen benutzt zu werden pflegt.

"Guten Morgen, Hetti!" erklang eine muntere Stimme von der Thür herüber. "Wo kommst du denn so früh schon her?"

Die Angerufene drehte sich hastig um. „Ach Paula, guten Morgen! Was für ein Glück, daß ich dich zu Hause treffe! Ich fürchtete schon, du wärest noch nicht von der Reise zurück!“

„Doch, gestern wiedergekommen. — Aber was fehlt dir denn, Mädchen? Und was willst du mit dem Neze da? Ein Marktnez? Wie kommst du mir denn vor? Du willst doch nicht gar in die Markthalle? Du siehst aus wie — na, wie doch gleich? Warte, jetzt weiß ich's: wie ein Igel, den jemand als Schlummerrolle benutzen will!“

Hetti lachte. „Paula, du warst von jeher groß in Vergleichen, aber sie werden immer gewagter! Sag mal, hast du eine Stunde Zeit für mich übrig?“

„Zwei, wenn du willst!“

Hetti stieß einen Freudenschrei aus. „Ach, wie himmlisch! Nun höre mir zu! Ich schrieb dir doch, daß Papa und Mama auf ein paar Tage zur Taufe nach Berlin fahren würden? Na ja, also vorgestern sind sie abgereist, und Tante Jettchen wohnt so lange bei uns, damit ich nicht mit dem Mädchen allein im Hause bin. Opferjettchen, weißt du!“

„Nein, ich weiß nicht! Warum Opferjettchen?“

„Das erzähle ich dir unterwegs. Erst mal die Hauptsache! Gestern geht unsere Johanne in den Keller, tritt auf eine Birnenschale, rutscht aus und verknackst sich den Fuß. Der Arzt hat den Fuß gewickelt, und sie humpelt nun im Hause umher und tut, ihr Mißgeschick bejammernd,

die notdürftigste Arbeit. Die Scheuerfrau ist gekommen und hilft, aber auf den Markt gehen und einkaufen ist unmöglich für beide."

"Ach so, nun willst du mit Tante Tettchen hin?"

"Die Tante? Rein Gedanke daran! Die schreibt ja einen Artikel über Frauenrechtlerinnen, nein, wart mal — Frauenpflichtlerinnen nennt sie das neuerdings. Warum? Das weiß ich, unter uns gesagt, nicht, obgleich sie mir gestern abend einen langen Vortrag darüber gehalten hat, so lang, daß ich vor Verzweiflung die Mücken in der Laube gezählt habe. Von Pflichten kam gar nicht so viel drin vor, eigentlich mehr vom Recht, das auf seiten der Frauen wäre. Na, mir kann's ja gleich sein, und übrigens — daß ich der Tante nicht unrecht tue — heute hätte sie ohnehin nicht gut auf den Markt gehen können. Sie lauert nämlich auf einen Besuch, den Sohn von sehr guten Freunden, der ihr auf der Durchreise Grüße bringen soll. Doch nun weiter! Also unsere humpelnde Johanne sagt heute früh zu mir: ‚Fräulein Setti, könnten Sie denn nicht mal nach der Halle gehen? Es ist ganz nützlich, wenn junge Fräuleins, die bald heiraten können,‘ — ich bitte dich, Paula, wir und heiraten, wo wir doch kaum konfirmiert sind! — also, ‚wenn junge Fräuleins sich mal beizeiten das Markt ansehen.‘ Sie sagt nämlich stets das Markt und behauptet, in Wolfenbüttel, wo sie herkommt, hieße das so. Sollte ich mich weigern? Ich denke es mir nebenbei ganz spaßig, mal in die Markthalle zu gehen. Johanne drückte mir mit einem rührenden Zutrauen, das

mich wirklich vor mir selber ehrt, dieses Netz und ihr Rüchenportemonnaie in die Hand und guckte aus dem Rüchenfenster hinter mir her, wie — na, wie sage ich gleich?“

„Weiß schon,“ fiel ihr die Freundin ins Wort, „wie eine alte Henne, die das Entenküken, das sie ausgebrütet hat, ins Wasser hüpfen sieht!“

„Genau so!“ bestätigte Setti freudig.

„Na, siehst du? Sage nichts gegen meine Vergleiche! Darin leiste ich wirklich was. Jeder hat seine Spezialität, ich habe diese. Und nun gedulde dich eine Minute, ich will nur rasch meinen Hut holen und mich bei Mutter abmelden. Du, soll ich auch Mutters Markt tasche noch mitnehmen? Die ist fein aus Ledertuch. Du siehst, ich bin zu jeder Hilfeleistung erbötig. Gepriesen sei dein Ahnungsvermögen, das dich zu mir geführt hat! Du bist an die Rechte gekommen.“

„Ja, Paula, wenn du die Tasche noch mitnehmen willst —“

„Versteht sich! Und dann sollst du mal sehen, was eine verständnisvolle Freundesseele wert ist. Auf den Flügeln meiner Einsicht und anerkannten Tüchtigkeit werde ich dich ratlosen Engel —“

„Mach, daß du deinen Hut holst!“

„Dich ratlosen Engel, sage ich, durch das Gewühl des Marchtes' steuern!“

„Paula, beeile dich! Tante Jettchen wünscht, daß ich zu der besagten Herrenvisite wieder zurück und präsentabel bin —“

Paula machte große Augen, nickte dann aber verständnisvoll.

„Kann ich mir denken! Herrenbekanntschaften sind oft wertvoll und dürfen nicht verpaßt werden.“

„Paula, du hast ein nichtsnuziges Mundwerk! Wenn du dich jetzt nicht beeilst —“

Lachend wirbelte die Gescholtene zur Thür hinaus. Fünf Minuten später steuerten die beiden Freundinnen Arm in Arm der Markthalle zu.

Eine wundervolle Frische erfüllte die Luft, aus der die Morgensonne erst vor kurzem den leichten Morgennebel verscheucht hatte.

„Göttliches Wetter, nicht wahr?“ jubilierte Paula und kniff ihre Begleiterin vor Vergnügen in den Arm, während sie die mitgenommene Markttasche mit der Linken hin und her schlenkerte.

„Überhaupt, Setti, du glaubst nicht, was für Spaß mir dies Unternehmen macht! Gepriesen sei deine Tante, daß sie — aber du wolltest mir ja sagen, warum sie Opferjettchen genannt wird.“

„Ach so, ja — sie hat nämlich von Kindheit an die Eigentümlichkeit besessen, bei jeder Gelegenheit zu sagen: Dies oder das ist zwar ein Opfer für mich, aber ich will es bringen. Ihre Brüder — Papa ist ja auch ihr Bruder — haben sich darüber lustig gemacht und ihr den Spitznamen gegeben. Ja, Brüder sind schlimm! Ich bin manchmal ganz froh, daß ich keine habe. Du neckst mich schon so viel, Paula, wie würden die es erst treiben!“

Paula lachte. „Ja, Kindchen, du bist auch wie geschaffen, um geneckt zu werden. Zu niedlich siehst du aus, wenn du so große, braune, vorwurfsvolle Augen machst! Genau wie eine Weihnachtspuppe, die im Spielzeugladen hängt! Und dazu deine glänzende Blondheit —“

„Paula, willst du wohl still sein! Und Blondheit ist gar kein Wort — oder sagst du etwa Braunheit? Schwarzheit? — Na also!“

„Ach was! Man braucht nicht immer zu reden wie eine wandelnde Stilübung. Au, mein Ellbogen! Muß die eilige Dienstmagd mich gerade an meinen Musikantenknochen stoßen! Eile mit Weile, meine Teuerste! Die Butter läuft Ihnen nicht fort und das Grünzeug auch nicht!“

Sie schritten nämlich, je mehr sie sich ihrem Ziele näherten, in einem immer stärker anwachsendem Strom von geschäftig drängendem und hastendem Marktpublikum, das gleich ihnen der Halle zustrebte oder schon beladen daraus zurückkehrte.

„Übrigens,“ fuhr Paula fort und rieb ihren Ellbogen, „abgesehen von dieser Drängelei fühle ich eine angenehme Erwartung der Dinge, die da kommen werden. So, da wären wir glücklich. Halte nur ja das Küchenportemonnaie fest, vor Taschendieben wird gewarnt!“

Menschengewühl und Stimmengesurr empfing die Eintretenden in dem hohen, mit Glas und Eisen überwölbten Raume.

„Es riecht sehr nahrhaft hier,“ bemerkte Paula und hob witternd ihre lecke Stumpfnase in die Luft.

Es roch allerdings nach vielerlei. Ein Duft von Obst, Fischen, Kuchen, Blumen, Käse und frischem Gemüse mischte sich in der Luft. Gefangenes Federvieh gackerte und kreischte von ferne in Netzen und Käfigen.

„Setti,“ begann Paula lebhaft, „laß uns ein Huhn kaufen! O bitte! Das fände ich sehr interessant. Und es würde sich so hübsch machen in deinem Netze mit bunten Federn.“

„Ja, aber Johanne hat mir nichts davon gesagt,“ wandte Setti zögernd ein, obgleich der Plan auch sie lockte.

„Ach, weißt du, wenn wir billig eins kriegen, wird sie entzückt sein!“

Setti traute dieser Aussicht nicht recht, ließ sich jedoch überreden. „Aber erst kaufen wir das Rindfleisch, das ich bringen soll.“

„Gut, da drüben sind die Schlächterbuden, wir können ja da gleich anfangen.“

Unternehmungslustig wählte Paula die erste beste Bude, vor deren Verkaufstisch es völlig leer war, ohne zu überlegen, daß dieser Mangel an Käufern eigentlich zu denken gab. Ohne weiteres steuerte sie auf die Bude los und erkundigte sich nach dem Preise von Rindfleisch. Da fühlte sie sich von ihrer Gefährtin am Ärmel gezupft.

„Das ist gar nicht unser Schlachter,“ flüsterte ihr Setti zu, „Johanne sagt, der unsrige hieße Schmidt, und über dieser Bude steht Schwanneke aus Dettum.“

Sie sahen sich suchend um.

„Paula, da drüben, wo die vielen Leute warten, da steht Schmidt über der Bude.“

„Ach, da ist es ja schrecklich voll! Da können wir lange lauern, bis wir an die Reihe kommen. Dieses Fleisch sieht ja sehr gut aus.“

Herr Schwanneke aus Dettum hackte gerade Knochen auf einem Block entzwei und warf, ohne sich dabei stören zu lassen, einen prüfenden Blick auf die beiden Kundinnen. Er schien Zeit zu haben.

Paula mußte ihre Frage wiederholen. Dann erst trat er näher.

„Rindfleisch un Rindfleisch is en Unterschied,“ sprach er gönnerhaft belehrend mit einer wahrhaft dröhnenden Stimme. „Von was for'n Stück soll es sein?“

„Es soll gekocht werden, nicht gebraten,“ antwortete Setti schnell, froh, daß sie wenigstens dies behalten hatte. Denn sie erinnerte sich, daß Johanne auch den Namen eines solchen Stückes genannt hatte, aber sie wußte ihn nicht mehr.

Herr Schwanneke aus Dettum ergriff sein Beil, und ohne sich herabzulassen, einen Preis zu bestimmen, hackte er ein Stück ab, legte einen sehr großen Knochen dazu und sagte: „So, dies sind zwei Pfund gutes Suppenfleisch. Macht eins sechzig!“

„Aber ich wollte ja nur anderthalb Pfund,“ wandte Setti schüchtern ein.

„Abhacken tu ich nichts!“

„Und dann die vielen Knochen!“ nahm sich Paula

kampf lustig des Handels an. „Das geht auf keinen Fall, die dürfen wir nicht bringen —“

Da kam sie aber schön an. Herr Schwanneke aus Dettum erhob seine Stimme noch um ein beträchtliches. „Tiere ohne Knochen gibt es nich,“ brüllte er weithin hörbar, „wenigstens nich bei mich! Wenn Se die kaufen wollen, denn so müssen Se Regenwürmer fordern und die kochen! Un nu sehen Se zu, wo Se welche kriegen!“

Damit warf er sein Rindfleisch wieder in die Molle, daß es klatschte, und wandte den erschrockenen und beschämten Käuferinnen den Rücken.

Das Publikum vor der Bude des Herrn Schmidt lachte.

„Der Schwanneke, das is en Grobejahn!“ äußerte eine alte Frau im Vorbeigehen zu Paula. „Der wird nich viel los, da kauft kein Mensch was!“

Schleunigst, mit hochroten Wangen entfernten sich die beiden Neulinge des Markthandels und standen dann still, um sich auszulachen.

„So'n Kerl!“ schalt Paula entrüstet, als sie wieder zu Atem gelangt war. „Man kann sich doch nicht einfach alles so in die Hände stecken lassen! Das dumme ist nur, daß wir bei Schmidt nun auch nicht einkaufen können, denn die Leute in der ganzen Nachbarschaft haben ja alles gehört. Weißt du was, Hetti? Du solltest dich nun wirklich zu dem Suppenhuhn entschließen, das soll die beste Suppe geben, und dann kannst du noch die Federn in ein Kopfkissen stopfen.“

„Ich glaube, dazu nimmt man Gänsefedern.“

„Na ja, dann stopfst du sie wo anders hinein. Federn sind ja auch Nebensache, nur, sie sehen so reizend aus im Neze. Natürlich muß es ein buntes Huhn sein! Komm, da drüben in der andern Reihe höre ich welche gackern!“ Sie zog die Freundin mit sich fort.

Hetti war mit allem einverstanden. Nur nicht wieder an einen so rohen Schlachter geraten und sich zum zweiten Male einer so peinlichen Zurechtweisung aussetzen! Sie seufzte.

„Ich habe mir das Einkaufen leichter gedacht,“ gestand sie kleinlaut.

„Ach was!“ gab Paula resolut zur Antwort. „Ich habe neulich irgendwo gelesen, daß die moderne Frau nicht darauf rechnen kann, mit Samthandschuhen angefaßt zu werden.“

„Gewiß in einer Schrift von Tante Tettchen,“ mutmaßte Hetti niedergeschlagen.

Inzwischen waren sie auf dem Geflügelmarkte angelangt.

„Na, junge Frau, was soll's denn sein?“ erkundigte sich eine Händlerin, deren rotes, blankes Gesicht aussah, als wäre es aus Holz geschnitten, angemalt und frisch lackiert.

Paula stieß Hetti an. „Sie hält uns für junge Frauen!“ Und sie kicherte belustigt und geschmeichelt. Sie wußte nicht, daß ein Geschäftskniff der Markthändlerinnen darin besteht, junge Mädchen und alte Frauen als „junge Frauen“ zu titulieren. Dies halten sie im Interesse ihres Handels für klug, weil schmeichelhaft.

„Zu welchem Preise haben Sie Suppenhühner?“ erkundigte sich Hetti und suchte ihre Unsicherheit und Schüchternheit hinter einer hoheitsvollen Miene zu verbergen.

Das rotlackierte Gesicht nahm einen Ausdruck des Bedauerns an. „Suppenhühners sind alle. Die Saumeiern da gegenüber hat noch welche. Ich habe nur noch junge Hähnchens, aber Staatshähnchens, sage ich Sie! Sollten man welche mitnehmen!“

„Danke, wir können leider nur ein Suppenhuhn gebrauchen,“ bedauerte Hetti höflich.

Sie gingen also zu der bezeichneten Saumeiern hinüber. Diese, eine Bäuerin mit einem bunten Kopftuche, saß mit der undurchdringlichen Miene einer Statue da und trank Kaffee. Sie schien eine wortfarge Frau zu sein, vielleicht war sie auch schwerhörig. Ein lang aus ihrem Munde herabragender Oberzahn hinderte sie auch möglicherweise am Sprechen. Jedenfalls gab er ihr ein abschreckendes Gepräge.

„Guten Morgen!“ begann Paula, um den Handel einzuleiten, mit erhobener Stimme.

Die Saumeiern legte durch keinerlei Zeichen an den Tag, daß sie sich angeredet fühlte.

„Frau Saumeier, was kosten Ihre Suppenhühner?“

„Ich hebbe keine Häuners mehr tau verköpen!“ sprach die Saumeiern mit Seelenruhe und leerte ihre Kaffeetasse, an der der Henkel fehlte.

„Was? Gar keine mehr? Aber die Frau da gegenüber hat uns doch eben erst an Sie gewiesen?“

„Wat weet de Frue von miene Häumerß?“ orakelte die Saumeiern im verächtlichsten Tone, ohne nur den Kopf nach der Betreffenden zu drehen. Das Einvernehmen mit dem Gegenüber schien mangelhaft zu sein.

„Komm, laß uns weitergehen,“ drängte Hetti flüsternd, „die ist unheimlich!“

Nach längerem Suchen und Handeln fanden sie ein Huhn, das ihnen gut und billig zu sein schien, und das vor allen Dingen hübsche, bunte Federn hatte.

„Sie müssen ihm aber erst den Kopf abreißen,“ belehrte Paula die Händlerin, der Hetti das Geld eingehändigte.

„Kopp affrieten?“ wiederholte die Frau mit allen Zeichen des Zweifels, ob sie wohl recht gehört habe. „Dit is doch keine Duwe!“

„Werden denn nur den Tauben die Köpfe abgerissen? Hühnern nicht?“

„Nee! Dä sitt tau feste!“ eröffnete die Frau mit breitem Grinsen und sichtlichem Ergötzen den unerfahrenen Käuferinnen. Ihre Stimme, die sie dabei unnötigerweise erhob, erinnerte in diesem Augenblick fatal an Herrn Schwannekes Organ.

„Ja, aber was fangen wir denn an? Wir können doch das Tier nicht lebendig mitnehmen?“ rief nun Hetti ganz bestürzt und sah sich um, als wolle sie das Publikum zum Beistande gegen eine solche unerhörte Zumutung auffordern.

Dabei gewahrte sie einen Herrn, dessen lächelnder

Blick ihr verriet, daß er Zeuge ihres Handels gewesen war. Es war ein feingekleideter Herr im Reiseanzuge, der in der Hand den üblichen rotgebundenen Bädeler hielt. Es geschah nicht selten, daß Fremde die Markthalle, die erst neu erbaut war, besichtigten oder als Durchgang benutzten.

„Dat is miick nu glikeveel, Fräuleinchen“, erklärte die Händlerin behaglich, aber sehr bestimmt und ließ klimpernd das Geld in ihre umgehängte Ledertasche gleiten, „taun Slachten heww' ick hier keinen, un ick kann minen ganzen Kram hier nich stahn laten un dervonne gahn! Denn so schicket Se man de Jumper un lat Se dat Haun affhalen!“

Hetti und Paula sahen einander ratlos an.

„Wollen wir mal versuchen, ob wir es in das Netz tun können?“ schlug Hetti kleinlaut vor.

„Nein, lieber noch in meine Ledertasche,“ meinte Paula. „Da paßt es gerade hinein und kann sich nicht rühren. Das ist gut. Die andern Sachen, die noch in das Netz getan werden müssen, können wir ihm doch so wie so nicht auf den Kopf packen!“

Der Einwand leuchtete Hetti ein.

Die Händlerin steckte also das laut und unzufrieden gackernde Huhn in die Markttasche, breitete doppeltes Papier darüber und knöpfte die Schlingen aus Gummiband zu, die zum Verschließen der Tasche an deren oberem Rande angebracht waren. Dann schärfte sie den jungen Damen noch wohlwollend einige Verhaltensmaßregeln ein, und die beiden setzten nun ihren Weg fort.

Der junge Fremde, der inzwischen in seinem Reisehandbuche geblättert, jedoch dabei über das Buch hinweggesehen hatte und dem Verlaufe des Hühnerhandels gefolgt war, klappte das Buch nun zu und schlenderte hinter den beiden Freundinnen her.

Hetti und Paula waren jetzt bei den Ständen des Obst- und Gemüsehandels angelangt. Dort ließen sie sich Gurken und Pflaumen zeigen und erhandelten beides ohne erhebliche Hindernisse. Von den Pflaumen begannen sie sogleich zu essen. Dann erkundigten sie sich nach Äpfeln.

„Willt Se Fallappels?“

„Nein, ordentliche Kochäpfel, gepflückte!“

Eine dicke Frau nahm Gelegenheit, ihnen eine ganze Kiepe voll Äpfel anzupreisen.

„Aber die haben ja Flecke!“ wandte Hetti zögernd ein, nachdem sie einen Apfel aus der obersten Schicht aufgenommen hatte und nun entdeckte, daß die darunterliegenden noch schlechter aussahen.

„Dä Flecke, dä vergaht all von sülbens!“ beteuerte die dicke Verkäuferin zungenfertig.

„Glaubst du das, Paula?“ fragte Hetti ganz verduht.

„Nein! Lieber welche ohne Flecke!“ entschied Paula.

„Denn laten Se sich man wecke malen!“ rief die Dicke erboßt hinter ihnen her.

Beim nächsten Stande fanden sie Äpfel, die ihnen gefielen, und kauften davon ein.

„Nun noch Butter und Eier, Paula. Johanne hat mir beschrieben, wo unsere Butterfrau steht.“

Auf dem Wege dahin trafen sie wieder den Herrn mit dem Bädeler. Er schien aufmerksam die Eisenkonstruktion des Glasdaches zu studieren.

„Vielleicht ein reisender Glasermeister,“ äußerte Paula.

„Dazu sieht er zu vornehm aus,“ antwortete Hetti, „eher noch ein Ingenieur.“

Die Butterfrau ließ sich leicht ermitteln, aber ihren Vorrat an Eiern hatte sie leider schon verkauft.

„Ach, schadet nichts, da sind ja noch große Kiepen voll Eier!“ tröstete Paula. Aber die Butterfrau warnte sie davor.

„Mit die Kiepens, da sehen Se sich man ja vor, Fräulein Münzer! Was die frischen Eier sind, die bringen die Leute mehrstenteils in lüttche Handkörbe 'rein, weil daß jetzt die Zeit schon anfängt, wo de frischen sparsam werden. Sehen Se doch mal da an de Ecke, wo Stiebels Mutter steht, die hat frische, da stehe ich for ein.“

Sie gingen also nach Stiebels Mutter und wurden bald handelseinig mit ihr.

„So!“ frohlockte Hetti tief aufatmend. „Fertig! Nun kaufe ich mir noch ein paar Blumen, drüben sind welche. Sitzt denn das Huhn ruhig?“

„Muckstill. Ich halte meinen Ellbogen drauf, es kann nicht heraus.“

Als sie die Halle verließen und ins Freie traten, sahen sie an dem schönen, altertümlichen Brunnen, der draußen auf dem Kirchplaze im Sonnenscheine plätscherte, wieder den Fremdling mit dem Bädeler stehen. Sie gingen an ihm vorüber, und er sah ihnen verstohlen lächelnd nach.

In einem Schaufenster des Platzes blieben sie stehen.  
„Ach Paula, sieh nur mal das reizende Dejeuner da an! Eine ganz reizende Form und so hübsch gemalt!“

Paula schien weniger Sinn dafür zu haben.

„Bei Dejeuners,“ plauderte sie lächelnd, „fällt mir immer meine Cousine Ella ein, die hat nämlich drei zur Hochzeit bekommen. Und als ich ihr später mal beim Umzuge half und sie die drei ins Büffet stellte und ich sie bewunderte, sagte sie ganz ärgerlich: ‚Ja, so ist es nun in der Welt. Da schenken sie einem elegante Dejeuners zum Polterabend, und nachher geht man zum Frühstück in die Küche und schneidet sich ein Stück Schmalzbrot!‘“

Hetti lachte. Dann sagte sie mit verständiger Miene:  
„Recht hat deine Cousine eigentlich. Mama hat auch allerlei Geschenke stehen, die nie gebraucht werden, weil sie überflüssig oder zu unschön oder unpraktisch sind. Tante Jettchen redete neulich davon, daß man einen Verein gegen den Luxus und besonders gegen Hochzeitsgeschenke gründen müsse. Sie meint, die Leute sollten einander lieber das Geld geben statt der Geschenke. Aber ich hoffe, das wird erst eingeführt, wenn ich verheiratet bin, ich finde es —“

„Was mag denn da drüben los sein?“ unterbrach Paula die Betrachtungen Hettis über Hochzeitsgeschenke.  
„Komm, laß uns mal nachsehen! Straßenaufläufe sind immer interessant.“

Sie überschritten die Straße und näherten sich einer Schar von Leuten, die sich um einen nicht erkennbaren Mittelpunkt versammelt hatten.

Neugierig blieben die beiden Mädchen ebenfalls stehen.

Der Fremde mit dem Bädeler, der denselben Weg eingeschlagen hatte wie sie, kam inzwischen auch heran und stellte sich hinter sie, ohne daß sie ihn bemerkten.

Die Freundinnen gewahrten nun, daß ein kleines, heftig weinendes Mädchen den Mittelpunkt der Menschenansammlung bildete.

„Was mag ihm fehlen?“ fragte Hetti teilnehmend.

Einige der Umstehenden entfernten sich wieder, andere suchten auf der Erde umher.

„Es hat es in 'ne Rixe fallen lassen. Da hilft kein Heulen, das kriegt es nicht wieder,“ sagte eine alte Frau kopfschüttelnd und setzte ihren Weg fort.

„Das Kind scheint Geld verloren zu haben,“ meinte Paula. „Komm, laß uns weitergehen, Hetti!“

„Wieviel ist es denn gewesen?“ erkundigte sich Hetti voller Teilnahme bei einer Frau, die das weinende Kind ausfragte und zu beruhigen suchte.

„Ein Fünfgroschenstück. Ja, ja, wenn man Kinder mit Geld loschickt! Man täte besser, sie kein Geld mitzugeben. Aber borgen will sie auch keiner was, jeborgt wird nur for de reichen Leute. Ja, ja!“

Hetti hatte sich an das schluchzende Kind herangedrängt. „Du! Kleine! Jetzt hör mal auf zu weinen!“ gebot sie in freundlichem Tone. „Ich gebe dir das Geld.“

Paula zupfte sie am Ärmel. „Du wirst doch nicht, Hetti?“ raunte sie ihr zu. „Wer steht dir denn dafür,

daß das Kind die Wahrheit sagt? Vielleicht stellt es sich nur so an!"

Aber Hetti ließ sich nicht stören. Sie nahm aus dem Rüchenportemonnaie ein Fünzigpfennigstück und reichte es der Kleinen.

Das blasse, ärmlich gekleidete Kind ließ die Hände von seinem verweinten Gesichtchen sinken und starrte die Retterin aus seiner Not erst ungewiß an, als könnte es nicht sogleich an die freundliche Hilfe glauben. Es mochte in seinem jungen Leben wohl mehr schlimme als gute Erfahrungen gemacht haben.

Aber der Aufblick in das hübsche, lächelnde Mädchenantlitz, das eine Fülle von krausem Blondhaar, strahlend im Sonnenschein wie eine Gloriole, umschimmerte, dazu der warme, teilnehmende Blick der sanften, braunen Augen vermittelte schnell das Verständnis.

Das Kindergesicht begann gleichsam unter dem Widerschein des lieblichen Antlitzes, das sich darüberneigte, ebenfalls zu lächeln, und es sah auf einmal ordentlich niedlich aus.

Im nämlichen Augenblicke gewahrte Hetti den Fremden, der sie aufmerksam mit einem ganz sonderbar sprechenden Blick ansah.

„Was sagt man denn aber, wenn man etwas geschenkt bekommt?“ ermahnte nun Paula das Kind mit erziehlicher Strenge.

„Danke!“ antwortete es mit einem unbeschreiblich frohen Ausdruck.

„Na, dann lauf hin und kauf ein!“ fuhr Paula gönnerhaft fort, ganz als ob sie selber und nicht Hetti die Geberin des Geldes wäre.

Hetti achtete gar nicht darauf. Der Blick des fremden Herrn hatte sie sehr verwirrt. Sie schämte sich, daß er Zeuge ihrer Wohltätigkeit geworden war, und errötete vor Verlegenheit.

Paula, die nichts von alledem bemerkt hatte, rief laut und vergnügt: „Hör mal, Hetti, du benimmst dich übrigens, als wärest du Harun al Raschid oder Krösus, König von Lydien!“ Und stolz auf ihren vermeintlichen Wiß begann sie zu lachen und lachte so, daß ihr die Tränen in die Augen kamen.

Darüber vergaß sie aber völlig ihre Vorsichtsmaßregeln dem eingesperrten Huhne gegenüber. Als dieses nicht mehr den Druck des Armes verspürte, der es in seinem Gefängnisse niederhielt, nahm es sogleich seinen Vorteil wahr. Mit einem Satze schnellte es empor, zerstiess mit dem Schnabel die Papierhülle, unter der es bislang still geduldet hatte, und gelangte zappelnd an das Licht des Tages.

Geblendet, kreischend vor Angst und heftig flügel-schlagend fuhr es dem nächsten Straßenzungen ins Gesicht und dann über dessen Kopf hinweg und mitten durch die Schar der Neugierigen, die das Kind umstanden hatten und sich nun zu verlaufen begannen. Schließlich erreichte es das Straßenpflaster und flatterte mit lautem Gegacker flüchtend darauf entlang.

Die Wirkung des Ereignisses war großartig.

„Ein Huhn! Ein Huhn! O kieke mal, en Haun!“ schrie lärmend und jubelnd die versammelte Straßensjugend und stürmte hinter dem Flüchtling her.

Einer benachbarten Volksschule entströmten soeben mit dem Elfuhrschlage die kleinsten Schüler. Einige von ihnen warfen ihre Tafeln und Fibeln auf den Steinsims des nächsten Ladenfensters und überließen sie da sorglos der Volksgunst oder der Obhut des Ladenpersonals, das lachend und neugierig in der offenen Thür erschien. Die gesamte Schuljugend beteiligte sich an der wilden Jagd.

Mitten im Getümmel schob auch der Fremde seinen Bädeler in die Tasche und sprang in langen Säßen dem Huhne nach.

Das geängstigte Tier hatte sich zum Glück für seine Verfolger in einen Hausflur verslogen, stieß dort gegen die Wände und fiel taumelnd in einer Ecke nieder, wo es von dem flinksten der Schulbuben mit Leichtigkeit ergriffen wurde.

„Da hast du einen Groschen, gib es mir her!“ gebot der Fremde dem Jungen.

Der betrachtete sich seinen Mann und zeigte sich alsdann mit dem Handel einverstanden, ohne erst nachzuforschen, welcher Zusammenhang zwischen dem nobel aussehenden Herrn und dem flüchtigen Federvieh bestehen möchte.

„Bar Geld lacht!“ sagte er zu seinen weniger glücklichen Jagdgenossen und wies ihnen triumphierend den

Gewinn in der offenen Hand. Dann rannte er und holte sich seine Schulsachen wieder.

Der Fremde hielt indessen das Huhn mit richtigem Griff oben an den Flügeln fest und kehrte so mit ihm zu den beiden jungen Damen zurück, die ihm in großer Verlegenheit entgegenkamen.

„Da bringe ich Ihnen den Ausreißer wieder, meine Damen!“ begann er höflich grüßend mit leicht fremdartig anklingendem Dialekt. „Sie erlauben, daß ich Ihnen das Tier wieder in Ihre Tasche stecke?“

Aber Paula rief keck: „Damit es zum zweiten Male ausrückt? Nein! Geben Sie es nur lieber so her, ich trage es dann ebenso, wie Sie es jetzt halten!“

Der Fremde lächelte ein wenig, dann sagte er: „Wie Sie befehlen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es die Finger ziemlich anstrengt. Sie haben hoffentlich keinen weiten Weg, wenn die Frage erlaubt ist?“

Paula sah Setti an.

„Bismarckstraße,“ antwortete diese in größter Verlegenheit.

„Bismarckstraße? Das ist ja auch mein Weg. Ich habe da einen Besuch zu machen. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, begleite ich Sie und trage Ihnen das Huhn noch so lange. Dem Stadtplane nach kann es nicht mehr weit von hier sein.“

Paula guckte wieder verstohlen Setti an. Das war ja ein famoseres kleines Abenteuer, das ihnen da begegnete. Setti würde doch hoffentlich den Spaß nicht durch eine

Ablehnung verderben? Wenn man das Erlebnis ein bißchen ausgeschmückt nachher im Kränzchen erzählte, sollten die andern Mitglieder alle vor Lachen auf dem Kopfe stehen, dafür wollte Paula schon sorgen.

Setti war noch immer außer Fassung. Nun nahm sie sich zusammen und stammelte: „Sie sind sehr freundlich — aber geniert es Sie nicht, noch weiter so mit dem Huhn in der Hand über die Straße zu gehen?“

„Mich? Durchaus nicht. Übrigens bin ich hier nur auf der Durchreise, und keine Menschenseele kennt mich, ausgenommen die Dame, der mein Besuch auf der Bismarckstraße gilt. Darum konnte ich mich auch unbeschadet meines bürgerlichen Ansehens an der Hühnerjagd beteiligen. — Jungens, nun macht aber endlich, daß ihr fortkommt! Habt ihr noch nie ein Huhn gesehen? Na also! Vorwärts marsch! Hier ist jetzt nichts mehr los! Übrigens gestatten die Damen mir eine Frage: Ist Ihnen in der Bismarckstraße die Wohnung eines Professors Münzer bekannt? Der Name war etwas undeutlich geschrieben und die Hausnummer beizufügen vergessen worden. Ich wollte gerade da drüben im Geschäft mir das Adreßbuch geben lassen —“

„Das haben Sie nicht nötig,“ fiel ihm Setti nun ganz ruhig ins Wort, „Professor Münzer ist mein Vater, aber er ist verreist.“

„Das ist doch aber ein zu drolliges Zusammentreffen!“ rief Paula entzückt aus.

„Ich habe Fräulein Henriette Münzer Grüße von

meiner Mutter zu überbringen. Ist die Dame vielleicht —“

„Meine Tante Tettchen!“ Hetti nickte vergnügt und mit völlig wiedergewonnener Unbefangenheit. „Dann sind Sie also Herr Bauführer Limbach? Nein, wie merkwürdig!“

„Sehr merkwürdig, mein gnädiges Fräulein!“

Hetti errötete schon wieder, diesmal vor Vergnügen. Dieser Fremde redete sie gnädiges Fräulein an, obgleich sie ihren schlechtesten Strohhut, baumwollene Handschuhe und ein Marktnetz trug, durch dessen Maschen man Gurken, Äpfel und Eier erkennen konnte. Er begegnete ihr überhaupt mit einer solchen Artigkeit, als habe er eine längst erwachsene Dame vor sich, und Hetti hatte doch bisher nur Schülerbälle besucht. Sein Benehmen machte Eindruck auf Hetti.

Paula hatte inzwischen auch die Situation erwogen und war zu dem Ergebnis gekommen, daß etwas zur Erhöhung ihres Ansehens geschehen müsse.

Während sie also alle drei nebeneinander, Hetti in der Mitte, ihren Weg fortsetzten, meinte Paula, eine Entschuldigung für ihren Marktbesuch anbringen zu müssen. „Münzers Köchin hat sich nämlich den Fuß vertreten, darum sind wir heute zum ersten Male selbst auf den Handel ausgegangen, sonst haben wir das nicht nötig!“ erklärte sie dem Fremden mit einiger Großartigkeit.

„Das würde ich aber öfter tun, wenn ich eine junge Dame wäre,“ erhielt sie ganz unvermutet zur Antwort.

„Meine Schwestern besorgen alle Einkäufe auf dem Markt selber. Sie sagen, das mache ihnen Vergnügen. Zwei von ihnen sind verheiratet und haben Köchinnen, gehen aber trotzdem, sooft sie Zeit haben, mit diesen auf den Markt. Und ich für meine Person muß gestehen, obgleich Sie das vielleicht unmännlich finden werden, daß es auch mir noch zeitweilig Spaß macht, über den Markt zu gehen. Es liegt da alles so hübsch geordnet und sieht so frisch und nett aus, daß es ein Vergnügen ist, es anzusehen. Darum habe ich auch heute den Weg durch die Markthalle genommen, die übrigens ganz interessant in ihrer Konstruktion ist.“

Plötzlich erkundigte sich Hetti etwas verlegen: „Dann sind Sie wohl nicht sehr für Frauenrechte?“

Der Gefragte brach in ein helles Lachen aus. „Aber wie in aller Welt kommen Sie denn auf diese Frage?“

„Ach, nur wegen Tante Jettchen. Die ist ja so schrecklich dafür! Immer hält sie mir vor, daß ein modernes junges Mädchen sich betätigen müsse, nicht nur im Haushalt, nein, sofort, wenn man die Schule verlassen hat, ein Mädchengymnasium besuchen, und hier in unserer Stadt gibt es doch noch gar keins, oder eine Kunst gründlich erlernen oder ein Handwerk. Und ich habe doch gar kein Talent für Künste, und meine Mutter sagt, im Hause könnte ich mich genug betätigen, studieren sollten andere Mädchen, die noch Geschwister hätten. Ich habe nämlich leider keine.“

Der junge Bauführer hatte der für Hettis Verhält-

nisse ungewöhnlich langen Rede aufmerksam gelauscht. „Da kann man Ihrer Frau Mutter eigentlich nur beistimmen,“ entgegnete er, worauf Paula mutwillig einwarf: „Lerne doch schlossern oder dachdecken!“

Limbach lächelte und schob das Huhn aus der rechten in die linke Hand. Paula half ihrer Freundin das Netz tragen.

An der nächsten Straßenecke — es war bereits die der Bismarckstraße — wurde Paulas geheimster Wunsch, es möchten ihnen Bekannte begegnen, erfüllt. Eine Kränzchenfreundin kam an ihnen vorüber und blieb zum Entzücken der sogleich hinter ihr drein spähenden Paula verwundert stehen, um ihnen nachzublicken.

„Gertrud ist ganz baff!“ meldete Paula vergnügt. „Sie steht noch immer auf der Theaterbrücke, Hetti!“

„Fräulein Münzer, welch einen seltsamen Vornamen besitzen Sie eigentlich? Habe ich recht verstanden? Heißen Sie Hetti? Den Namen habe ich noch nie gehört!“

„Es ist auch gar kein ordentlicher Name. Ich heiße Henriette, nach Tante Jettchen, aber Jettchen ist doch eine gar zu gräßliche Abkürzung!“

„Hetti klingt allerdings hübscher. Ich finde, es ist eine allerliebste Abkürzung.“

Paula konnte sich nicht versagen, der Freundin einen heimlichen Puff zu versetzen. Aber die tat, als ob die Bemerkung sie nichts anginge. —

Daheim hatte unterdessen Tante Jettchen eifrig an ihrer Abhandlung über einige wesentliche Punkte in der

Stellung der Frauenpflichtlerinnen der Zukunft geschrieben. Nun ging sie in den Garten, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Am offenen Fenster der im Erdgeschoß gelegenen Küche tat Johanne das nämliche.

„Wo Fräulein Hetti nur so lange bleibt?“ äußerte die Köchin ihre zunehmende Besorgnis. „Das Rindfleisch, das kriege ich heute unmöglich noch gar! Na, dann muß ich eben Pfannkuchen backen, geht ja auch zur Not, aber die Äpfel, die hätt' ich nu noch grade gerne! Au! Der dumme Fuß!“ Sie ächzte ungeduldig.

„Schonen Sie Ihren Fuß,“ warnte die Tante, „und seien Sie froh, daß der Unfall so gnädig abgegangen ist! Sie hätten sich können zeitlebens invalide fallen!“

„Denn man lieber gleich Kopp ab!“ erklärte Johanne mit großer Bestimmtheit und gänzlich ungerührt.

Da klang die Gartentür jenseits vom Hause. Schritte, Stimmen und fröhliches Lachen wurden gehört.

„Ach, wer kommt da —?“ sagte die Tante und starrte den Ankömmlingen entgegen. „Alex Limbach? Ja bist du's wirklich? Wo habt ihr euch denn getroffen, Kinder — ihr kennt euch doch gar nicht?“

Alexander Limbach schwenkte das ob dieser Behandlung mit Recht vor Überraschung laut aufkreischende Huhn durch die Luft.

„Hier, liebe und hochverehrte Tante Bettchen, stelle ich dir unsern Zeremonienmeister vor. Dieses Federvieh hat meine Bekanntschaft mit den jungen Damen vermittelt. Es ist ein märchenhaft intelligentes Huhn.“

„Johanne,“ rief Setti zum Küchenfenster hinauf, „ach, nehmen Sie dem Herrn das Tier gleich ab! Bitte, Herr Bauführer, Sie haben sich lange genug damit geplagt, wollen Sie es ins Küchenfenster reichen!“

„Hier, kochende Jungfrau, ich händige Ihnen das Schlachtopfer ein!“

„Ach du himmlische Güte,“ rief die zugreifende Johanne mit unnachahmlichem Ausdruck, „ein Suppenhuhn! Un son mageren Satan! Was? Un den soll ich nu woll noch schlachten un ruppen un garkriegen auf Mittag, wo die Klock elf vorbei is? Na, ich sage, Pfannkuchen is die Rettung!“

Damit verschwand sie vom Fenster.

„Suppenhuhn müssen Sie erst noch lernen, Fräulein Setti!“ neckte der junge Mann mit hochgezogenen Augenbrauen, aber der Blick, der die Neckerei begleitete, war voll warmer Herzlichkeit.

Setti nickte lächelnd und faßte großartige Wirtschaftsvorsätze in ihrem Herzen, während sie leichtfüßig die Haustürstufen hinauf lief, um das Netz mit den Vorräten in der Küche abzuliefern. Die übrigen blieben im Garten stehen.

Paula, die nur des Bauführers Worte gehört, nicht aber den begleitenden Blick gesehen hatte, meinte die Freundin in Schutz nehmen zu müssen.

„Wir sind noch nicht mal siebzehn Jahre alt, Setti und ich, Herr Bauführer, das müssen Sie bedenken! Und Suppenhühner haben wir in der Naturgeschichte nicht durchgenommen, nur Hühner überhaupt!“

„Das ist aber ein großer Fehler im Lehrplan der höheren Mädchenschule!“ versetzte Alex Limbach mit scheinbarem Ernst.

Hier fand Tante Jettchen den Zeitpunkt für eine ernstere Betrachtung gekommen. „Mein lieber Alex, ich sollte denken, daß die Frau der Neuzeit größere Aufgaben zu erfüllen hat, als sich vorwiegend um Suppenhühner zu bekümmern.“

„O hopfa, Tante Jettchen, das sag' nicht! Das wollen wir nicht so schroff hinstellen! Eine gute Hühnersuppe ist nicht zu verachten, dafür lasse ich manche philosophische Abhandlung im Stiche, die vom Weibe der Neuzeit geschrieben ist. Sieh mal, Tante, eine wirklich gute Hühnersuppe verfehlt selten ihren Daseinszweck, weibliche Philosophie aber leider häufig. Und Reis muß dran sein, an der Suppe meine ich, und Klöße drin können auch nicht schaden!“

Die Tante mußte wider Willen lächeln. Dann sagte sie: „Weißt du was? Ich bringe dir nun das Opfer, das Zeug, das du da redest, ruhig mit anzuhören, mein Lieber! Ich merke, du bist noch genau ebensolch ein Tunichtgut, wie du schon als Junge warst. Deine Mutter hat dir immer zu viel Hafer in die Krippe getan und den Stock zu hoch an die Wand gehängt, statt ihn zum Gebrauch für deine Erziehung immer hübsch bequem zur Hand zu behalten!“

„O, o! Aber Tantchen! Was soll Fräulein Paula von mir denken! Schau sie nur an, sie verachtet mich innerlich unsäglich!“

„O nein,“ rief Paula schnell und feck, „ich finde Sie riesig nett!“

Das klang so drollig, daß alle lachten, auch die inzwischen wiedergekommene Hetti.

„Jetzt möchte ich aber wissen, weshalb wir hier eigentlich vor der Haustür herumstehen, Kinder,“ meinte dann Tante Tettchen. „Ich schlage vor, Hetti, wir führen unsern Gast ins Haus und frühstücken miteinander. Du hast hoffentlich noch nicht gefrühstückt, lieber Alex?“

„Das kann man nie zu oft tun!“ lautete die Antwort, die beifällig aufgenommen wurde.

„Du bleibst natürlich hier,“ flüsterte Hetti der Freundin zu, die sich zögernd mit heimlichem Bedauern verabschieden wollte. Nun überlegte sie schnell, daß das dargebotene Vergnügen auch mit einigen nachträglichen Vorwürfen daheim nicht zu teuer erkauft sein würde. Sie ließ sich daher gern zum Bleiben überreden und das einfache Frühstück, das Hetti mit besonderem Eifer möglichst nett und zierlich besorgte, im Kreise der andern gut schmecken.

„Ich kann mich gar nicht genug wundern, Paula,“ flüsterte Hetti draußen der Freundin zu, als diese ihr beim Auftragen des Frühstücks half, „was Tante Tettchen alles ruhig anhört von diesem Herrn Limbach! Das sollte mal ein anderer probieren, so über die heilige Frauenfrage zu scherzen, wie er es getan hat! Ihm läßt sie es durchgehen — merkwürdig!“

Paula fand es auch merkwürdig. Wenn die beiden gewußt hätten, daß Alexander Limbach die größte Ähn-

lichkeit mit seinem Vater besaß, und daß Tante Jettchen diesen Vater in ihrer Jugend sehr verehrt hatte und sich nun durch seinen Sohn an jene glücklichen Zeiten erinnert fühlte, so würden sie es vielleicht weniger merkwürdig gefunden haben.

Im Verlauf des Frühstücks kam das Gespräch noch einmal auf die Frauenfrage.

„Könntest du nicht einmal ernsthaft deine Meinung äußern, Alex?“ fragte die Tante mit sanftem Vorwurf, als die beiden jungen Mädchen wieder einen Scherz des Gastes belachten.

„Gern, liebe Tante, du hast nur zu befehlen!“

Aber der Vorwurf hatte doch getroffen. Er gab sich einen kleinen Ruck und sprach nun völlig ernst: „Ich sehe die große Berechtigung der Frauenbewegung sehr wohl ein. Kein verständiger Mann, der seine Zeit versteht, kann sich der Einsicht verschließen, so sollte ich meinen, daß den Frauen Mittel und Wege geschaffen werden müssen, sich selbständiger und vielseitiger zu betätigen, als ihnen dies in früheren Zeiten gestattet war.“

„Betätigen! Das ist das rechte Wort! Betätigen!“ wiederholte die Tante lebhaft mit sichtlichem Entzücken. „Ich danke dir für dieses Wort, mein lieber Junge!“

„Keine Ursache, Tantchen! Denn ich muß ferner gestehen, daß ich, soweit meine eigene Person in Frage kommt, leider einer ganz altmodischen Geschmacksrichtung huldige. Mit einem Wort — wenn ich mal heirate, so will ich eine Frau haben, der ich in allen Dingen Haupt-

person bin, der ich einmal und noch einmal und zum dritten Male allem vorangehe; die das Geld, das ich für uns beide verdiene und oft sauer genug verdienen muß, gewissermaßen zum zweiten Male verdient, indem sie's in Ehren hält, gut anwendet und in ihrem Haushalt, der ihr eigenstes Gebiet und ihr kleines Königreich ist, ebensolche Ordnung und Treue walten läßt, wie ich in meinem Berufe mir zur Pflicht mache. Und wenn sie in ihrer Wirtschaft vielerlei langweilige und mancherlei ärgerliche Dinge auszustehen hat, so hilft da nichts, mir geht's in meinem Berufe ebenso, und sie muß denken, sie tut es für mich und ich für sie. Wenn sie's für ihr Wohlergehen nötig finden sollte, nebenbei philosophische Abhandlungen zu lesen oder zu schreiben, gut, warum nicht? Aber der Reiz in meiner Hühnersuppe darf mir darüber nicht hart bleiben, und die Klöße müssen auch weich sein, denn anders kann ich beides nicht vertragen. Und übrigens, denke ich, soll sie es gut bei mir haben!"

Er lehnte sich auf seinem Stuhle zurück, und sein treuherziges Gesicht war ganz rot geworden von der Wärme der Überzeugung, mit der er gesprochen.

„Muß sie sehr schön sein?“ fragte Paula in die Pause hinein, die seinen Worten folgte.

Er sah die Fragerin an und lächelte. „Das kommt auf den Geschmack der andern Leute an. Für mich wird sie die Schönste sein, wie sie die Liebste allzeit sein soll. Ich merke aber, Fräulein Paula will mich listig ausholen und die bewußte Zukünftige nach meiner Beschreibung

steckbrieflich ermitteln, ich fürchte, um sie beizeiten zu warnen. Ich muß also auf meiner Hut sein!"

"O wie schade!" rief Paula, übermütig auf die Neckerei eingehend. „Hat sie denn kein Kennzeichen?"

"O doch, Fräulein Paula, und an dem Kennzeichen denke ich selber sie zu finden, wenn's so weit ist. Gütig muß sie sein, Fräulein Paula! Herzensgüte ist die Krone aller Frauentugend, ich meine jene Güte, die andern Gutes tut, ohne zu fragen, wie groß deren Verdienst und Würdigkeit sei, jene echte Frauengüte, die der Sonne gleicht, die ja auch über Gerechte und Ungerechte leuchtet —"

Er brach ab, als habe er alles gesagt, oder als fürchte er, zu viel zu sagen, wenn er fortführe.

Er hatte während seiner Rede abwechselnd Paula und die Tante angesehen, kein einziges Mal die neben ihm sitzende Hetti. Er tat vielmehr, als ob diese gar nicht vorhanden sei.

Aber vielleicht war es gerade das, was Hetti immer mehr unruhig machte. Leise und schnell stand sie auf und schlüpfte unbeachtet zur Türe hinaus.

So war sie also nicht zugegen, als Tante Jettchen ihr Glas erhob und gerührt mit dem Sohne ihres Jugendfreundes anstieß auf das Wohl seiner einstigen Frau. Dazu sagte sie: „Mein lieber Junge, ich würde dir das Opfer bringen, sie mütterlich an mein Herz zu schließen, auch wenn sie der großen Frage der modernen Weiblichkeit ablehnend gegenüberstände!"

„Opferjettchen!" dachte Paula stillvergnügt. Sie sollte

jedoch alsbald, und zwar ein wenig beschämt, gewahr werden, welche Liebenswürdigkeit die Tante entfalten konnte, wenn sie mit ihrer Aufopferung einmal so schön im Zuge war wie heute.

Da trat Hetti ganz unbefangen wieder ein. Ihre Augen begegneten denen des Gastes, und Paula fand bei sich, daß die beiden einander recht lange und forschend ansahen. Hierauf erklärte sie sehr entschieden, sie müsse nun endlich nach Hause. Aber Tante Jettchen hielt sie noch zurück.

Sie erbot sich nämlich, um dem Gast noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung zeigen zu können, am Nachmittage ein Auto zu mieten, und lud auch Paula ein, an der Fahrt teilzunehmen.

„Aber Tante Jettchen,“ wandte Hetti zögernd ein, „du magst ja gar nicht gern Auto fahren!“

„Ja, mein liebes Kind, da hast du zwar recht. Eigentlich verabscheue ich diese Beförderung. In diesem einzigen Punkt bin ich unmodern, ich muß es zugeben. Aber man muß sich überwinden lernen, und das ist für mich eine gute Gelegenheit dazu. Und schließlich, was täte man nicht, wenn man ein Herz für die Jugend hat und sie gern erfreuen möchte!“

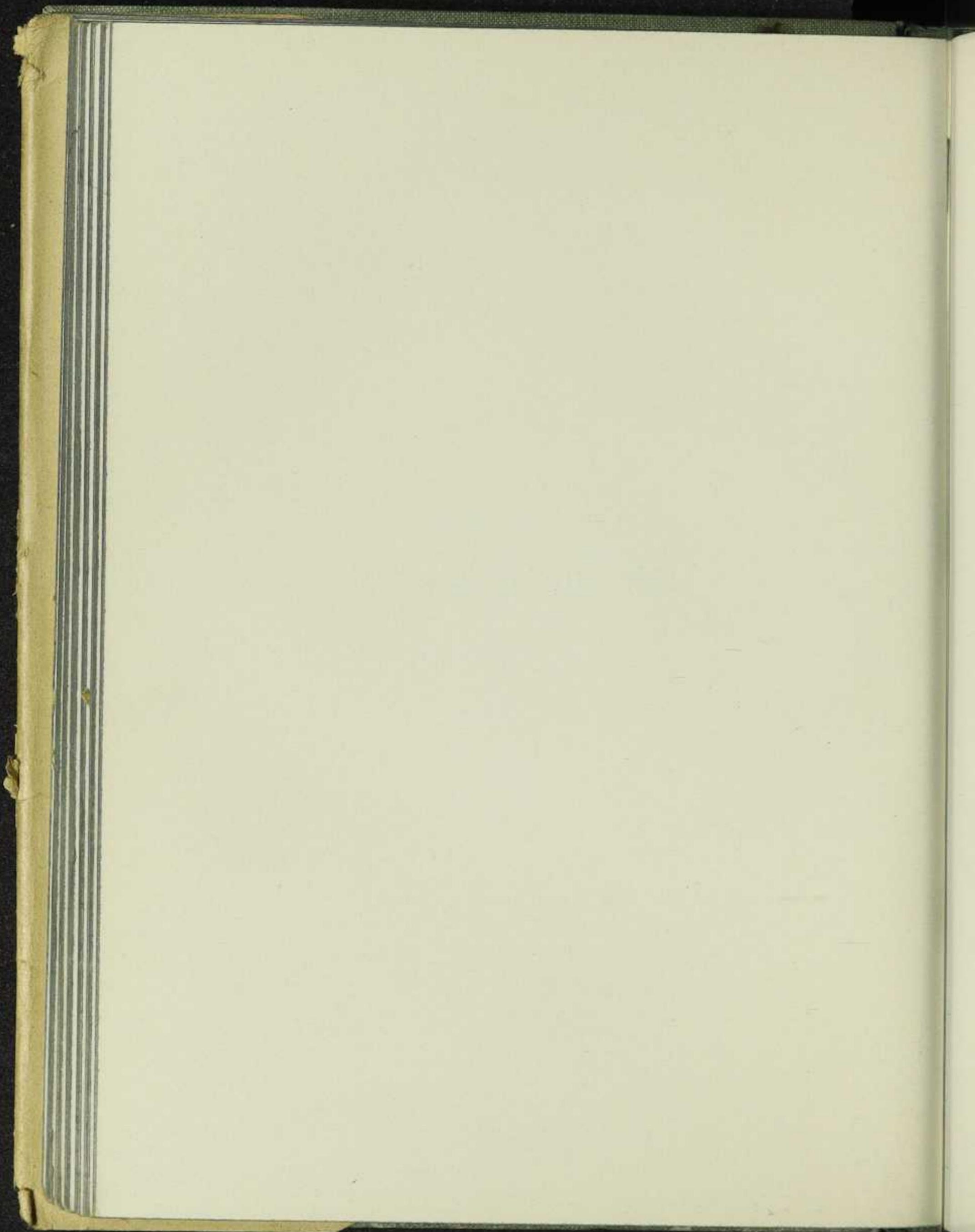
Sie ist doch eigentlich furchtbar gut, wenn sie auch ihre Schrullen hat! dachte Paula in einer Anwendung von Reue über allerlei kleine Bosheiten, deren sie sich gegen Tante Jettchen bewußt war. Errötend dankte sie ihr für die freundliche Einladung und erklärte, daß sie daheim

Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um die Erlaubniß zum Mitfahren zu erhalten.

Hetti gab der Freundin das Geleit bis an die Gartentür. Dort sagte Paula zu Hetti: „Wenn auf unserm Balle nächsten Winter doch solche Herren wären! Ich muß sagen, diese Art gefällt mir!“ Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus. „Mich nähme er doch nicht!“ setzte sie elegisch gestimmt hinzu. „Aber du —“ Sie hielt inne, und der Schalk lachte ihr aus den Augen. „Du, Hetti! Einß rate ich dir auf alle Fälle: Gib morgen früh ordentlich acht, wenn die Johanne das Suppenhuhn kocht! Du kannst nicht wissen, wie du's mal später nötig hast. Adieu und noch viel Vergnügen! Und wenn du mich abholst, gehe ich jederzeit gern wieder mit in die Markthalle!“



Die gute Stube





"Hildegard Ostermann ist wieder da!" sagten die Leute in der Entenstraße, wo die Familie Ostermann wohnte.

"Na ja, sie mußte doch zum Umzuge wiederkommen! Ihr Vater hat das Eckhaus hier in der Entenstraße gekauft, dahin ziehen sie zu Ostern mitsamt der alten Frau Professor Gent, der Mutter von Frau Ostermann, die schon immer mit ihnen in demselben Hause wohnte. Jetzt werden im Eckhause alle Zimmer neu hergerichtet; wenigstens denke ich mir das, weil Hildegard gleich nach ihrer Rückkehr mit ihren Eltern stundenlang in den leeren Räumen sich aufhielt und gestikulirte und redete. Ich kann nämlich von meinem Nähtisch aus gerade das Eckhaus beobachten. Die Hildegard war in Berlin zu Besuch, und nun trägt sie Reformkleider, seit sie wieder zurück ist; Sie können sich denken, daß dies hier in unserer Entenstraße sehr auffällt!"

Die Nachbarin nickte beifällig mit dem Kopfe.

Die Entenstraße lag in der Vorstadt der kleinen Residenz, und ältere Leute wußten sich noch gut zu erinnern, wie vormalß ein breiter Graben mitten durch die Straße floß, auf dem in Scharen die Enten schwammen;

diesen verdankte sie ihren Namen. Der Wasserlauf war nun zwar längst zugeschüttet und die Straße durch Kanalisation, Pflasterung und Beleuchtung andern Straßen der Stadt gleichgestellt. Aber die alten niedrigen Häuser in ihren altmodischen Heckengärten auf der einen Straßenseite waren der Zeit noch nicht zum Opfer gefallen. Sie standen noch trotzig auf ihrem Platze, und die eleganten Mietkasernen auf der andern Seite sahen mit ihren Balkonen und Loggien verächtlich auf sie hinunter.

Die Leute, die diese Mietkasernen bewohnten, dachten verschieden über die alten Häuser und Heckengärten jenseits der Straße.

„Hier sieht man doch noch ins Grüne!“ sagten diejenigen, die gern alles, was sie selber anging, nach Kräften lobten.

Anderere, die fortschrittlich gesinnt waren, sprachen dagegen entrüstet zu ihren Besuchern: „Ist es nicht eine Schande mit den alten, schiefen Häusern und den struppigen Gärten, die man da drüben vor Augen haben muß? Es wäre zu wünschen, daß der Stadt ein Einsehen käme! Die Grundstücke da entstellen ja die ganze Straße!“

Nun, die Stadt hatte vorläufig kein Einsehen, und alles blieb, wie es war. —

Die Familie Ostermann bewohnte seit Menschengedenken eines jener kleinen, alten Häuser in einem der Heckengärten. Der Urgroßvater von Herrn Stephan Ostermann hatte es erbaut und von Kind auf Kindeskind vererbt, ebenso wie die Schokoladenfabrik, die ebenfalls seit Urväterzeiten

stets einem Oftermann gehörte. Die Fabrik lag unweit des Wohnhauses in der nämlichen Vorstadt.

Augenblicklich gab es zwei Besitzer der sehr einträglichen und in gutem Ansehen stehenden Fabrik, nämlich Herrn Stephan und seinen jüngeren Bruder, der eigentlich Ferdinand hieß, aber von aller Welt Onkel Nante gerufen wurde.

Herr Stephan Oftermann besaß zwei nach auswärtz verheiratete Töchter und als Nesthätchen noch die achtzehnjährige Hildegard. Die war der allgemeine Familienliebling, namentlich aber der ihres Vaters.

Die Familie lebte gut bürgerlich in behaglichem Wohlstande und galt dafür, daß sie sich zu Neuerungen in ihren Lebensgewohnheiten schwer verstand. Solange Hildegard denken konnte, hatte die Einrichtung ihres Vaterhauses keine wesentliche Änderung erfahren.

Allerdings waren sämtliche Möbel, die Frau Minette Oftermann vor nunmehr dreißig Jahren als Aussteuer mitgebracht, äußerst gut und solide gearbeitet und dank den Hausfrauentugenden ihrer Besitzerin bis auf den heutigen Tag auch wohl erhalten.

Auf dem alten Mahagonibüfett im Eßzimmer standen die Kannen, Schalen und Vasen in derselben Reihenfolge und Anordnung bis zur silbernen Hochzeit des Ehepaars, wo dann neu hinzukommende Geschenke eine Änderung unerläßlich machten. Aber noch monatelang nachher klagte Frau Minette heimlich ihrem Manne: „Ich kann mir nicht helfen, unser Büfett kommt mir so fremd vor, als gehörte es uns gar nicht!“

In der sogenannten „guten Stube“ wurden die Fenstervorhänge nur geöffnet und die Überzüge von den Polstermöbeln nur dann entfernt, wenn Besuch erwartet wurde. Das war von jeher so Brauch, und jedermann fand es in der Ordnung.

Jedermann — nur Hildegard nicht.

Schon als kleines Schulmädchen überraschte sie eines Tages ihre Eltern durch die Bemerkung: „Warum haben wir eigentlich eine gute Stube? Bei Professor Freitag werden alle Zimmer täglich benützt! Meine Freundin Erika Freitag behauptet, gute Stuben wären altmodisch!“

Kopfschüttelnd sprach hinterher Herr Stephan Ostermann zu seiner Frau: „Ich möchte wissen, woher Hildegard diese Neuerungsſucht hat! Das Mädchen ist richtig aus der Art geschlagen! Fiel es wohl jemals Gustchen oder Minna“ — dies waren die verheirateten Töchter — „ein, unsere Gewohnheiten zu kritisieren?“

„Das kommt daher, weil sie bei Professor Freitag so viel Neues sieht und hört, lieber Stephan.“

Der gerade anwesende Onkel Nante fügte lachend hinzu: „Denkt euch, gestern sagte die Krabbe zu mir: ‚Onkel Nante, deine neue Krawatte harmoniert sich aber gut mit deinen Haaren!‘“

„Na, da siehst du's! Hoffentlich hast du ihr klar gemacht, daß es nicht heißt: ‚harmoniert sich‘?“

„Habe ich! Selbstverständlich! Aber davon abgesehen — nehmt mal an: Diese Beobachtungsgabe und dieser Geschmack, den das Mädchel an den Tag legt! Mir wurde

nämlich noch von anderer Seite gesagt, daß mir die Krawatte besonders gut stehe."

Dazu lächelten Bruder und Schwägerin verstohlen. Neue Krawatten waren eine Liebhaberei des Onkel Nante. Der sonst sparsame Junggeselle neigte in diesem einen Punkte zum Luxus, und die kleine Schwäche war wohlbekannt im Familienkreise. —

Damals war Hildegard Ostermann noch ein kleiner Naseweis mit kurzem Kleide und langen Zöpfen. Nun trug sie ihr Haar modern und zierlich frisiert, und ihre zarte, geschmeidige Gestalt, die zu ihrem eigenen Kummer nur etwas zu klein erschien, schlüpfte fremdartig und behende zwischen den behäbigen, würdevollen Gestalten der übrigen Familienmitglieder umher.

„Hildegard hat so was Fremdartiges," sagten die verheirateten Schwestern untereinander.

Sie selber waren rundlich und blühend und hatten kleine, dicke, pausbackige Kinder, die sämtlich für „Tante Hilledard" schwärmten.

„Sie gerät meiner früh verstorbenen Schwester nach, der seligen Friederike," erklärte Hildegards Großmutter, die Frau Professor Gent, in wehmütig feierlichem Tone, „die war auch so klein und dünn und beweglich. Seht euch nur ihr Bild mal genau an. Wie aus dem Gesichte geschnitten bist du ihr, Hildegard, nur die Haarfrisur ist anders."

Neugierig betrachtete Hildegard ihr vermeintliches Ebenbild.

Sie fand, daß die verstorbene Großtante wunderbarlich genug aussah mit dem Puffenscheitel und der Krinoline, und es dünkte sie keineswegs schmeichelhaft, daß sie ihr ähnlich sein sollte.

Bald nach ihrer Konfirmation widerfuhr Hildegard eine große Betrübnis.

Der Vater ihrer besten Freundin Erika Freitag, bisher Professor an der Hochschule der Stadt, erhielt einen Ruf nach Berlin, und die Freundinnen mußten sich trennen. Aber es geschah mit dem Versprechen, einander zu besuchen, und dies Versprechen hatte Hildegard nun auch schon erfüllt, indem sie lezthin zwei Monate in der Reichshauptstadt als Gast bei der Familie Freitag weilte.

Angetan mit einem Reformkleide und ausgerüstet mit vielen reformatorischen Vorsätzen auf dem Gebiete der heimatlichen Lebensgewohnheiten, kehrte sie heim in die Entenstraße.

„Es ist nur gut, daß du endlich wieder da bist, Mädels,“ sagte Onkel Nante, als sie am Abend ihrer Rückkehr behaglich um den Teetisch saßen, „trotz des Sackes, der dich beinahe unkenntlich macht —“

„Onkel! Wie kannst du mein Reformkleid einen Sack nennen! Das nehme ich riesig übel!“

„Was sagte denn Gustchen dazu, Hildegard, als du sie in Magdeburg besuchtest?“ erkundigte sich die Mutter.

„O, die fand es sehr hübsch und eigenartig — nur einmal mußten wir lachen, weil klein Gisela mich mit

höchst kritischer Miene musterte und dann fragte: „Warum hast du denn ein Schlafkleid an, Tante Hilledard?“

Onkel Nante lachte schadenfroh. „Siehst du wohl? Kinder und Narren sagen die Wahrheit.“

Hildegard nahm eine hoheitsvolle Miene an und zog es vor, die Neckerei zu überhören.

„Als ich erfuhr, daß Papa ein neues Haus gekauft hat, und daß umgezogen wird, da dachte ich: Rückwärts, Don Rodrigo! Sie wollten mich nämlich durchaus noch bis Ostern dort behalten.“

„Oho!“ ließ sich Papa Ostermann brummend vernehmen.

„Ja! Aber ich sagte zu Erika: Das geht nicht ohne mich! Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt da, wo bei Ostermanns das Moderne seinen Einzug halten kann.“

„Was für 'n Ding soll Einzug halten bei uns?“ fragte mißtrauisch der Vater.

„Eine modernisierte, künstlerisch veredelte Lebensweise, lieber Papa.“

„Um, wie denkst du dir das?“

„Mit dem Sauerteig des Althergebrachten, Überlieferten, an dem wir kleben, muß aufgeräumt werden,“ erklärte Hildegard erhaben.

„Ich fühle mich gar nicht an irgend welchem Sauerteige festgeklebt,“ bemerkte Onkel Nante, innerlich höchst belustigt, aber mit ehrbarer Miene und in trockenem Tone.

„Ich spreche doch natürlich bildlich, Onkel!“

„Sm! So! Na, dann weiter! Also was ist das Althergebrachte, das du zu beseitigen wünschest?“

„Unsere verfehlten Wohnungsausstattungen.“

„Was?“

„Wieso denn, Hildegard?“ fragte Frau Minette. „Ich finde alles, was wir haben, schön und gut und bin mein Leben lang zufrieden damit gewesen. Nicht wahr, Mutter?“

Die alte Frau Professor Gent, der die Frage galt, lächelte milde.

„Hildefind,“ sagte sie freundlich, „euch jungen Leuten von heutzutage wird's zu wohl in der Welt, darum wollt ihr euch Plagen schaffen. Wenn du die alten Zeiten erlebt hättest, wo man das Wasser noch aus dem Ziehbrunnen heraufwinden mußte und die Fußboden gescheuert und mit Sand bestreut wurden! Aber freilich, damals lebte man mit mehr Zeit und Ruhe als jetzt. Man hatte nicht so viel mit seinen Nerven auszustehen durch Straßenlärm und Heßjagden aller Art. Die Menschen, meine ich oft, waren damals dauerhafter, so wie meine alten Möbel, von denen, Gott sei Dank, nicht alle Augenblicke eine angeleimte Verzierung abbricht wie von den modernen Sachen! Es gibt jetzt auch gar zu viel Plunder und Firlefanz in der Welt.“

„Das sagt Professor Freitag auch!“ rief Hilde lebhaft.

„So sagt der Patriarch!“ neckte der Onkel.

„O, er versteht sehr viel vom Kunstgewerbe, und ich möchte mir meine Stube, die ich im neuen Hause bekomme,

gern ganz nach seinen Ansichten einrichten. Ich hoffe, ihr habt nichts dagegen?"

„Durchaus nicht,“ entgegnete Vater Ostermann. „Wenn's nicht zu viel Geld kostet, meinetwegen!“

„Da bin ich aber neugierig,“ meinte die Mutter. „Sag mal, was für Tapeten möchtest du denn haben? Morgen schickt nämlich der Fabrikant welche zur Auswahl. Ich denke mir, du willst gewiß eine hübsche, helle Tapete mit Rosensträußen nehmen oder etwas dergartiges? Das paßt doch am besten für ein Mädchenstübchen.“

„Ach nein, Mama, ich möchte etwas ganz anderes! Bei Professor Freitag gibt es in allen Zimmern nur schlichte, einfarbige, rauhe Velourstapeten. Das sieht wirklich vornehm aus und bildet den einzig richtigen Hintergrund für Bilder und Skulpturen.“

„Ganz schlicht, ohne Muster?“ fragte Frau Minette verwundert, „wirklich gar nicht ein bißchen bunt?“

„Nein, Mama, die bunten Tapetenmuster wirken unruhig und aufdringlich, und wenn man ein Bild darauf hängt, so sieht es aus, als ob ein Bild auf dem andern hinge. Die Fenstervorhänge habe ich mir schon in Berlin gekauft, auch ganz schlichter Stoff, und Erika hat mir große, schlanke Sonnenblumen darauf gezeichnet, die vom Fußboden aus herauf zu wachsen scheinen. Die Stengel und Blätter wurden aus dicker Wolle gehäkelt und dann aufgenäht, und die Blüten will ich aus gelben Zigarrenbändern sticken. Onkel und Papa! Ihr müßt mir den

Gefallen tun und in der nächsten Zeit furchtbar viel rauchen! Denn ich habe viele Zigarrenbänder nötig!"

„Hörst du's, Stephan?“ fragte Onkel Nante lächelnd. „Rücke nur schnell eine Zigarre heraus, wir müssen deiner Tochter Vorhangornamente rauchen!“

Alle lachten gut gelaunt.

„Und dann hätte ich noch einen Wunsch, nämlich daß die ‚gute Stube‘ in der neuen Wohnung Salon genannt und auch als ein solcher eingerichtet wird!“

Die Eltern sahen einander verblüfft an.

„Postausend!“ rief Onkel Nante.

Die Großmutter hob mit ihrem feinen, gütigen Lächeln an: „Hildegard, du erinnerst mich an eine drollige Geschichte, die ich euch mal schnell erzählen muß. In dem Dorfe, wo meiner Eltern Gut lag, wohnte ein großer Bauer, dessen Frau etwas hoffärtig war. So lag sie ihrem Manne eine Weile in den Ohren, er solle dafür sorgen, daß sie von den Dienstleuten nicht mehr ‚Frau‘, sondern ‚Madame‘ angeredet würde. Der Bauer wollte anfangs nichts davon wissen, aber sie ließ nicht nach. Da rief er eines Tages sein Gesinde zusammen und hielt ihm folgende Rede, die ich euch zum besseren Verständnis ins Hochdeutsche übersetzen will: ‚Leute, die Bäuerin will von heute an Madame genannt werden. Merkt euch das. Es läßt sich heutzutage so manche Närrin Madame nennen, also könnt ihr nun auch zu meiner Frau Madame sagen.‘ Damit war die Sache zu aller Zufriedenheit erledigt, und die Bäuerin wurde fortan Madame angeredet.“

„Ach, Großmama, du willst dich über mich lustig machen!“ rief Hilde schmollend. „Aber darin müßt ihr mir doch recht geben, daß unsere gute Stube in ihrer Einrichtung ein ganz überlebtes, rückständiges Ding ist!“

„Wieso?“ fragte Vater Ostermann in gemessenem Tone.

„Man hat nichts davon,“ erklärte seine Tochter, „sie steht die meiste Zeit unbenützt. Im Sommer sind Überzüge über Möbel und Kronleuchter gebreitet, und im Winter herrscht eine kalte Pracht, weil nicht geheizt wird, oder doch nur, wenn Besuch kommt. Dann diese Prachtwerke auf dem Sofatische, die niemand besieht, und diese gräßlichen, völlig unkünstlerischen bemalten Blechschalen an den Wänden!“

„Aber Kind, die hat uns ja Tante Henni gemalt!“ warf die Mutter verweisend ein und sah mit einem Blick des Erschreckens nach dem Onkel hin.

„Schlimm genug, daß Tante Henni uns das antat!“ fuhr Hildegard in ihrem Eifer unbekümmert fort. „Tante Henni kann sehr gute Torten backen, das will ich gern zugeben, aber malen, das kann sie nicht!“

Onkel Nante räusperte sich laut. Er sah ein wenig verlegen aus.

„Ich finde so 'n bißchen Malerei an den Wänden ganz hübsch,“ sagte er und zupfte an seiner Zigarre herum, „man braucht ja nicht gleich an alles den höchsten Maßstab zu legen.“

Bevor Hildegard antworten konnte, erhob sich die Großmutter aus ihrer Sofaecke.

„Kinder, für mich wird es Zeit, zu gehen. Lieber Nante, Sie sind wieder so gut, mir auf der Treppe Ihren ritterlichen Arm zu leihen?“

„Versteht sich von selber, verehrte Frau Professor! Ich denke, wir haben verabredet, daß Sie mein Geleit ein für allemal im Abonnement bekommen? Ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Man sagte einander gute Nacht, und Onkel Nante führte die alte Dame mit feiner, sorgsamer Artigkeit in ihre Behausung hinab.

Raum waren die Eltern mit Hildegard allein, als die Mutter vorwurfsvoll anhub: „Über Hildegard, wie konntest du nur in Onkel Nantes Gegenwart so über Tante Hennis Malerei reden? Weißt du denn nicht, daß er sich für sie interessiert?“

Hildegard war wie aus den Wolken gefallen. Schweigend und verduzt blickte sie von der Mutter zum Vater.

Herr Ostermann begann zu lachen.

„So setzt man sich in die Tinte, kleine Kunstenthusiastin!“ spottete er.

„Über ich sprach doch nur die Wahrheit!“ beharrte Hildegard. Im Innern jedoch ärgerte sie sich über die begangene Taktlosigkeit, denn sie fühlte nach einiger Überlegung, daß sie sich hätte vermeiden lassen. Sie entsann sich, daß in der Familie die Namen von Onkel Nante und Tante Henni, einer jüngeren Freundin ihrer Mutter, in der letzten Zeit vor ihrer Reise häufig durch kleine Neckereien miteinander in Beziehung gebracht wurden.

„Wahrheit!“ wiederholte der Vater mißbilligend. „Wie heißt doch gleich der schöne Spruch von der Wahrheit? Warte mal, Kind, ob ich ihn nicht selber zusammenbringe:

Wer die Wahrheit denkt,  
Muß den Fuß im Bügel haben,  
Wer die Wahrheit spricht,  
Dessen Roß muß Flügel haben —

Aber wie weiter?“

Hildegard wußte Bescheid. Lächelnd ergänzte sie:

„Und doch spricht Mirza Schaffy:  
Wer da lügt, muß Prügel haben!“

\* \* \*

Tante Henni war vorzüglich erfahren in allen wirtschaftlichen Dingen. Sie führte ihren Eltern den Haushalt, war sparsam und fleißig, obgleich sie „es gar nicht so nötig hatte“, wie die Bekannten sagten, denn ihre Eltern waren vermögende Leute. Auch machte sie sich im Freundeskreise durch Krankenpflege nützlich, spielte Klavier und malte in Öl, Aquarell und Porzellanfarben, obgleich ihr — und darin hatte Hildegard Ostermann zweifellos recht — zur Malerei jedes wirkliche Talent fehlte.

Als Schulkind kehrte Hildegard einmal von einem Besuche bei Tante Henni mit den Worten heim: „Denkt euch, Tante Henni kann schon wieder was Neues. Ihre ganze Stube roch nach verbranntem Holze. Sie war nämlich dabei, einen Spruch auf einem großen Brette braun einzufengen!“

Mit den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes beschenkte die Tante in freigebigster Weise ihren Bekanntenkreis.

Ihre Mutter tat einmal, als im Hause von Freunden über einen unangenehmen Fettsleck auf der Tapete geklagt wurde, die Äußerung: „Aber warum sagt ihr es denn nicht zu Henni? Die malt euch gleich einen Blechteller zum Drüberhängen!“ Dieser Ausspruch war ebenso bezeichnend für Hennis Gefälligkeit und Hilfsbereitschaft wie für ihren Maleifer, der so leicht ein mitleidiges Lächeln wirklicher Kunstkenner herausforderte.

„Was könnte ich nur den Ostermanns in ihre neue Wohnung stiften?“ hatte Henni nachdenklich erwogen, sobald sie von dem Hauskauf der Freunde Kenntniss erhielt. „Ob ich ihnen einen Hausfegen brenne oder was sonst?“

„Aber du hast ihnen ja schon zwei Hausfegen gemalt!“ gab Hennis Mutter zu bedenken.

„Habe ich wirklich? Ja, dann muß ich mich auf etwas anderes besinnen. Die Leute besitzen auch leider schon immer alles, wenn man ihnen etwas schenken will! Nun, ich denke, ich finde trotzdem noch was. Man überlegt am besten an Ort und Stelle. Ich gehe also erst einmal hin und sehe mich um, was sich wohl noch anbringen ließe.“

Gesagt, getan. Eines Nachmittags begab sich Tante Henni nach der Ostermannschen Wohnung zur Musterung der dort vorhandenen Kunstschätze.

Sie traf niemand zu Hause.

„So? Na, das ist ja um so besser, Trinchen,“ sagte

sie zu dem Mädchen, das sie darob etwas verduzt anguckte, „nämlich — aber daß Sie reinen Mund halten und nichts verraten! Hören Sie, Trinchen?“

Trinchen beteuerte lebhaft, daß sie schweigen würde, obgleich sie einstweilen noch nicht ahnte, was sie denn eigentlich verschweigen sollte, und dies auch vorläufig noch nicht erfuhr.

„Führen Sie mich mal durch die Zimmer,“ gebot nun Tante Henni mit der Bestimmtheit des Tones, die ihr eigen war, und die den Untergebenen stets einen gewissen Respekt einzulösen pflegte. Das junge, flinke Trinchen beeilte sich, die Tür zur „guten Stube“ aufzusperren und wollte dienstwillig auch die Rouleaux in die Höhe ziehen. Es stand und lag schon allerlei umher, was auf den bevorstehenden Umzug deutete.

„Ach, lassen Sie nur, Trinchen! Ich kann schon so sehen! Was ist denn das?“

Auf dem Sofatische quer über Dorós Prachtbibel und Chamisso's „Frauen-Liebe und -Leben“ lag ein großer, weißer Karton. Es war ein ungerahmtes Bild. Henni zog das Seidenpapier fort, mit dem es bedeckt war, und sah, daß es eine schöne Wiedergabe der Flora von Tizian darstellte. Inzwischen war auch Trinchen herangetreten und warf einen neugierigen Blick auf das Bild. Sie war ein Bauernmädchen und stand erst seit kurzem bei „Stadtleuten“ in Dienst. Sie glaubte, die Frage der fremden Dame beantworten zu müssen, und sagte treuherzig: „Ich weiß nicht, von wem es eine Photographie

ist. Es kann wohl sein, daß es eine von der Herrschaft ihren andern Töchtern vorstellt. Es ist ja eine in Hamburg und eine in Magdeburg verheiratet."

"Ach was," sagte Tante Henni, sich das Lachen verbeißend, "die Flora ist ja ganz alt!"

"Flora?" wiederholte Trinchen, "nein, so heißt keine von den Ostermanns. Die hier sieht doch aber noch ganz jung aus?"

Wer weiß, was Trinchen noch für Meinungen zum besten gegeben hätte, wenn nicht die Glocke sie an die Eingangstür gerufen hätte.

Tante Henni begann nun ernstlich Umschau zu halten für ihren Zweck, und es dauerte nicht lange, da fand sie heraus, daß ein Schlüsselbrett dasjenige Schmuckstück sei, dessen Besitz den Freunden dringend not täte. Zufrieden verabschiedete sie sich von dem freundlich lächelnden Trinchen, das eine hohe Meinung von dem geheimnisvollen Besuch zurückbehielt.

Draußen vor dem Hause begegnete sie Onkel Nante. Ihm gegenüber machte sie kein Hehl aus dem Zweck ihres Besuches, sondern erzählte ihm freudestrahlend, wie günstig sie es getroffen habe mit ihrem heimlichen Vorhaben, und daß sie nun entschlossen sei, den Freunden ein gebranntes Schlüsselbrett in die neue Wohnung zu stiften.

"Hm! Hm!" machte Onkel Nante und schaute bedenklich drein.

"Sie scheinen nicht viel von meinem Vorhaben zu halten?" äußerte Tante Henni enttäuscht.

Nun geriet Herr Ferdinand Ostermann in Verlegenheit.

Wie sollte er der schenklustigen Freundin des Hauses, ohne sie zu kränken, klar machen, daß ihre Gaben keine Gnade fanden vor Hildegards kritischem Geschmack? Verlezen wollte er Henni aber um keinen Preis, denn er war ihr von Herzen zugetan und hatte nur nicht den Mut, es ihr zu sagen, sondern verpaßte vor lauter Unschlüssigkeit eine gute Gelegenheit nach der andern.

In diesem Augenblick kränkte ihn die Vorstellung, daß Henni sich nun abmühen würde, ein nach ihrer Meinung hübsches Geschenk anzufertigen, und daß Hildegard es dann nasenrümpfend als unbrauchbar verurteilen würde.

„Sie sollten sich nicht immer für andere Leute abquälen!“ sagte er tadelnd und mit verdüsteter Miene.

Henni sah ihn förmlich erschrocken an.

„Aber das ist doch meine größte Freude auf der Welt!“ gab sie verwundert und in kleinlautem Tone zur Antwort.

Nun war Onkel Nante entwaffnet.

Gutes, liebenswürdiges Geschöpf! dachte er und fügte in einem weiteren Gedanken entrüstet hinzu: Na, warte!

Diese Drohung aber galt Hildegard und ihrer Kritik der Blechschalen. —

„Was mag nur Trinchen fehlen?“ äußerte ein paar Stunden später Hildegard gegen ihre Mutter. „Sie kommt mir so vor, als ob sie etwas zerbrochen hätte und nicht mit der Sprache heraus möchte.“

„Frag sie doch mal, dann erfährst du es ja!“ riet Frau Ostermann.

Raum hatte Hildegard die Frage getan, als Trinchen zu weinen begann.

„Ach, Fräulein Hildegard,“ gestand sie schluchzend, „ich mache mir solche Gedanken! Heute nachmittag war hier nämlich eine Dame und sagte, ich sollte sie mal durch die Stuben führen, aber ich sollte der Herrschaft nichts davon sagen, und es wäre ihr sehr lieb, daß kein Mensch zu Hause wäre. Und sie hat ihren Namen nicht genannt und auch nichts bestellt. Und ich dachte erst, es wäre wohl nichts dabei, nur ein bißchen komisch kam es mir vor. Aber nun fehlt auf einmal das kleine, silberne Tablett oben vom Küchenschranke —“

„Das ist ja aber gar kein Silber, Trinchen, ich hab's Ihnen schon einmal gesagt!“ schaltete Hildegard ein.

„Ja, aber sie kann es doch für Silber gehalten und mitgenommen haben, denn es ist doch nun mal spurlos weg! Nämlich der Wasserleitungsmann klingelte an der Tür, als sie gerade da war, und da konnte ich mich nicht weiter darum kümmern, was sie nun eigentlich wollte. Und ich dachte mir ja auch erst nichts Schlimmes dabei, bis nachher das Tablett weg war. Und nun glaube ich fast bestimmt, daß sie's mitgenommen hat. Ach, was wird der Herr sagen, und wie soll ich ihm nun seinen Kaffee bringen?“

„Das ist ja eine ganz konfuse Geschichte, Mama!“ Mit diesen Worten berichtete Hildegard Trinchen's Reden

ihrer Mutter. Das schuldbewusste Mädchen wurde unter vielen Kreuz- und Querfragen über die geheimnisvolle Diebin ins Verhör genommen, und die beiden Damen gelangten zu dem Schlusse, daß die Beschreibung nur auf Tante Henni passen könne. Bestärkt wurden sie noch in dieser Überzeugung, als der vermeintliche Silberteller sich alsbald unter dem Schranke, hinter den er hinabgerutscht war, wiederfand.

„Das gibt ja Stoff zu einer hübschen Polterabend-aufführung!“ meinte Herr Stephan Ostermann schmunzelnd, als ihm die Geschichte erzählt wurde.

„Du sollst sehen, Mama,“ mutmaßte die kluge Hildegard, „Tante Henni hat nur auskundschaften wollen, wo noch etwas Gemaltes oder Gebranntes bei uns fehlt. Dann schenkt sie uns das, und wir können nichts dagegen tun, müssen uns hocheifreut bedanken und den Gegenstand an die Wand hängen. Das sage ich aber, in meine Stube hänge ich ihn nicht!“

„Wehre dich immerhin, liebe Hildegard,“ entgegnete Frau Ostermann mit Gemütsruhe, „dir wird sie übrigens kaum was malen oder brennen, denn sie traut deinem Urteile nicht so recht. Sieh dich nur mit deinen Äußerungen dem Onkel gegenüber vor, das rate ich dir dringend.“

Hildegard seufzte.

„Ach ja,“ gab sie kleinlaut zu, „Onkel Nante ist ohnehin seit einiger Zeit so — wie soll ich sagen? — so ein bißchen spöttisch und gereizt gegen mich!“

Die Mutter zuckte die Achseln.

„Die Blechschalen!“ bestätigte sie. „Ich sagte es dir ja damals gleich.“

Hildegard errötete.

\* \* \*

Es war merkwürdig, auf wie viele Hindernisse Hildegard bei der Ausschmückung ihres Zimmers stieß. Schon die gewünschten einfarbigen, rauhen Velourstapeten ließen sich nicht ohne Schwierigkeiten beschaffen. Der kleinstädtische Tapetenhändler, ein Geschäftsfreund ihres Vaters, versuchte zunächst, Hildegard in aller Gemütlichkeit von ihrem Vorhaben abzubringen.

„Sie sollten sich auf diese Idee nicht steifen, Fräulein Ostermann! Sehen Sie mal, mir kann's ja gleich sein, was Sie nehmen, ich besorge Ihnen das eine so gut wie das andere — aber einfarbige Tapeten schmuhen und verblaffen viel leichter als gemusterte. Und wir haben in unserer Kollektion großartige Muster!“

„Wahrscheinlich hat er nicht vorrätig, was du wünschst, Kind,“ meinte Herr Ostermann und fuhr dann gutmütig überredend fort: „Peinige doch die Leute nicht unnötig, sondern nimm, was da ist. Wir sind hier nicht in Berlin, das mußt du bedenken.“

Aber Hildegard ließ nicht nach, trotzdem sie ähnliche Erfahrungen wie beim Tapetenhändler auch mit den Handwerkern und dem Ofenfabrikanten machte. Schließlich gelang es ihr denn auch, in den meisten Punkten ihren Willen durchzusetzen.

Aber das mußte man ihr dann lassen, als alles bei-

sammen war: die einfarbig olivgrün glasierten Ofenkacheln sahen sehr fein aus zu der schlichten, tiefroten Wandbekleidung aus Velourstapeten.

„Du glaubst nicht, liebste Erika,“ schrieb Hildegard an ihre Freundin in der Reichshauptstadt, „mit wie vielen kleinstädtischen Bedenken ich kämpfen muß! In der Nachbarschaft und Verwandtschaft werde ich als ein Ungeheuer an Pietätlosigkeit verschrieen, und das alles, weil ich statt alter, unbequemer, überflüssiger und überlebter Einrichtungen das Neue und Zweckmäßige anstrebe. Aber freue Dich mit mir: der Sieg ist mir sicher! Die gute Stube, Die kalte Pracht, wie ich sie längst nannte, verschwindet und wird in der neuen Wohnung zum behaglichen, brauchbaren Raume. Ich kann die Zeit gar nicht abwarten, Dir zu Pfingsten, wenn Du uns besuchst, den hübschen kleinen Salon zu zeigen, der an die Stelle jenes Ungeheuers von Ungemütlichkeit und Unzweckmäßigkeit tritt, das man ehrfurchtsvoll ‚Die gute Stube‘ zu nennen pflegt. Und erst mein Zimmer! Stell Dir meine Gefühle vor, als Großmutter mir zumutete, in dieses Schmuckkästchen einen alten Lehnstuhl mit hineinzunehmen, nur weil der selige Onkel Pfotenhauer, den ich nie gekannt habe, immer darin saß. Ein Glück für mich, daß sich noch rechtzeitig herausstellte, daß die Motten darinsäßen. Gepriesen seien sie, denn nun brauche ich mich nicht zu sträuben und entgehe für diesmal dem Vorwurf der Herzlosigkeit, den Mama und Großmama mir leider so oft nicht ersparen zu können glauben.“ —

Den Hauptsieg der „guten Stube“ gegenüber verdankte Hildegard ihrem Vorschlage, das größte Zimmer des neuen Hauses als Speisezimmer einzurichten. Der Einfall gefiel den Eltern nicht übel, obwohl sie selber nicht darauf gekommen wären; denn es galt nun einmal als hergebracht in ihren Kreisen, daß der größte und schönste Raum dem Moloch „gute Stube“ geopfert wurde. Dort mußte bei festlichen Gelegenheiten der Tisch gedeckt werden, was von allerlei Unbequemlichkeiten begleitet war, denn sämtliches Tafelgeschirr mußte dann mühsam aus dem Büfett des Esszimmers herbeigeschleppt werden.

Eines Tages, als Hildegard neben ihrer Mutter am Nähtische saß und an den fast vollendeten Vorhängen für ihr Zimmer arbeitete, kam Trinchen mit allen Zeichen der Aufregung hereingestürzt und berichtete flüsternd: „Sie ist wieder da!“

„Wer denn?“ fragten beide Damen.

„Ach, das unheimliche Fräulein von damals mit dem Tablett, wo ich doch dachte, es wäre weg —“ Trinchens Deutsch war mitunter nicht leicht verständlich.

„Ach, die meint Tante Henni!“ erklärte Hildegard lachend.

„Trinchen, können Sie denn gar nicht behalten, daß Sie jeden Besuch zu fragen haben, wen Sie melden sollen?“

„Ja, Fräulein Hildegard, das tue ich sonst auch immer, aber wie ich die Dame sah und an das Tablett dachte, da vergaß ich es vor Schrecken.“

„So gehen Sie schnell und sagen Sie, wir ließen bitten!“

In der That erschien gleich darauf Tante Henni in der Thür. Sie trug ein flaches Paket in der Hand. Strahlend vor Freundlichkeit steuerte sie auf Frau Ostermann zu.

„Liebste Minette, ich wollte euch doch auch gern eine Kleinigkeit zum Schmuck für eure neue Wohnung stiften! Blumen verwelken so schnell, darum habe ich euch lieber eine kleine Handarbeit gemacht.“

Das Papier wurde abgewickelt, und das Schlüsselbrett kam zum Vorschein.

Es war am oberen Rande mit Feldblumen bemalt, dann folgten in der Mitte die Haken für die Schlüssel, und darunter stand ein Spruch eingebrannt:

„Du bist beschlossen in meinem Herzen,  
Verloren ist das Schlüsslein,  
Nun mußt du ewig drinnen sein!“

Hildegard starrte schweigend das Geschenk an und meinte im stillen, nie in ihrem Leben etwas Geschmackloseres gesehen zu haben.

Zum Glück überhob ihre Mutter sie der peinlichen Verpflichtung, ihre Bewunderung zu äußern, indem sie die Spenderin umarmte und ihr warm und herzlich für ihre Freundlichkeit dankte.

Dann wurde Platz genommen, und das Gespräch drehte sich um den bevorstehenden Umzug.

„Ist es eigentlich wahr, daß ihr alle Familienbilder auf den Dachboden stellen wollt? Das wurde neulich erzählt.“

Frau Ostermann schüttelte unwillig den Kopf.

„Was die Leute nicht alles reden!“

„Wenn sie sich doch nur um ihre eigenen Sachen bekümmern wollten!“ fügte Hildegard erregt hinzu.

„Nein, Henni, so ist es denn doch nicht,“ erklärte Frau Ostermann. „Wir haben im neuen Hause nämlich ein kleines Zimmer übrig, und das wollen wir nun Hildegard zu Gefallen, weil sie es so sehr wünscht, zu einer Art von Familienmuseum einrichten —“

„Familienmuseum?“

„Na ja, so nennen wir es im Scherz. Warum auch nicht? Da werden dann alle Familienbilder aufgehängt und alle Andenken aufgestellt, die in der Wohnung stören würden. Nicht wahr, Hildegard? Sag doch auch mal was, Kind! Du kannst Henni das doch viel besser erklären als ich!“

Aber Hildegard entgegnete unliebenswürdig: „Ach, gib dir doch gar keine Mühe, Mama! Die Leute glauben ja doch, was sie wollen, und es macht ihnen viel mehr Vergnügen zu erzählen, wir schafften alle Andenken auf den Boden, als die einfache Wahrheit anzunehmen, daß wir vielmehr für alles sorgfältig den richtigen Platz in der passenden Umgebung auszuwählen suchen.“

„Zu diesen Leuten gehöre ich jedenfalls nicht, liebe Hildegard,“ äußerte Tante Henni nun offenbar ein wenig gekränkt, „im Gegenteil, ich für meine Person höre gern Gutes von den Menschen reden und lasse mich auch gern belehren, wenn es auf einigermaßen liebenswürdige Weise geschieht.“

Nun aber suchte Hildegard doch etwas beschämt einzulunken.

„Du ahnst ja nicht, Tante Henni, wieviel Verdruß einem die Leute machen mit ihrem Dreinreden! Sieh mal, da auf dem Spieltische steht die alte Uhr unter der großen Glasglocke: ein wahres Monstrum, das schon lange nicht mehr geht. Nun hat Papa für die neue Wohnung endlich einen schönen Regulator gekauft. Aber können wir uns nun wohl von dem alten, dicken vergoldeten Klumpen da trennen?“

„Aber Hildegard!“ warf die Mutter mahnend ein.

„Nein,“ fuhr Hildegard fort, ohne den Einwurf zu beachten, „wir kriegen es nicht fertig, und warum nicht? Onkel Nante hat die Uhr den Eltern zur Hochzeit geschenkt, Onkel Nante darf beileibe nicht beleidigt werden, folglich behalten Ostermanns ihre Uhr, und ich ärgere mich weiter darüber.“

Frau Ostermann räusperte sich nachdrücklich und warf ihrer Tochter einen Blick zu, der, in Worte übersetzt, so viel hieß wie: Hildegard, ich begreife dich nicht!

Tante Henni aber sprach mit leichtem Erröten: „Solltest du deinen Onkel da nicht unterschätzen, liebe Hildegard? Wer kann es andern verargen, wenn sie Geschenke, die im Laufe der Zeit unmodern geworden sind, durch etwas Neues, Besseres ersetzen? Obgleich ich ja allerdings nicht einsehe, was du an der Uhr auszusetzen findest. Mir schien sie immer recht hübsch. Wirke also einmal gefälligst läuternd auf meinen ungebildeten Geschmack ein.“

Hildegards Augen bligten kampflustig.

„Was ich an der Uhr auszufetzen habe? Ihre völlige Untauglichkeit für den Zweck, dem sie dienen soll. Zweckmäßigkeit ist dasjenige, was man vor allen Dingen von einem Gebrauchsgegenstande verlangen sollte, denn dazu ist er da, sonst benutzt ihn doch niemand. Das Zifferblatt ist so klein, daß man es auf mäßige Entfernung nicht erkennen kann. Zur Entschädigung sitzt oben darauf eine goldbronzene Schäferin und füttert Tauben. Was hat das alles mit der Uhr zu tun, deren Zweck in der Zeitbestimmung besteht? Zudem hat sie ein so schlechtes Werk, daß sie niemals richtig geht.“

„Die Schäferin und die Tauben sollen doch wohl als Schmuck dienen,“ wandte Henni ein.

„Ja, aber dazu sind beide viel zu wenig schön!“ eiferte Hildegard unentwegt.

Tante Henni schüttelte den Kopf.

„Hör mal, Hildegard, du wirst noch eine Märtyrerin deines Kunstverständnisses werden!“

„Das kann wohl sein,“ lautete die unwillige Antwort, „in einer solchen Kleinstadt!“

Indessen hatte die Mutter mit einem wehmütigen Lächeln die Uhr angeschaut.

„Sie hat uns manche glückliche Stunden geschlagen!“ sprach sie halb für sich in das Schweigen hinein, das auf Hildegards letztes schroffes Wort folgte. „Lieber Gott, wenn ich noch daran denke, wie wir uns freuten, als wir sie bekamen! Onkel Nante war damals noch ein Schüler

und machte damit eine für seine Verhältnisse wahrhaft noble Ausgabe! Ja, wie die Zeit verschwindet!"

Sie schwiegen alle drei. Dann stand Hildegard auf, trat hinter den Stuhl ihrer Mutter und streichelte ihr liebevoll die Wangen. Das sah aus wie eine Bitte um Verzeihung und sollte auch eine sein.

„Was für eine hübsche Stickerei wird denn das?“ fragte nun Henni und deutete auf die Vorhänge.

Hildegard zeigte sie ihr, und Tante Henni lobte sie mit neidloser Liebenswürdigkeit so anerkennend, daß Hildegard sich trotz des Schlüsselbrettes in ihrem Herzen ganz mit ihr ausöhnte und ihr freundlich dafür dankte.

Freilich, als Tante Henni sich verabschiedet hatte, nahm sie das unerwünschte Geschenk wieder vor und beschah es seufzend und kopfschüttelnd.

„Kannst du es eigentlich gebrauchen, Mama?“

„Ach Kind, das nun gerade nicht — ich bin einmal an meinen Schlüsselkorb gewöhnt, aber es sieht ja sonst ganz niedlich aus.“

Hildegard unterdrückte heldenmütig die Bemerkung, die ihr auf der Zunge schwebte. Sie hätte am liebsten gesagt: „Na, ich danke! Ein Ding, das niemand brauchen kann, und in dieser unglaublichen Weise verziert!“

Aber sie sprach es nicht aus. Sie fühlte, daß Henni, trotz aller Geschmacklosigkeit, mit ihrer Herzengüte viel liebenswürdiger erscheinen mußte als sie mit ihrem rücksichtslosen Kunstseifer.

„Schenke es doch Onkel Nante!“ schlug sie mit

spöttischem Mutwillen vor, „der wird den Spruch schon mögen!“

„Du nichtsnutziger Spottvogel!“ schalt die Mutter, aber lachen mußte sie doch wider Willen.

\* \* \*

„In welche Stube kommen denn in der neuen Wohnung die Gebrüder Michel, Fräulein Hildegard?“ erkundigte sich Trinchen mitten in der Arbeit des Einpackens; dabei deutete sie auf die Büsten von Apollo und Diana, die neu angeschafft worden waren.

„Gebrüder Michel?“ wiederholte Hildegard verständnislos, „ich weiß nicht, was Sie meinen, Trinchen.“

„Ach, Fräulein, hinter den beiden weißen Köpfen da steht doch zu lesen ‚Gebrüder Michel‘. Ist denn das nicht der Name von den beiden Herrschaften?“

Verwundert ergriff Hildegard die Apollobüste, drehte sie um und las auf der Rückseite den italienischen Namen der berühmten Berliner Firma: Gebrüder Micheli.

Hell auflachend setzte sie die Büste wieder hin und sagte: „Trinchen, Sie sind glorreich! Das da“ — sie deutete auf die Diana — „ist doch kein Bruder! Die heißt Diana und ist die Schwester von dem andern da, der sich Apollo nennt —“

„Na ja,“ fiel Trinchen ihrem Fräulein erfreut ins Wort, „ich dachte doch auch gleich, da müßte ‚Geschwister Michel‘ dahinter stehen, nicht ‚Gebrüder‘!“

Hildegard verbiß sich das Lachen, um Trinchen, das sich offenbar seiner eigenen Schlaubeit freute, nicht zu kränken.

„Das ist nicht der Name der Figuren, der dahinter steht, sondern der des Verfertigers,“ belehrte sie ernsthaft das Mädchen.

„So, so!“ antwortete Trinchen zufriedengestellt, „also heißen sie mit Vaternamen gar nicht Michel? Ich dachte auch gleich, dazu sehen sie doch eigentlich zu vornehm aus. Michel hieß bei uns zu Hause der Kuhnrecht auf dem Gute, August Michel. Ja, auf dem Gute ist es auch fein! Beim Amtmann hatten sie auch solche Sachen. In ihrer guten Stube stand auch ein weißer Kopf, größer als dieser, aber ich habe ihn nicht ordentlich gesehen, weil im Sommer Mull darüber war wegen der Fliegen. Kommen diese beiden auch in die gute Stube?“

„In den Salon, jawohl. Und nun müssen Sie sich endlich mal merken, Trinchen, daß es nicht gute Stube heißt, sondern Salon! Hören Sie wohl?“

„Jawohl, Fräulein Hildegard.“

Innerlich staunte Trinchen über die Anweisung. Es war doch auch wirklich schwer zu begreifen, daß die gute Stube auf einmal nicht mehr gut sein sollte. Beim Amtmann wurde sie doch immer so genannt, und der Amtmann stellte für Trinchen immer die höchste sichtbare Erdengröße vor. Darüber ging allenfalls noch der Kaiser, aber den bekam man nicht zu sehen, und darum behauptete der Amtmann den Vorrang.

„Also Salon?“ erkundigte sich Trinchen zur Sicherheit noch einmal.

„Jawohl, Salon.“

Schon am folgenden Tage lieferte Trinchen einen Beweis für ihre Gelehrigkeit.

Onkel Nante kam nämlich und fragte nach seiner Schwägerin, um ihr irgend eine Mitteilung zu machen.

„Frau Ostermann ist nicht zu Hause,“ entgegnete ihm Trinchen, „aber Fräulein Hildegard ist beim Einpacken in der gu — im Salon.“

„Na, da hört doch alles auf,“ sagte der Onkel, als er die vormals gute Stube betrat, „habt ihr wirklich das Mädchen abgerichtet, Salon zu sagen!“

„Ja, warum denn nicht? Das ist doch ein unschuldiges Vergnügen!“

„Ein überflüssiges Fremdwort für einen guten deutschen Ausdruck, das ist es!“

„Es geschieht niemandem ein Schaden dadurch,“ entgegnete Hildegard kampferüstet, „und mir macht es Spaß!“

Mit diesen Worten ergriff sie eine von Tante Hennis Blechschalen und legte sie zuoberst auf den Tragkorb, den sie gepackt hatte.

„Salon!“ wiederholte der Onkel entrüstet. „Gute Bürgerleute haben keinen Salon! Blech und kein Ende!“

Hildegard wurde rot vor Ärger.

Einem unartigen Einfall folgend, nahm sie die Blechschale wieder auf, betrachtete sie und sagte in anzüglichem Tone: „Es gibt leider vielerlei Blech in der Welt!“

Onkel Nante verstand die Bosheit. Der Blick, den er seiner Nichte zuwarf, war sehr ernst.

„An den Wänden lasse ich mir's noch eher gefallen, als wenn's jemand im Munde führt!“ versetzte er scharf. „Übrigens werde ich wiederkommen, wenn deine Mutter zu Hause ist!“

Er ging und warf geräuschvoll die Tür hinter sich ins Schloß.

Hildegard stand da und sah die Tür an. Sie hatte nicht üble Lust zu weinen.

Was für ein Ärger und eine Ungemütlichkeit war das jetzt immer in der Welt! Sie hielt sehr viel von Onkel Nante, und es tat ihr aufrichtig leid, daß der Wortwechsel mit ihm diesen Ausgang genommen hatte. Aber es war doch auch gar zu schwer, stets die Zunge im Zaum zu halten, wenn man in seinen wertvollsten Interessen gekränkt wurde!

Hildegard ließ ihre Arbeit liegen und ging zur Großmutter hinunter, um der ihr Leid zu klagen.

„Liebes Kind,“ sprach die alte Dame mit freundlichem Ernst, „ich kann dir nicht gegen meine Überzeugung recht geben. Ein wertvolles Interesse nennst du deine häuslichen Verfeinerungs- und Verschönerungspläne? Darin fühlst du dich verspottet? Aber nun sei einmal gerecht. Du weißt, daß dein Onkel Ferdinand der Tante Henni eine besondere stille Verehrung widmet. Ist es da wohl hübsch und taktvoll von dir gehandelt, ihn gerade in diesem Punkte zu kränken? Das hätte dir eigentlich dein

weibliches Zartgefühl verbieten sollen. Habe ich nicht recht, Hildegard?"

Erwartungsvoll und mit der geduldigen Güte des Alters sah sie ihre Enkelin an. Die stand vor ihr mit finsterner Miene, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt.

„Ja, Großmama, was soll ich denn nun aber machen?“ antwortete sie schließlich recht kleinlaut und betrübt.

Frau Professor Gent sah nachdenklich durchs Fenster.

„Augenblicklich kannst du gar nichts tun. Die Angelegenheit ist zu zart, als daß du mit Worten daran rühren dürftest. Warte die Zeit ab. Die Gelegenheit zur Versöhnung wird sich schon finden.“

\* \* \*

Von nun an ging Hildegard dem Onkel Nante geflissentlich aus dem Wege. Sie hätte das gar nicht zu tun brauchen, denn er behandelte sie, wo es irgend anging, ebenso geflissentlich als Luft, und Hildegard empfand diesen heimlichen Krieg als einen recht ungemütlichen Zustand. Die Großmutter bemerkte es wohl, aber den Eltern fiel es in der Unruhe der Umzugsvorbereitungen weiter nicht auf.

So kam der Tag der Übersiedlung in das neue Haus heran.

„Schafft nur einen guten Braten an zum Einzugschmause,“ sagte Herr Ostermann zu seiner Frau, „sonst hält man die vielen modernen Anblicke nicht aus!“

„Ich denke, wir laden Tante Henni auch ein! Was meinst du dazu, lieber Mann?“

„Meinetwegen! Wenn genug Platz da ist?“

„Aber völlig! Darin liegt ja gerade der Vorzug des neuen Eßzimmers!“ pries seine Frau eifrig.

Hildegard, die dem Gespräche zuhörte, schwieg. Aber innerlich erwog sie, wie sie die günstige Gelegenheit für ihre Versöhnungswünsche ausnutzen könne. Sie sann allerhand Pläne aus und verwarf sie wieder, bis ihr unvermutet das Schicksal zu Hilfe kam.

Während die ganze Familie Ostermann von Umzugsgedanken in Anspruch genommen war, faßte Onkel Nante sich wider alles Erwarten ein Herz und verhalf sich und Tante Henni auf den Gipfel längst ersehnten Glückes, indem er seiner Auserkorenen gegenüber endlich seine willkommene Werbung vorbrachte.

Als er noch am selben Tage glückstrahlend seinem Bruder Stephan von seiner Verlobung Mitteilung machte, fügte er hinzu: „Aber erweist mir den Gefallen, Hildegard nichts davon zu sagen! Die wollen wir nämlich überraschen, und das soll ihre Strafe sein für allerlei, was sie bei uns auf dem Konto stehen hat!“

Herr Stephan gelobte lächelnd Verschwiegenheit.

Eine richtige Überraschung wurde es denn auch, als am Abend des Umzugstages zwischen Kisten und Kasten, mitten im unfertigen, noch teppichlosen Salon des neuen Hauses vor der eifrig wirtschaftenden Hildegard plötzlich Onkel Nante mit schwarzem Rock und Zylinder auftauchte und Tante Henni am Arm führte.

„Liebe Hildegard,“ sprach der Bräutigam gemessenen

Tones zu seiner Nichte, die mit Wischtuch und Staubwedel vor ihm stand und ihn im ersten Augenblick völlig sprachlos anstarrte, „gestatte, daß ich dir meine Braut vorstelle! Du hast einmal gesagt, daß niemand so gute Torten zu backen verstehe und so geschmackvolle Malereien anfertige wie hier meine liebe Henni. Da ich nun erstens für mein Leben gern Torten esse und zweitens noch nicht eine einzige gemalte Blechschale zum Schmuck meines öden und ungemüthlichen Heimes besitze, so hat Henni in der genugsam bekannten Güte ihres Herzens sich des einsamen Junggesellen erbarmt und will mich zum Manne nehmen. Und da wir ferner dachten, daß ein neugebackenes Brautpaar dir vielleicht ganz geeignet als erster Besuch in eurem ‚Salon‘ erscheinen würde —“

Weiter kam der glückliche Bräutigam nicht in seiner beziehungsreichen Rede. Seiner Nichte stieg erst die Röthe schuldbewußter Verlegenheit in die Wangen, aber sie erholte sich schnell von ihrer Überraschung, warf Staubtuch und Federwedel beiseite und fiel erst der Tante Henni und dann dem Onkel Nante um den Hals, während sie im Jubeltone tiefster Herzenserleichterung ihre Glückwünsche stammelte.

Gottlob, der Onkel zürnte ihr nicht mehr, das merkte sie sofort, und man würde zur Hauseinweihung ein Brautpaar feiern können! Diese erfreulichen Erwägungen, die sich Hildegard mit großer Geschwindigkeit aufdrängten, halfen ihr über ihre peinliche Lage hinweg.

Nun erschienen auch Hildegards Eltern vor der ge-

öffneten Thür des Nebenzimmers, und Frau Minette fragte erwartungsvoll: „Nun, was sagt sie denn dazu?“

Da stimmte Onkel Nante in übermütiger Lustigkeit an: „Kommen Sie 'rein! Kommen Sie 'rein! Kommen Sie 'rein in die gute Stube!“

Aber er verbesserte sich sogleich: „Ach nein! Pardon! In den ‚Salon‘ wollte ich ja sagen. Senni, das versprichst du mir hier auf der Stelle: bei uns wird die gute Stube nicht abgeschafft! Hörst du wohl?“

„Wie du willst,“ bestätigte lächelnd die glückliche Braut.

In diesem Augenblick erschien Trinchen in der Thür. Sie trug im einen Arm den Apollo, im andern die Diana.

„Jungfrau Katharina,“ redete der Onkel sie an, „hier erblicken Sie ein Brautpaar.“

„O je!“ stotterte das überraschte Trinchen, „ich gratuliere auch vielmals!“

Als die Verlobten sich verabschiedet hatten, sagte Trinchen zu Hildegard: „Ach, Fräulein, hab' ich aber einen Schrecken gekriegt! Wie konnte ich nur damals das mit dem Tablett denken! Und nun hat sich Herr Ostermann mit ihr verlobt! Ich hätte beinah die Gebrüder Michel, oder wie sie heißen, vor Schrecken fallen lassen. Wenn die Herrschaften nur nichts von dem gestohlenen Tablett erfahren würden!“

„Ja, das werde ich Ihnen kaum ersparen können, Trinchen. Auf dem Polterabend muß das vorkommen. Aber seien Sie ohne Sorgen, das nimmt Ihnen niemand übel.“ —

Als das Brautpaar sich seine künftige Wohnung einrichtete, genoß Hildegard die Genugtuung, daß Tante Henni ihr verschiedene Neuerungen nachmachte.

Als sie triumphierend der Großmutter davon erzählte, sagte die alte Frau: „Kind, prahle deinem Onkel gegenüber nicht mit deinem Triumph, sondern freue dich in der Stille darüber. Man wird bei den Menschen leicht unbeliebt, wenn man sie daran erinnert, daß sie einem etwas nachmachten.“

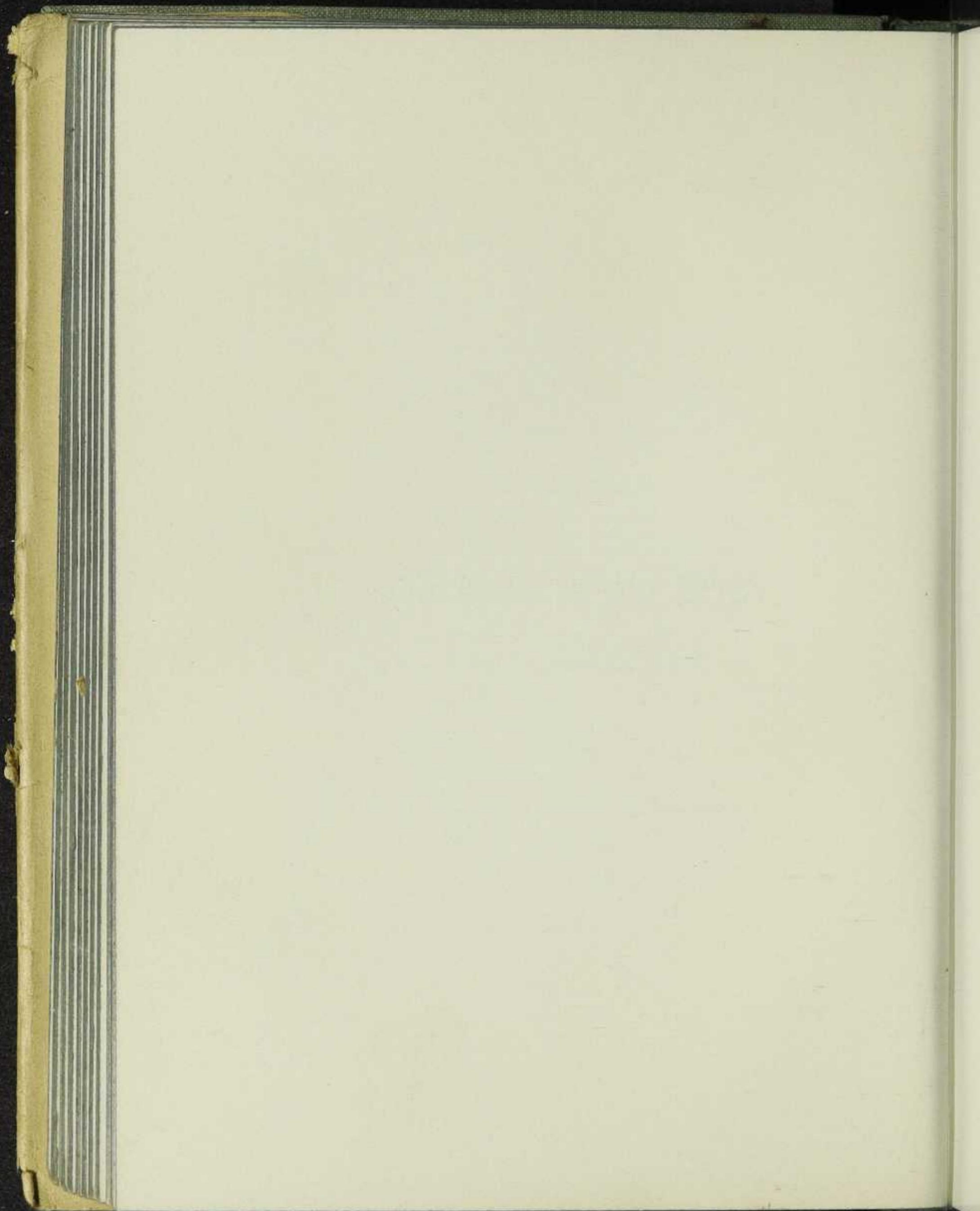
„Na ja — aber denke dir, Großmama, daß sie sogar ihre gute Stube gar nicht gute Stube, sondern Balkonzimmer nennen! Wie hat mich Onkel Nante mit unserem Salon verspottet, und jetzt findet er gar nichts dabei, daß Henni Balkonzimmer sagt! Nun, ich schweige. Aber leicht wird es mir nicht.“

„Wie du der seligen Friederike gleichst, du kleiner Hitzkopf du! Die wurde von ihren Brüdern im Scherz Kriegrife genannt —“

„Großmama,“ rief Hildegard lachend, „ich beschwöre dich, laß das Onkel Nante nicht hören! Der ist imstande, mich auch so zu nennen. Aber ich tröste mich. Erika Freitag wenigstens weiß mein Verdienst zu würdigen: die Abschaffung der guten Stube!“



Großmutter's Korbtasche





Aber die Korbtafche war unverwüftlich. Sie ging dank ihrer elastifchen Natur unverfehrt aus jeder Mißhandlung hervor. Nur ihr brauner Lack begann mit der Zeit ein wenig fchäbig zu werden, und aus diefem Grunde erbarmte fich ihrer die Großmutter Meiring und ließ ihr eine Verfchönerung durch einen Überzug aus fchwarzem Wachstaffet angedeihen.

„Nun fieht fie aus wie ein Sarg,“ frohlockten die Gymnafiasten, die das Korbtafchenpflichtige Alter bereits hinter fich hatten.

„Sie ift einfach ein Breuel!“ äußerten die kleineren Gefchwifter ihren Abscheu und gingen durch abgelegene Straßen, um nicht mit der Tafche am Arm gefehen zu werden.

Sieben der Meiringschen Kinder waren im Laufe der Zeit der Korbtafche entwachsen, und nur das Nestküken, die Jüngfte, wurde noch mit ihr ausgefickt.

Magdalene, fo hieß die Kleine, ward von jedermann kurzweg Mädi gerufen, weil ihr Taufname für das fröhliche, niedliche Ding zu lang und zu feierlich war. Es war ausgemacht, daß es nicht leicht ein beliebteres Kind geben könne als die kleine, blonde Mädi Meiring. Sie war der Liebling des Hauses und wurde von der gefamten Nachbarschaft verzogen.

„Sie ift merkwürdig glücklich veranlagt!“ fagte einmal ihre Mutter von ihr. „Eitelkeit und Empfindlichkeit kennt fie nicht. Sie geht fogar mit der verpönten Korbtafche aus, um derentwillen die übrigen fieben fich fo anstellten!“

Im Sommer, bevor Mädi Meiring ihren fünfzehnten Geburtstag feierte, geschah es, daß ihrer Großmutter vom Arzt eine Badereise verordnet wurde, und daß sie sich von den Eltern die kleine Enkelin zur Reisebegleitung ausbat. Diese Vergünstigung erfüllte Mädis Herz mit Stolz und Freude. Schon die weite Eisenbahnfahrt nach dem Thüringer Badeorte, der als Reiseziel ausersehen war, dünkte das Backfischchen ein fröhliches Ereignis; denn Mädi hatte ihre kleine Vaterstadt bisher selten verlassen, und wie ihre Geschwister war auch sie einfach erzogen und in keiner Weise verwöhnt worden.

Auf den Wunsch der Großmutter ward Mädi unterwegs mit der Korbtasche betraut.

„Die prächtige alte Tasche!“ sprach die alte Dame fast zärtlich, indem sie allerlei Reiseproviant und eine Menge angenehmer und nützlicher Kleinigkeiten in das umfangreiche Innere versenkte. „Da geht doch noch einmal so viel hinein wie in die modernen Knipsdinger, die kein Mensch ordentlich auf- und zukriegen kann.“

Die Reise nach dem lieblichen Thüringen verlief ohne besondere Abenteuer, und der Badeaufenthalt nahm beim herrlichsten Wetter seinen Anfang. Der Großmutter gefiel es ausnehmend am Orte, und Mädi vollends war überglücklich, als sie sich erst eingelebt und Bekanntschaften gemacht hatten.

Dem Hause gegenüber, in dem sie ihre Zimmer innehatten, wohnte ein junger Mann, der ohne Zweifel mit einer Fülle freier Zeit und einer großartigen Fähigkeit

zum Nichtstun ausgerüstet war. So meinte wenigstens Mädi, als sie wahrte, daß ihr Gegenüber häufig, eine Pfeife im Munde, aus dem offenen Fenster zu gucken pflegte.

„Findest du nicht auch, Mädi, daß der Student da drüben ein höchst mokantes Gesicht hat?“ fragte Mädis Hausgenossin, die nach Mädis Meinung ihre vornehmste Bekanntschaft war.

Thusnelde Besing, so hieß dieses kleine, bereits eingeseignete Fräulein, stammte aus Berlin und ward von Mädi als Inbegriff von Feinheit, Eleganz und tiefer Lebenserfahrung angestaunt und angeschwärmt.

„Mokant?“ wiederholte Mädi ein wenig verwundert.

„Du bist ein harmloses Rügen und hast keine Ahnung von Menschenkenntnis!“ belehrte Thusnelde sie mit überlegener Miene. „Glaube mir, er betrachtet bei jeder Gelegenheit eure merkwürdige Korbtasche. Sie macht ihm ungeheuren Spaß!“

Mädi errötete und senkte den Blondkopf so verschämt, als sei die Korbtasche wirklich etwas, das ihrem Ansehen Eintrag tun könne, denn Thusnelde hatte durch allerlei Sticheleien und Spöttereien ihr argloses Wohlwollen für die Tasche untergraben.

„Du weißt,“ fuhr Thusnelde fort, „wie ich mich selber über das vorsündflutliche Ding lustig gemacht habe, ehe ich dich kannte und wußte, daß du trotzdem ganz nett und fein bist. Ich muß offen sagen, ich begreife deine Großmutter nicht. Ich fand dich anfangs so lächerlich mit

dem altmodischen Anhängsel, daß ich überlegte, ob ich trotzdem mit dir verkehren könne."

"Es ist nur gut, daß du dich nicht hast abschrecken lassen!" antwortete Mädi mit einem kleinen Schelmelächeln, das ihre allerliebsten Wangengrübchen vertiefte. "Es würde nicht halb so hübsch hier sein, wenn du nicht in unserm Hause wohntest, Nella! Du glaubst gar nicht, wie gut du mir gleich gefallen hast mit deinem modernen Gürtel und dem hübschen Haarpfeile. Nur fürchtete ich, weil du schon konfirmiert bist und so damenhaft aussiehst, du würdest dich nicht um mich kümmern."

Thusnelde lächelte geschmeichelt. Die treuherzige Bewunderung der Kleinstädterin war ein Labfal für sie, das sie täglich herausforderte.

Am Abend nach diesem Gespräche, ehe Mädi der Großmutter gute Nacht sagte, begann sie kleinlaut in schmeichelndem Tone: "Großmama, weißt du, warum Thusnelde Besing beinahe nicht mit mir verkehrt hätte?"

"Nein, liebe Mädi, das kann ich nicht erraten."

"Wegen der Korbtasche!" platzte Mädi errötend heraus. "Sie findet sie so — so unkleidsam!"

Mädis Herz pochte laut nach dem Wagnis dieses Angriffs auf Großmutter's Liebling. Aber Frau Meiring sah ihre Enkelin erstaunt an und entgegnete mit völliger Seelenruhe: "Unkleidsam? Seit wann kleidet man sich mit einer Tasche? Übrigens tut mir das deiner Gespielin wegen leid, Mädi. Für solch eine eitle Närrin hätte ich die Nella kaum gehalten. Laß dich von dergleichen Tor-

heiten nicht anstecken, das würde mir sehr unlieb sein und mich am Ende gar zwingen, dir den Verkehr mit dieser Freundin zu untersagen."

Mädi erschrak. Die Großmutter war neben ihrer Güte sehr streng und verstand namentlich im Punkt der kindlichen Liebe und Ehrerbietung keinen Spaß.

Ohne Widerrede begab sich daher Mädi schleunigst zur Ruhe. Am folgenden Tage teilte sie der Freundin im Vertrauen und möglichst schonend das Gespräch mit.

Thusnelde ward ein wenig rot, doch rümpfte sie die Nase und zuckte die Achseln. Dann sprach sie mit hochmütiger Miene: „Es gab im Morgenlande einen bösen Götzen, Moloch hieß er, dem kleine Kinder zum Opfer gebracht wurden. Wir wollen eure Korbtafche den Moloch nennen, denn womöglich wird ihm ja unsere Freundschaft zum Opfer fallen.“

„O Nella, sprich nicht so!“ bat Mädi ängstlich.

„Närrchen, es ist ja nur Scherz!“ beruhigte Thusnelde sie mit großartiger Gebärde. „Du bist mein kleiner Trabant in diesem langweiligen Neste. Ich möchte dich nicht entbehren, denn du bist die einzige, die mich hier versteht und zu würdigen weiß.“

Mädi lächelte getröstet. Sie war noch viel zu kindlich harmlos und außerdem zu sehr verblendet durch die vermeintlichen Vorzüge der Berlinerin, um das richtige Urteil zu haben für die Anmaßung und Selbstsucht, die aus den Worten derjenigen sprach, auf deren Freundschaft sie solchen Wert legte.

Zu Thusnelde Besings Eigenschaften gehörte auch eine große Redseligkeit, die von ihrer Zuhörerin sehr unterhaltend gefunden wurde. Daß Thusnelde eigentlich nur von ihrer eigenen Person sprach, erschien der bescheidenen Mädi ganz in der Ordnung, denn wieviel Interessantes hatte die Großstädterin zu erzählen! Nach ihren glänzenden Schilderungen mußte die Wohnung ihrer Eltern ein wahrer Feenpalast sein.

Es kränkte Mädi tief, als die Großmutter eines Tages in Bezug auf Thusnelde's Mutter, in deren Begleitung die Tochter im Badeort weilte, die Äußerung tat, daß ihr Frau Besing unsympathisch sei, da ihr Wesen der Vornehmheit entbehre.

Mädi öffnete ihre blauen Augen weit vor Erstaunen und Entrüstung über diese Worte der Großmutter und konnte sich des Ausrufes nicht enthalten: „Aber Großmama, ich glaube, Besings sind sehr vornehme Leute! Du solltest nur mal Nella erzählen hören! Sogar einen Bedienten haben sie!“

Frau Meiring strich der kleinen, lebhaften Verteidigerin lächelnd über das glänzende Kraushaar. „Thusnelde scheint etwas großsprecherisch zu sein,“ antwortete sie freundlich. „Dergleichen Äußerlichkeiten haben mit der Vornehmheit, die ich meine, nichts zu schaffen. Wir wollen das auf sich beruhen lassen,“ fuhr sie begütigend fort, da sie Mädi's gekränkte Miene wahrnahm. „Ergöze dich immerhin noch ein paar Tage in der Gesellschaft dieser Thusnelde. Sie reisen ja wohl noch in dieser Woche ab, wie ich hörte?“

„Ja, leider!“ entgegnete Mädi so ungestüm, daß es ein wenig unartig klang.

Thusnelde Besing hatte bereits Bälle besucht und mit Schülern und Studenten getanzt. Wenn man sie davon reden hörte, so mußte man annehmen, sie sei die Königin dieser Festlichkeiten gewesen. Auch in der Selektta der Mädchenschule, die sie besuchte, spielte sie in ihren Erzählungen eine hervorragende Rolle. Doch schien diese nicht auf gediegenen Kenntnissen und glänzenden Leistungen zu beruhen, sondern auf dreisten Antworten und kecken Fragen, die selbst der verblendeten Mädi mitunter gewagt vorkamen und zu denken gaben.

Nella's Lieblingsgespräche hatten das Theater zum Gegenstande. Mädi, die nur einmal im Leben ein großes Theater besucht hatte, hörte ihr mit unerschöpflicher Geduld und Bewunderung zu.

Nachdem sie sich durch ein Gelübde zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet hatte, vertraute Nella ihr an, daß sie selbst einmal Schauspielerin zu werden gedenke. Sobald die beiden Mädchen allein waren, deklamierte Thusnelde der andächtig lauschenden Zuhörerin Monologe aus der „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“ und schwärmte ihr allerlei vor von glänzenden Erfolgen, Lorbeerkränzen und dem Beifall einer begeisterten Zuschauermenge. —

Indessen war Frau Meirings Badeaufenthalt zur Hälfte verstrichen, und Frau Besing und ihre Tochter rüsteten sich zur Abreise.

Mädi zeigte sich sehr betrübt über die Trennung. Sie erschöpfte sich in Freundlichkeiten gegen die scheidende Freundin, die alles mit gnädiger Miene und ohne sonderliche Dankesbezeugungen hinnahm, als gehörten ihr alle Huldigungen von Rechts wegen.

In diesen Tagen guckte der gegenüber wohnende Student besonders beharrlich aus seinem Fenster. Als Thusnelde eine höhnische Bemerkung über ihn aussprach, konnte sich Mädi der verwunderten Frage nicht enthalten: „Warum bist du eigentlich so zornig über den Studenten? Du kennst ihn doch gar nicht!“

„O doch, ich kenne ihn von Berlin her. Dort ist er mir einmal sehr unartig begegnet. Wozu soll ich dir die langweilige Geschichte noch lang und breit erzählen! Aber das kannst du mir glauben, dieser Gladiß ist ein boshafter und unausstehlicher Mensch. Komm, laß uns in den Garten gehen, wo er uns nicht beobachten kann!“

Mädi hätte nun zwar gern den Beweggrund gewußt, weshalb Thusnelde sich so feindlich gegen den Studenten äußerte, aber sie war viel zu feinführend und gut erzogen, um neugierig nach Dingen zu forschen, die man ihr vorenthielt.

Kein Mißtrauen in Thusneldens glänzende Vorzüge trübte ihre kindliche Schwärmerei für die Freundin, auch dann nicht, als Nella mit flüchtigem Dank den Abschiedsstrauß entgegennahm, den Mädi ihr opferfreudig auf Kosten ihres ganzen Taschengeldes spendete. Der Wagen, der Besings zur Haltestelle der Eisenbahn entführen sollte,

hielt vor der Thür, und soeben wurde das Gepäck aufgeladen.

Die Großmutter saß indessen mit einer Jugendbekannten im Zimmer, die erst am Tage zuvor im Bade angekommen war und ihr nun sogleich einen Besuch machte. Das Fenster stand offen, so daß die beiden Damen dem Abschied zusehen konnten.

„Ich bin recht froh, daß diese Berliner abreisen!“ sagte die Großmutter in gedämpftem Tone zu ihrem Gast. „Das Mädchen schien mir leider durchaus kein passender Verkehr für unsere Kleine zu sein. Da die Leute aber nun einmal unsere Hausgenossen waren, ließ sich der Umgang nicht gut wieder abbrechen, auch handelte es sich zum Glück nur um eine kurze Zeit. So habe ich Mädi das Vergnügen gewährt, aber gern habe ich's nicht getan!“

Draußen war indessen das Abschiednehmen vor sich gegangen. Mädi sah dem davonrollenden Wagen mit Tränen in den Augen nach und schwenkte ihr Taschentuch in der Luft, solange sie noch einen Schimmer von den Abreisenden zu erspähen vermochte. Erst als sie aufblickend den Studenten gewahrte, der wieder breit mit beiden Armen auf dem Fensterbrette lag und ihr zusah, wandte sie sich hastig um und eilte ins Haus.

Übrigens schien Mädi Meiring die einzige von den Hausgenossen zu sein, die den Abschied von den Berlinerinnen betrauerte. Die Hauswirtin hatte Unannehmlichkeiten infolge ihrer Rechnung gehabt, und die Dienstboten murrten über allzu geringe Trinkgelder.

Doch von dem allen erfuhr Mädi nichts. Mit verweinten Augen betrat sie das Zimmer der Großmutter, um sich nach einer eiligen Begrüßung des Besuches wieder hinauszuschleichen.

Die beiden alten Damen sahen ihr nach und tauschten dann einen lächelnden Blick.

„Ein allerliebsteß, kleines Ding, deine Enkelin!“ äußerte die Jugendfreundin lebhaft.

Die Großmutter nickte erfreut zu dem Lobe. „Ja, und was die Hauptsache ist, liebe Sidonie, das Kind ist brav, es hat ein wahres Goldherz. Ich hoffe, der Verkehr mit dem Berliner Puzäffchen wird ihr nichts geschadet haben.“

Als Frau Meiring ihrer Freundin das Geleit gab und beide vor die Haustür traten, schoß der Student drüben an seinem Fenster kerzengerade empor und grüßte mit großer Ehrerbietung.

„Ei, sieh mal an! Da ist ja bei Gladitzens drüben der Martin auch schon zu Hause! Ach ja, ich erinnere mich, er erholt sich vom überstandenen Referendarexamen. Ich will doch da auch gleich meinen Besuch machen, Zeit habe ich noch dazu. Der Vater des jungen Mannes ist der hiesige Bürgermeister, und die Familie ist seit langer Zeit mit mir befreundet.“

\* \* \*

Einige Tage verstrichen. Fräulein Sidonie, der Großmutter Jugendfreundin, machte Frau Meiring mit der

Familie des Bürgermeisters Gladiz bekannt, und so kam es, daß Mädiz Großmutter im Gespräch mit dem jungen Juristen auch einmal der abgereisten Berlinerinnen Erwähnung tat. „Die Leute gefielen mir nicht recht!“ äußerte sie im Tone des Unbehagens.

„Das kann ich mir denken, gnädige Frau,“ antwortete Martin Gladiz ernst. „Sooft ich Ihre reizende kleine Enkelin mit der Thusnelde zusammensah, bedauerte ich, daß sich keine passendere Gesellschaft für Ihre Mädi gefunden hatte!“

Nun ward Frau Meiring aufmerksam. „Sie wissen näheres über die Familie, Herr Referendar?“

Martin Gladiz zuckte die Achseln. „Ich wohnte in Berlin kurze Zeit in demselben Hause mit ihnen und hatte einmal Gelegenheit, das Fräulein Thusnelde als ein gefällsüchtiges Mädchen von geringer Wahrheitsliebe kennen zu lernen. Wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, Ihnen, gnädige Frau, zu raten, so würde ich an Ihrer Stelle einen ferneren Verkehr — ich hörte zufällig, daß ein Briefwechsel verabredet wurde — nicht gestatten.“

Der junge Mann hatte in einem so liebenswürdig bescheidenen Tone gesprochen, daß Frau Meiring ihn mit unverkennbarer Dankbarkeit anblickte. „Wie schade, daß ich Ihre Warnung nicht früher bekommen habe,“ erwiderte sie bedauernd, „es würde mir um unseres kleinen Lieblings willen angenehm gewesen sein. Sie ist ein sehr sorgfältig erzogenes und behütetes Kind. Ich hätte ihren Bitten doch nicht nachgeben sollen in bezug auf diese Berlinerinnen!“

Am Abend nach diesem Gespräche traf aus Berlin eine reichlich unsauber und flüchtig geschriebene Postkarte von Thuznelde Besing an Mädi Meiring ein. Sie endete mit der gebieterischen Aufforderung, ihr „recht bald und sehr ausführlich“ zu schreiben. Auch eine spöttische Anfrage war in den Zeilen enthalten nach dem „unangenehmen Fenstergucker von drüben, der ihr mit seinem Spionieren den ganzen Abschied verdorben habe.“

Mädi strahlte vor Stolz und Freude über die Karte. Sie hatte noch nie eine auswärtige Freundin besessen und sich sehnlich einen Briefwechsel mit einer solchen gewünscht. Triumphierend zeigte sie die Karte der Großmutter.

Nachdem die alte Dame den Inhalt bedächtig mit Hilfe ihrer Brille studiert hatte, räusperte sie sich und hob mit freundlicher Entschiedenheit an: „Mein liebes Kind, ich muß dir leider einen Kummer bereiten, aber es geschieht zu deinem Besten, und ich kann es nicht ändern. Ich hatte Gelegenheit, über die Familie Besing Erkundigungen einzuziehen und habe dabei erfahren, was meine Abneigung gegen dieses Mädchen nur bestätigt. Ich kann dir daher, so leid es mir tut, einen Briefwechsel mit Thuznelde Besing nicht gestatten.“

Mädi stand sprachlos und sah die Großmutter mit einem jammervollen Blicke an.

„O Großmama! Wer hat Nella bei dir verleumdet?“ stieß sie hastig hervor.

„Verleumdet hat sie niemand. Das ist ein häßliches Wort, das gar nicht für diesen Fall paßt. Der junge

Herr Gladis, den ich durch Tante Sidonie kennen lernte, hat mit den Besings in Berlin in demselben Hause gewohnt und kennt Thusnelde. Er ist ein außerordentlich netter, liebenswürdiger Mensch und wie seine ganze Familie fein und von vornehmer Gesinnung. Sein Urtheil ist mir maßgebend, Mädi."

Diese Eröffnung trieb eine Röthe des heftigsten Unmuths in Mädis Wangen. „O der abscheuliche Mensch!“ rief sie unbedacht, fast weinend vor Zorn. „Um feinetwillen verliere ich meine Freundin! Es geht ihn ja gar nichts an! Aber Nella hat mich mit Recht vor ihm gewarnt und mir gesagt, wie böshaft und mokant er ist. Ich wollte ihr nicht glauben und nahm ihn noch in Schutz! Dies ist nun sein Dank dafür!“

Als die Großmutter solche Reden vernahm, wurde ihre Miene sehr ernst. Nie zuvor hatte ihre Enkelin in dieser Weise zu ihr gesprochen. Mit Schmerz und Bestürzung erkannte Frau Meiring den schädlichen Einfluß von Thusneldens Umgang. Ruhig gab sie Mädi die Postkarte zurück und sprach: „Geh ins Schlafzimmer, Mädi, und beruhige dich. Es schießt sich nicht für ein gutes Kind, in einem solchen Tone zu antworten. Wir wollen die Angelegenheit später noch einmal besprechen, aber nicht, bevor du dich darauf besonnen hast, was du deiner Großmutter schuldig bist.“

Dies war nun ein sehr unangenehmer Ausgang des Gespräches. Erschrocken leistete Mädi dem strengen Gebot Folge und beweinte im Nebenzimmer mit den schmerzlichsten

Tränen den Verlust des ergötzlichen Briefwechsels, auf den sie sich gefreut hatte. Mädi war nämlich sehr schreiblustig und ihre Aufsätze immer die längsten in der Klasse.

Die Großmutter ließ ihr Zeit sich zu beruhigen. Sie hatte denn auch noch an demselben Abend die Freude, daß Mädi zu ihr kam und sie wegen ihrer Heftigkeit um Verzeihung bat. Sie küßte die Kleine und gewährte ihr die Bitte aufs herzlichste. Aber einen schüchternen Versuch zugunsten Thusneldens und des Briefwechsels wies sie mit Bestimmtheit zurück.

Das Ergebnis dieses Gespräches war ein doppeltes: einerseits fand sich Mädi gehorsam und schweigend in das großmütterliche Gebot, andererseits jedoch warf sie einen tiefen Groll auf Martin Gladiz, den Anstifter ihres Kummers.

Mädi Meiring war eine treue Natur, die das einmal Erfasste mit Beharrlichkeit festhielt. So vergaß sie auch Thusnelde Besing keineswegs und war nach wie vor überzeugt, daß Martin Gladiz dieser unrecht getan habe.

\* \* \*

Da die Bäder Thüringens sich von heilsamer Wirkung für der Großmutter Leiden erwiesen hatten, wiederholte die alte Dame in den folgenden Jahren ihren Besuch an demselben Orte. Mehrmals geschah dies in Gesellschaft anderer Begleiterinnen, da Mädi inzwischen durch allerlei Vorkommnisse in Haus und Familie verhindert war, sie zu begleiten.

So vergingen einige Jahre, und Mädi hatte bereits ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert, als Frau Meiring wieder die Freude hatte, in Gesellschaft ihrer Lieblingsenkeln nach Thüringen zu reisen.

Auch die Jugendfreundin der alten Dame war wieder im Bade eingetroffen und feierte wie alljährlich ein frohes Wiedersehen mit den alten Freunden.

Meirings bewohnten wieder dasselbe Haus, wo Mädi so schwärmerische Freundschaftsgefühle für Thusnelde Besing gehegt hatte. Im gegenüberliegenden Hause aber war der nunmehr zum Assessor beförderte Martin Gladis zum Besuch und guckte nach alter Gewohnheit wieder fleißig aus dem Fenster.

Eines Tages, als er Fräulein Sidonie das Geleit an die Gartentür gab, trat drüben gerade Mädi Meirings schlankes Mädchengestalt mit dem anmutig getragenen blonden Krauskopfe, hübsch und frisch im rosenfarbenen Sommerkleide aus der Haustür und ging grüßend vorüber.

„Ist die kleine Meiring nicht eine Schönheit geworden?“ sprach Fräulein Sidonie und sah ihrem Liebling mit wohlwollendem Lächeln nach.

Da die Zustimmung des Assessors, auf die sie gerechnet haben mochte, ausblieb, blickte Fräulein Sidonie den jungen Mann befremdet an. „Oder sind Sie anderer Ansicht, Martin?“

Der so eindringlich Verhörte bückte sich gerade nach einem Blumenstocke, den ein Windstoß zu Boden geworfen hatte. „Wenn ich aufrichtig sein darf, liebe Tante, so

muß ich gestehen, daß die junge Dame auf mich einen etwas unfreundlichen Eindruck macht. Ist sie vielleicht launenhaft?"

Fräulein Sidonie blieb auf dem Flecke stehen, den soeben ihr Fuß berührte, ein Bild äußerster Überraschung. „Mädi Meiring?" wiederholte sie so erstaunt, als traue sie ihren Ohren nicht. „Aber ich bitte Sie, liebster Martin, da muß ein Irrtum obwalten! Mädi Meiring launisch? Ich sage Ihnen, ich kenne überhaupt kein herzigeres, liebenswürdigeres Geschöpf als dies Mädchen. Ihr Gemüt ist ja eitel sonnige Heiterkeit und Herzengüte! Alle Menschen haben sie gern. Wie kommen Sie denn in aller Welt zu solchem Urteile?"

Der Assessor zuckte die Achseln und versetzte zögernd und mit sichtlichem Zurückhaltung: „Ich kann mich irren — doch ist es mir vorgekommen, als ob die junge Dame irgend ein Vorurteil oder eine entschiedene Abneigung gegen meine Person hegte.“

„Das ist mir ein Rätsel!“ sprach das alte Fräulein kopfschüttelnd. Bei sich aber faßte sie den Vorsatz, Mädi bei der nächsten Gelegenheit vorsichtig über den Grund ihres unerklärlichen Benehmens auszuforschen.

Ein Alleinsein mit dem jungen Mädchen fand sich bald, und geschickt lenkte Fräulein Sidonie die Rede auf ihren Paten, den Herrn Assessor Martin Gladig. Sie lobte seine vortrefflichen Eigenschaften, nannte ihn einen gescheiten Juristen und liebenswürdigen Gesellschafter und pries ihn als guten Sohn seiner angesehenen Eltern. Und

schließlich, als ihr der Atem knapp zu werden drohte für weitere Lobreden, warf sie noch beiläufig die Schlussbemerkung hin: „Dir scheint er nicht sonderlich zu gefallen, Mädi?“

„Er mag ganz nett sein, Tante Sidonie, nur —“ Mädi stockte und bemühte sich, eine sichtlich erheuchelte Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen.

„Was denn nur?“

„Ach — ich habe leider mal etwas Nachteiliges über ihn erfahren. Seitdem liegt mir nichts mehr an ihm.“

Während Mädi so sprach, errötete sie tief und wich verlegen den klugen, forschenden Augen des alten Fräuleins aus.

„Möchtest du mir nicht sagen, mein liebes Kind, wer dir diese Angaben gemacht hat?“

Mädi besann sich einen Augenblick. „Eine Berlinerin, sie hieß Thuznelde Besing, und ich hatte sie sehr gern. Herr Gladis schwärzte sie aber bei Großmama derartig an, daß mir der Briefwechsel mit ihr verboten wurde. Sie kannte ihn übrigens von Berlin her und hatte mich vor ihm gewarnt.“

„Ich erinnere mich der Berlinerin,“ entgegnete das alte Fräulein nach kurzem Nachsinnen. „Bist du überzeugt, Mädi, daß Martin Gladis unrecht daran tat, deiner Großmutter Nachteiliges über deine Freundin zu sagen?“

Mädi zuckte die Achseln, als wollte sie andeuten, daß die Angelegenheit nunmehr ohne Interesse für sie sei.

Fräulein Sidonie schwieg, und Mädi schloß das Ge-

sprach mit den Worten: „Es war jedenfalls nicht nett von Herrn Gladig.“

Einige Tage später theilte Tante Sidonie ihrem Paten den Verlauf ihres Gespräches mit Mädi mit.

Martin Gladig hörte ihr aufmerksam zu und sagte dann lächelnd: „Das sieht der Nella Besing ähnlich, daß sie mich gleich von vornherein verleumdet hat. Sie wollte vermutlich Rache nehmen für eine empfindliche Zurechtweisung, die ich ihr einmal in Gesellschaft habe zuteil werden lassen. Die Sache ist nämlich mit kurzen Worten die: An der Mauer des Hauses, das sowohl die Familie Besing als auch ich bewohnte, stand ein Weinstock, den Fräulein Thuznelde, wie ich eines Tages unbemerkt wahrnahm, als sie sich unbeobachtet glaubte, recht ausgiebig plünderte. Der Besitzer schlug Lärm und forschte bei all seinen Mietern nach dem ungeladenen Traubenliebhaber. Fräulein Besing aber verstand es, geschickt jeden Verdacht von sich abzulenken. In einer Gesellschaft beim Hauswirte, wo ich mit ihr zusammentraf, verstieg sie sich sogar zu der Dreistigkeit, mich, dessen Fenster sich über dem ihrigen befand, mit unschuldiger Miene zu fragen, ob die Trauben gut schmeckten. Ich antwortete ihr, daß ich leider keinen Sonnenschirm besäße, um sie mir herbeihaken zu können, denn sie hatte den ihrigen dazu benutzt. Da wußte sie natürlich, daß ich von oben Zeuge ihres Raubzuges gewesen, den sie sehr geschickt nächtlicherweile ausgeübt hatte. Von da an hatte ich mir an ihr eine unversöhnliche Feindin erworben. — Ich danke Ihnen übrigens, Tante

Sidonie, daß Sie eine Lanze für mich gebrochen haben! Fräulein Meiring scheint demnach ernstlich böse auf mich zu sein?"

„Das fürchte ich in der That, lieber Martin!“

„Hm! Dann werde ich mich wohl selbst einmal bei Gelegenheit meiner Rechtfertigung annehmen müssen.“

\* \* \*

Im Laufe des letzten Winters war im Badeorte ein Sommertheater erbaut worden.

Mädi Meiring, deren kleine Vaterstadt kein Theater besaß, äußerte der Großmutter gegenüber den Wunsch, einmal das hiesige zu besuchen.

„Die Schauspielertruppe soll minderwertig sein,“ entgegnete Frau Meiring, „auch müßtest du mit jemand anderm hingehen, da ich mir eine Erkältung zu holen fürchte, denn in Sommertheatern zieht es immer. Wir wollen mal abwarten, ob wir nicht Bekannte finden, denen du dich anschließen kannst.“

Mädi war sehr überrascht, als ein paar Tage später durch Fräulein Sidonie eine Einladung von der Familie Gladiz anlangte, die sich sehr liebenswürdig erbot, der jungen Dame in ihrer Begleitung einen Theaterbesuch zu ermöglichen.

„Hoffentlich wird der Assessor nicht mitgehen,“ dachte Mädi, als sie sich in fröhlicher Erwartung des Vergnügens auf den Weg machte.

Aber Martin Gladiz war keineswegs zu Hause geblieben. Er hatte sogar seinen Platz an Mädis Seite.

Das Stück, ein kleines Lustspiel, begann. Wie oft auf derartigen Bühnen, wurde beim Spiel zu stark aufgetragen und dadurch die Wirkung auf gebildete Zuschauer beeinträchtigt.

Soeben war eine neue Mitspielerin aufgetreten, als Mädi mit einem leisen Ausruf der Überraschung unwillkürlich ihren Nachbar ansah. Der jedoch schaute mit so ruhiger Miene auf die Bühne, als gebe es nichts Berwunderliches da droben zu sehen.

Ja, aber war das denn eine Täuschung? Die Schauspielerin, die da eine Backfischrolle spielte, und zwar leider sehr wenig fein und ohne künstlerisches Maß, vielmehr mit allen Künsten der Koketterie — war das nicht Mädis ehemalige Freundin Nella?

Hastig griff Mädi nach dem Theaterzettel. Fräulein Tussi Besingowska stand da gedruckt. Mädi hatte dem Namen zuvor keine Aufmerksamkeit geschenkt. Nun schien es ihr außer Zweifel, daß Nella Besing und Tussi Besingowska eine und dieselbe Person seien.

Der Vorhang fiel, der erste Aufzug war beendet. Unter den Klängen der Zwischenaktsmusik, die einen lustigen Walzer anstimmte, wandte sich der Assessor seiner Nachbarin zu und bemerkte leichtthin: „Fräulein Besing hat sich einen prunkvollen Theaternamen zugelegt. Sie haben doch Ihre ehemalige Gespielin erkannt, gnädiges Fräulein?“

Mädi bejahte kurz, während sie zugleich fühlte, wie ihr das Blut jäh und brennend in die Wangen stieg. Wäre ihr die ehemals geliebte Freundin als arme Arbeiterin um

das tägliche Brot, als Plätterin, Flickerin, ja als Dienstmagd begegnet, Mädi würde sich ihrer nicht so geschämt haben, wie sie es in diesem Augenblicke tat. Ihr reines, mädchenhaftes Gefühl sagte ihr sofort, daß keine Beziehung mehr walten könne und dürfe zwischen ihr und dem geschminkten, gefallsüchtigen Wesen, das da auf der Bühne so aller Bornehmheit bar seine Rolle spielte. War dies das Ergebnis der kühnen Träume und ehrgeizigen Pläne, mit denen Thuznelde einst der kleinen, unerfahrenen Freundin imponiert hatte? O arme Freundin!

Mädi war dem Assessor von Herzen dankbar, daß er mit keiner Bemerkung weiter auf die Schauspielerin und ihre Bekanntschaft mit Mädi einging. Da seine Eltern und Schwestern nichts von der Angelegenheit wußten, so fiel kein Wort mehr darüber. Indessen unterhielt der Assessor seine Nachbarin sehr artig und anregend, und unwillkürlich ward Mädi lebhaft und antwortete ihm mit der lebenswürdigen Freundlichkeit, die ihr im Verkehr mit andern eigen war. Denn sie schämte sich nun, weil sie ihn zuvor in kindisch törichter Weise ihren alten Groll aus der Kinderzeit hatte entgelten lassen.

„Tante Sidonie hat doch recht gehabt,“ dachte der junge Mann. „Aus dem allerliebsten Kinde, das mir so gefiel, ist wirklich ein lebenswürdiges Mädchen geworden.“

Auf dem Heimwege wurde von der Familie Gladiz lebhaft das Theaterstück und die Darstellung erörtert.

„Wenn die Besingowska nur nicht so ordinär spielen wollte!“ äußerte die eine von Martin Gladiz' Schwestern

bedauernd. „Ich schwärme für talentvolle Schauspielerinnen! Sie nicht auch, Fräulein Meiring? Wenn eine nett ist, würde ich gern mit ihr verkehren. Vor drei Jahren war hier eine zur Kur, mit der bin ich noch heute befreundet.“

„Das ist in diesem Falle ausgeschlossen, mein Kind,“ antwortete die Frau Bürgermeister bedächtig. „Diese Besingowska ist weder als Künstlerin noch im gesellschaftlichen Leben zu empfehlen. Frag Vater, der kann es dir bestätigen!“

Während die eine Tochter sich sogleich lebhaft an ihres Vaters Arm hängte und ihn eifrig auszufragen begann, folgte die Mutter im Gespräch mit der andern.

Der Assessor und Mädi machten den Beschluß.

Der Weg war stellenweise holprig, und die Straßenbeleuchtung des kleinen Badeortes mangelhaft. Daher hatte Martin Gladitz mehrfach Gelegenheit, seine Begleiterin artig auf die Unebenheiten des Bodens aufmerksam zu machen. Mädi war schweigsam und kämpfte mit einem Entschlusse.

„Herr Assessor,“ begann sie plötzlich, „womit haben Sie eigentlich Nella Besing einmal beleidigt? Denn irgend etwas muß sie Ihnen früher in Berlin übelgenommen haben.“

Mit dieser offenen Frage war für den Assessor der Augenblick da, sich zu rechtfertigen.

„Das stimmt!“ bestätigte er voller Gemütsruhe. „Als sie nämlich eines Tages unserm gemeinsamen Hauswirt in Berlin Weintrauben gemaust hatte und die Sache auf mich abwälzen wollte, ließ ich mir das nicht gefallen. Das hat

sie mir dann allerdings sehr übel genommen!" Und er erzählte der erschrocken und beschämt lauschenden Mädi den Vorgang ausführlich. Bevor sie ihm jedoch ihre Unfreundlichkeit aus vergangenen Tagen abbitten konnte, war der Augenblick der Trennung gekommen.

Mit herzlichem Händedruck schieden sie voneinander.

Es war höchst erfreulich, wie nett sich von nun an Mädi's Verkehr mit Martin Gladi's gestaltete. Aus dem vermeintlichen Gegner, den das junge Mädchen trotzig gemieden hatte, ward alsbald ein getreuer Begleiter auf den gemeinsamen Ausflügen, und es dauerte nicht lange, da waren Mädi und der Assessor die allerbesten Freunde. —

Der Badeaufenthalt der Großmutter neigte sich seinem Ende zu. An einem schönen, sonnenhellen Nachmittage ward von einigen Familien, worunter sich auch Frau Meiring und ihre Enkelin, Fräulein Sidonie und die Familie des Bürgermeisters befanden, ein Ausflug nach einem Aussichtspunkte der Umgegend unternommen. Die älteren Damen bedienten sich eines Fuhrwerks, während die jungen Leute einen kürzeren Fußpfad bergauf durch jungen Fichtenwald einschlugen. Der Wagen war bereits abgefahren, als Mädi entdeckte, daß man versäumt hatte, das Kaffeegebäck mitzunehmen, das in Großmutter's Korbtasche verpackt war. Kurz entschlossen belud sich Mädi mit der Familiengeißel, wie einer ihrer Brüder die Tasche getauft hatte.

Die Schar der wanderlustigen Jugend hatte sich bereits in Bewegung gesetzt, als Martin Gladi's sich als letzter

Mädi anſchloß und ihr die Korbtafche abnehmen wollte. Aber ſie lehnte das Anerbieten mit dem Scherz ab, daß ſie die Aufſicht über den Kuchenvorrat niemand als ſich ſelbſt anvertraue.

Fröhlich ward die erſte Anhöhe erklimmen, und als man oben ein wenig auf einer Bank ausruhete, erbot ſich Mädi's Begleiter noch einmal, ihr die Bürde abzunehmen.

Aber Mädi ſah ihn mutwillig von der Seite an und verteidigte die Korbtafche, indem ſie geſchickt ſeiner gebieteriſch ausgeſtreckten Hand auswich. „Das will ich Ihnen doch lieber nicht antun!“ ſagte ſie lachend.

„Mir nicht antun? Was ſoll das heißen, Fräulein Mädi?“

„Ei, Herr Aſſeſſor, muß ich Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen? Haben Sie vergeſſen, wie Sie damals, als Sie meiner Freundschaft mit — mit Nella Beſing ſo freundliche Beachtung ſchenkten, ſich über mich und dieſe Korbtafche luſtig gemacht haben? Sie wollen doch nicht leugnen, daß es ſo war? Oder warum hätten Sie mir ſonſt wohl immer mit ſolchem Lächeln aus dem Fenſter nachgesehen, wenn ich mit der Tafche ausgehen mußte? Geſtehen Sie's nur ein!“

Mädi hatte ihre Worte im Weitergehen auf einem ſteilen Bergpfade geſprochen. Ihre Wangen glühten dabei, und ihre Augen glänzten kampfluſtig. Nun blieb ſie abermals atemſchöpfend ſtehen, und neben ihr ſtand Martin Gladi's ebenfalls ſtill. Sie waren allein auf der ſonnigen

Höhe zwischen den Tannen. Durch die Zweige schimmerten die hellen Kleider der vorangegangenen Gefährtinnen, und der Wind trug den Klang ihrer lachenden Stimmen herüber.

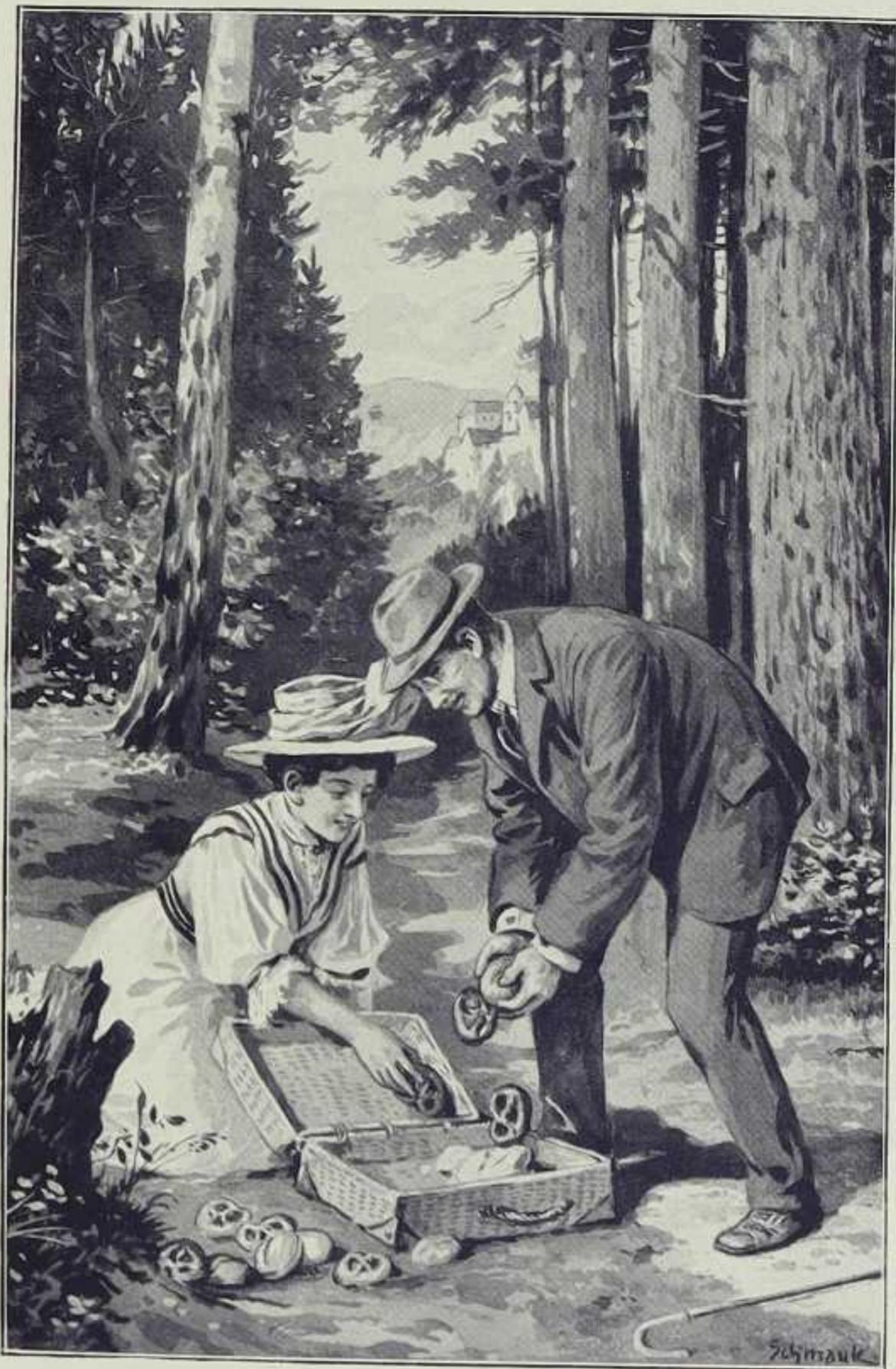
„Na, da hört doch aber alles auf!“ rief der Assessor im Tone ehrlichster Verwunderung. „Fräulein Mädi, diese ungerechte Anschuldigung werden Sie schrecklich büßen! Ich soll mich über Sie und diese Tasche lustig gemacht haben? Nicht wahr, diese Ansicht stammt von Thusnelde Besing? Das dachte ich mir doch sofort! Soll ich Ihnen nun einmal wahrheitsgetreu sagen, wie ich über diese Tasche und ihre Trägerin dachte? Ja, ich werde es tun, und das sei Ihre Strafe, Fräulein Mädi!“

Mädi Meiring sah den Sprecher erwartungsvoll an. Ihr Herz pochte unruhig. Er schaute auf einmal so ernsthaft drein.

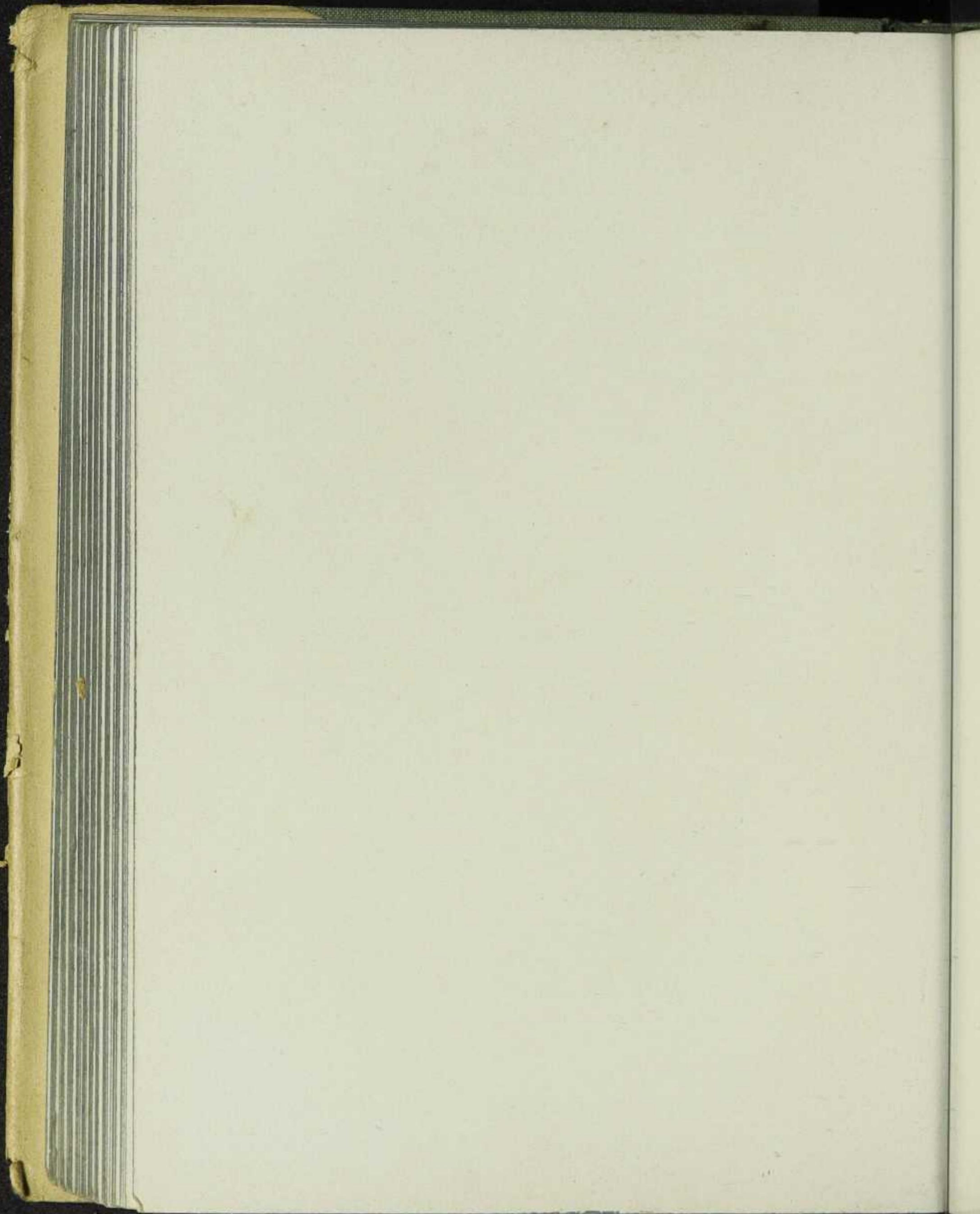
„Folgendermaßen dachte ich, Fräulein Mädi: ‚Wie rührend gehorsam und freundlich das kleine, allerliebste Mädchen da drüben der alten Großmutter die häßliche Tasche trägt! Das Kind muß ein gutes Herz haben. Solch eine gute Enkelin wird aber gewiß später einmal eine gute Frau —‘ Halt, Fräulein Mädi, warum haben Sie es denn so eilig?“

Mädi Meiring wußte selbst nicht recht, warum ihr bei den warmen, herzlichen Worten des Freundes auf einmal so seltsam verlegen und beklommen zumute wurde. „Wir wollen weiter gehen!“ sprach sie hastig und lief auf flinken Füßen den Berg hinunter.

Jedoch die alte Korbtasche schien der Meinung zu sein, daß ein Davonlaufen in diesem Falle durchaus nicht



Großmutter's Korbtafche. Seite 153.



nötig sei. Recht heimtückisch löste sie sich während des eiligen Laufes von Mädi's Arm los, und nicht genug, daß sie zu Boden fiel, nein, sie schüttete auch noch ihren Inhalt an Kuchen und Brezeln über den grünen Moosteppich am Wege aus. Dann legte sie sich artig und friedlich daneben, als ob es das harmloseste Ding der Welt sei, was sie da angerichtet hatte. O, die alte Korbtasche war sehr hinterlistig und wußte wohl, was sie wollte.

Da kniete Mädi Meiring im Moose und sammelte das zum Glück wenig beschädigte Gebäck sorgfältig wieder ein. Und neben ihr kniete Martin Gladi's und half ihr getreulich.

Als die Korbtasche aufs neue gefüllt war, geschah etwas sehr Merkwürdiges.

Der freundliche Helfer hielt plötzlich die Hände seiner kleinen Freundin in den seinigen und sagte ihr in herzlichen Worten, wie gut er ihr sei, und welch einen großen Wunsch er ihr gegenüber im Herzen trage.

Als Mädi vernahm, daß er sie zur Frau begehre, stammelte sie verwirrt: „Ach, ist das wirklich Ihr Ernst?“ denn in ihrer lieblichen Bescheidenheit war sie der Meinung, sie sei nicht gut und klug genug für den heimlich bewunderten Freund. Aber dieser wußte ihre Zweifel erfolgreich aus dem Felde zu schlagen.

Die alte Korbtasche, die unbeaufsichtigt im Moose lag, wunderte sich ganz und gar nicht über die Wendung der Dinge. Hätte sie die Fähigkeit besessen, Gesichter zu schneiden, sie würde jedenfalls triumphierend gelächelt haben.

Ihre Verdienste wurden übrigens später noch genug gewürdigt. Auf dem Polterabend des jungen Paares erfuhr sie die Genugthuung, in einer drolligen Dichtung als Stifterin der Verlobung verherrlicht zu werden. Seitdem stand sie in jedermanns Augen hoch in Ehren.

Aber all das freundliche Interesse, das man ihr von nun an zuteil werden ließ, vermochte sie nicht zu bewegen, noch ein zweites Mal eine Verlobung zu stiften. Martin Gladis und Mädi blieben das einzige Paar, dessen Lebensglück die alte Korbtsche begründen half, und damit legte sie eine wahrhaft gerechte Gesinnung an den Tag. Denn eben diese beiden waren während der vielen Dienstjahre, die die alte Tasche erlebt hatte, die einzigen, die der von Mädis sämtlichen Geschwistern verkannten und geschmähten Familiengeißel ein wahrhaft uneigennütziges Wohlwollen erwiesen hatten. Nur einem solchen Wohlwollen aber wohnt der Zauber inne, der eines wertvollen Lohnes Quelle ist.



Christa von Roland





Grundstück gepachtet und eine Fremdenpension eröffnet hatte. Dieses Unternehmen hielt sie für das zweckmäßigste, um für sich und ihre beiden Knaben den Lebensunterhalt zu erwerben. Frau Theodora hatte ihn in den drei Jahren, die seit diesem Entschlusse verstrichen waren, noch nicht zu bereuen gehabt; denn Bramkenberg war neuerdings als Sommerfrische merklich in Aufnahme gekommen.

Man erzählte zum Beweise dafür, daß eine Berliner Familie von vier Personen, die im vorigen Jahre nach Bramkenberg kam, ohne vorher gemietet zu haben, drei Tage lang in einem einzigen Zimmer kampieren mußte, bis eine Wohnung für sie frei wurde. Es war nunmehr klar und nicht zu bezweifeln, daß Bramkenberg eine Zukunft hatte und alsbald zu den beliebtesten Luftkurorten des Harzes zählen würde. „Sie haben's leider entdeckt!“ äußerte seufzend ein alter Volksschulinspektor, der lange Jahre in dem bescheidenen Dörfchen Stammgast während der Sommerferien gewesen war, und wehmütig fügte er hinzu: „Hol' sie alle zusammen der Ruckuck! Nun wird man bald nicht mehr herkommen können, denn mit der Einsamkeit und Ruhe ist's nun vorbei; es fehlt jetzt nur noch die Eisenbahn, um es unerträglich zu machen!“

Villa Theodora war im Stile eines Schweizerhäuschens erbaut; jedermann im Orte nannte es kurzweg das Schweizerhaus.

Dies also war der Schauplatz, wo am Abend jenes Julitages Christa von Roland erwartet wurde. Aber nicht

als Pension bezahlender Sommergast sollte sie erscheinen; die Dinge lagen anders und weniger günstig für die Erwartete. Dem wohlklingenden adeligen Namen entsprachen leider nicht die materiellen Daseinsbedingungen, denen sich das junge Mädchen wohl oder übel fügen sollte.

Christa von Roland war nämlich arm wie die sprichwörtliche Kirchenmaus und zu ihrem Fortkommen in der Welt auf die Hilfe von Frau Theodora Bruhn, ihrer Tante, angewiesen.

Als Frau Bruhn vor ein paar Monaten vom Begräbnis ihres einzigen Bruders heimkehrte, der in Braunschweig gelebt hatte, längst verwitwet und Christas Vater war, da hatte sie Fräulein Haushahn ihr Herz ausgeschüttet über die verwaisste Nichte. Fräulein Haushahn genoß nämlich Frau Bruhns völliges Vertrauen. Sie war vor drei Jahren die erste Pensionärin im Schweizerhause gewesen und seitdem in jedem Jahre schon von Pfingsten an wiedergekommen mit Sack und Pack, Feldstuhl und Farbenkasten, denn sie aquarellierte und malte in Öl, beides zu ihrem Vergnügen.

Sie pflegte, wenn sie von ihrer Kunst sprach, stets zu betonen, daß sie zu ihrem Vergnügen male, und das war nur gut, denn andern Leuten machten ihre Malereien selten Vergnügen, dazu waren sie zu giftgrün in der Farbe gehalten. Man konnte wirklich schwer verstehen, wie eine so wohlwollende, friedlich und menschenfreundlich veranlagte Dame wie Fräulein Haushahn dazu kam, solch eine Vorliebe für giftiggrüne Farbentöne an den Tag zu legen.

Ihre Lebensanschauung hatte so ganz und gar nichts Giftiges. „Das arme Ding, Ihre Nichte,“ antwortete sie mitleidig, als Frau Theodora ihr vor ein paar Wochen Christas kargliche Lebensaussichten darlegte, „hat sie nicht vielleicht Anlage zum Malen? Dann wollte ich ihr gern unentgeltlich Unterricht geben.“

„Ach nein, liebes Fräulein Haushahn! Christa hatte, soviel ich mich erinnere, im Zeichnen immer eine schlechte Nummer in ihrem Zeugnisse. Da scheint mir also Ihre freundliche Absicht nicht angebracht.“

Frau Theodoras Worte klangen dabei hastig und fast freudig. Denn es dünkte Christas Tante anscheinend ein zweifelhafter Vorzug, von Fräulein Haushahn in der Malerei ausgebildet zu werden, so hoch Frau Theodora auch anderseits die Charaktereigenschaften ihrer Pensionärin schätzte.

„Ei was? Das ist ja sehr bedauerlich!“ erwiderte Fräulein Haushahn. „Sagen Sie mal, liebste Frau Bruhn, kann Ihre Nichte denn nicht das Lehrerinneneexamen machen?“

„Dazu scheint Christa keine Lust zu haben!“

„Keine Lust?“

„Und auch keine Anlage, wie mein verstorbener Bruder fand, sonst hätte er sie wohl schon zu seinen Lebzeiten für das Seminar bestimmt.“

„So? Das ist dann allerdings etwas anderes. Aber es bleibt noch mancherlei zu ergreifen heute, wo den Frauen von Tag zu Tag mehr Wege geöffnet werden, um sich nützlich zu betätigen. Wie steht's denn mit der Musik?“

„Christa ist völlig unmusikalisch; das heißt, sie hört, glaube ich, gern Musik, hat aber nie Unterricht empfangen. Mein Bruder war dagegen, er sagte scherzhaft, der Lärm auf dem Klavier störe ihn bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten.“

„So, so! Was meinen Sie zu Krankenpflege?“

„Ich sprach mit dem Arzt darüber, mit meines Bruders Hausarzt, der das Kind von klein auf kennt; der war nicht dafür. Christas Mutter ist an Auszehrung gestorben. Das Mädchen ist zwar so weit gesund, aber der Arzt hat doch abgeraten.“

„Hm! Ja, das sind allerdings Schwierigkeiten, meine liebe Frau Bruhn. Nun, ich werde mir das junge Fräulein erst einmal ansehen, ehe ich mir weitere Vorschläge erlaube. Wie alt ist sie?“

„Neunzehn Jahre! Ach ja, bestes Fräulein Haushahn, ich wüßte wohl, was mir das liebste wäre! Ich wünschte, Christa bliebe hier und hülfe mir in meiner Wirtschaft. Ich könnte so gut eine zuverlässige Stütze gebrauchen! Ja, wenn einer von meinen Jungen ein Mädchen wäre! Peter zum Beispiel. Der ist nun doch schon fünfzehn. Dann hätte ich wenigstens für später Aussicht auf Hilfe. So aber bin ich auf bezahlte Kräfte angewiesen, und mit diesen jungen Mädchen, die man als Stützen und Lehrlinge bekommt, macht man die ärgerlichsten Erfahrungen. Sie haben's ja zum Teil miterlebt! Da war vor zwei Jahren die bleichsüchtige Emma, die nie zur rechten Zeit aus dem Bette finden konnte und, wenn sie nicht schlief, ohne Aufhören aß. Nun gönne ich wahr-

haftig jedem sein Essen und Trinken, aber unreife Stachelbeeren und Bonbons sind keine ordentliche Nahrung, damit verdirbt man sich nur den Appetit zu gesunder Hausmannskost. Das war also die. Dann voriges Jahr die lustige Lisbeth, die lieber über den Zaun nach den Leuten auf der Straße als in meine Kochtöpfe guckte. Dieses Jahr habe ich mich anders eingerichtet und lieber ein einfaches Bauernmädchen zur Hilfe genommen. Das hat aber auch seine Schattenseiten. Doch genug der Rederei darüber! Wenn nur nicht das Schweizerhaus zu wenig Raum hätte für all die Anfragen nach Pension, die ich nicht befriedigen kann, ohne noch ein Haus zuzumieten!"

„Das würde Ihnen allein ja zu viel, Frau Bruhn!"

„Eben, das sage ich mir auch, und darum hatte ich auf Christa gehofft; nun ist das nichts!"

„Warten wir es ab!" beendete Fräulein Haushahn das Gespräch.

Am Abend holte Peter Bruhn seine Cousine Christa von der Bahnstation ab, die eine Wegstunde von Bramkenberg entfernt lag. Er war in den großen Ferien zu Hause und wurde zu allerlei Dienstleistungen benützt. Teilweise ehrten ihn nach seiner Meinung die Zumutungen, die an seine Dienstfertigkeit gestellt wurden, aber andernteils ärgerten sie ihn auch. Heute fühlte er sich sehr geehrt.

„Mein Junge," ermahnte ihn seine Mutter, als er sich auf den Weg zur Bahn machte, „paß auch gut auf, daß du Christa gleich findest und sie nicht erst lange nach dir herumsuchen muß —"

„Ach, ich werde doch! Sie trägt Trauer und . . .“

„Peter,“ sagte sein kleiner Bruder Gebhard, „ihr hättet auch ein Erkennungszeichen verabreden müssen. Wenn Christa eine Lilie ins Knopfloch gesteckt hätte und du solch einen großen roten Fingerhut mit vielen Blüten, dann fändet ihr euch gewiß gleich!“

Peter würdigte den Vorschlag gar keiner Antwort. Er war in einem Alter, wo er sich dem kleinen Bruder unsäglich überlegen fühlte.

Übrigens fand er Christa auch sofort ohne Lilie im Knopfloche. Sie kam ihm leichtfüßig entgegen, eine hochgewachsene, junge Dame, schlank und blaß in ihrem schwarzen Kleide. Geradeswegs ging sie auf ihn zu und sprach, nur ein klein wenig zögernd: „Peter Bruhn?“

„Ja!“ stotterte der Gymnasiast verblüfft, „und — und ich sollte Sie von Mutter grüßen und fragen —“

Christa lächelte und überließ ihm die kleine Reisetasche, nach der er griff.

„Sie? Hör mal, lieber Peter, bist du mein Vetter oder nicht?“

„Doch, das bin ich —“

„Na also! Dann nenne mich gefälligst du, sonst sage ich sofort Herr Bruhn und Sie! Was sollst du mir also von Tante Thea bestellen?“

„Ob wir im Omnibus fahren oder lieber gehen wollen. Und Ihren — deinen Gepäckschein möchtest du Allmers Pötter geben. Da kommt er schon, der nimmt den Koffer auf seiner Karre mit.“

Christa war sogleich bereit, zu Fuß zu gehen. Sie hatte eine Bestimmtheit in der Art, ihre Wünsche zu äußern, die Peter auf der Stelle mächtig imponierte. Während sie sich auf den Weg machten, betrachtete er sie hie und da verstohlen von der Seite.

Sie überragte ihn, war fast um einen Kopf größer als er und hatte etwas in ihrem Wesen, als ob sie immer sagen wollte: Seht ihr nicht, daß ich eine verzauberte Prinzessin bin? Merkt es euch!

Sie trug ein Schulterkleid, das gürtellos in weichen Falten an ihrer schlanken Gestalt herniederhing und Peter höchst seltsam dünkte; denn er war noch wenig in der Welt herumgekommen, und in seiner Vaterstadt Goslar, wo er noch jetzt die Schule besuchte, war diese Tracht nicht gebräuchlich.

„Sag mal, Peter, warum hat der Mann, der meinen Koffer besorgt, zwei Namen?“ erkundigte sich Christa nach einem Weilchen, während sie schweigend neben einander hergeschritten waren.

„Weil wir in Bramkenberg so viele Pötter haben, daß immer der Name der Frau zum Unterschiede mit dazu genannt wird. Dieser Pötter ist mit einer Allmers verprochen, nächstens soll die Hochzeit sein.“

„So, so! Weißt du, Peter, nun könntest du mir eigentlich mal von eurer Pension erzählen: wieviel Gäste jetzt da sind und was für welche. Willst du?“

„Mit Vergnügen! Also zuerst Fräulein Haushahn. Die ist jedes Jahr dagewesen —“

„Ach, wohl die Malerin? Von der hat mir deine Mutter schon erzählt. Ist sie nett?“

Peter zog eine komische Grimasse.

„Nett ist sie freilich — aber sie hat so viele Eigenschaften —“

„So? Was denn zum Beispiel?“

„Nun, zum Beispiel, sie versteckt immer ihr Geld irgendwo in ihrem Zimmer, und dann vergißt sie, wo sie es hingetan hat, und verlegt auch noch obendrein ihren Stubenschlüssel oder läßt ihren Schirm im Walde stehen, und dann kann Peter Bruhn so freundlich sein und mal hinspazieren und nachsehen, wo er geblieben ist!“

„Aha! Spiritus, merkst du was? Also das wäre eine. Und wer ist noch da?“

„Ein Hamburger Kaufmann mit seiner Familie; Schwarz heißt er. Die drei ungezogenen Buben, die er hat, sind der Pensionschrecken. Zum Glück reißt die Familie bald wieder ab. Der vierte im Bunde der angenehmen Knaben ist der Enkel einer Frau Präsident Oberkamp aus Berlin. Er reißt mittags alle Süßigkeiten an sich, die er erlangen kann, so daß die übrige Tischgesellschaft das Nachsehen hat, wenn man ihn gewähren läßt. Trude Gehring sagt, sie warte beim Essen nur immer auf den Augenblick, wo Luß Oberkamp entweder ersticken oder plazen würde!“

„Wer ist denn Trude Gehring?“

„Eine junge Dame, die unter Mutters besonderen Schutz gestellt ist. Sie war im Winter in Davos und soll

sich nun bei uns noch völlig von einer Lungenentzündung erholen; sie liegt viel in der Hängematte. Man kann recht gut mit ihr plaudern, sie ist nett und lustig und hat immer allerlei kleine Bosheiten über die andern zu sagen. Zum Beispiel hat sie Fräulein Piek aus Potsdam den Beinamen ‚Tante Schauch‘ gegeben —“

„Warum das?“

„Ach, Fräulein Piek hat nämlich die Gewohnheit, bei allem, was man ihr von andern Leuten erzählt, immer gleich lebhaft auszurufen: ‚Ach, das kann ich auch! Das habe ich auch‘ — besonders wenn’s eine Krankheit ist — oder ‚Ach ja, das mache ich auch so!‘ Fräulein Trude und ich müssen uns immer das Lachen verbeißen, wenn die ‚Tante Schauch‘ anhebt mit ihrer Prahlerei. Und dann ist noch ein alter Volksschulinspektor da, der Stammgast von Bramkenberg, der zu Fräulein Haushahns Mißfallen zuweilen mit Pflüschpantoffeln in den Garten kommt, überhaupt ein wenig auf dem Kriegsfuße mit ihr lebt, aber nur auf einem scherzhaften, drolligen, der im Grund nicht böse gemeint ist und den andern Gästen Spaß macht.“

Während Peter berichtete, war er mit seiner Schußbefohlenen in einem flotten Marschtempo auf einem schmalen, saubern Fußpfade entlang geschritten, der nun in die staubige Fahrstraße einmündete. Christa blieb stehen.

„Ich will mir erst mal mein Kleid aufschürzen,“ sagte sie, „das ist nämlich bei solchen Reformkleidern doppelt nötig. Man schleift den Saum sonst durch den Staub, und das finde ich abscheulich.“

Peter sah ihr zu.

„Warum trägst du eigentlich solch ein Kleid ohne Gürtel? Magst du diese neue Mode besonders gern leiden?“ fragte er.

Christa war fertig mit dem Aufschürzen. Sie richtete sich in ihrer ganzen schlanken Höhe empor und sah ihren Vetter hoheitsvoll an.

„Du sprichst von einer Mode, lieber Peter,“ belehrte sie ihn, während sie weiter gingen, „aber es ist gar keine Mode, sondern vielmehr eine Tracht, eine echte deutsche Frauentracht —“

„Aber ich denke, altdeutsche Kostüme, zum Beispiel die Gretchentracht, sind doch anders?“

„Nicht altdeutsch, sondern neudeutsch! Eben, wie ich sage, eine besondere Tracht, die dem Wechsel der Mode weniger unterworfen ist als andere Kleider. Es gehört ja freilich einiger Mut dazu, sie zu tragen. Auf die Zierlichkeit und Geziertheit der französischen Schnürtaille muß man verzichten, darf sich auch nicht scheuen aufzufallen, weil man anders als die meisten andern Leute gekleidet ist. Dafür kann man aber seinem persönlichen Geschmack mehr Ausdruck geben als unter dem Zwange der herrschenden Mode, und ist nie unmodern, sondern trägt, was man Lust hat und solange man Lust hat, es zu tragen. Außerdem sind solche Kleider gesund und bequem, man kann ordentlich darin atmen, arbeiten und Berge ersteigen. Jeder Arzt empfiehlt die Tracht. Ihr Männer schnürt euch doch auch nicht in einen Stahlpanzer ein!“

Peter Bruhn hatte respektvoll der Belehrung zugehört; Christas unbefangene, bestimmte Redeweise imponierte ihm. Auch schmeichelte es ihm ungeheuer, daß sie ihn in ihrer Anrede zu den Männern zählte. Er reckte sich unwillkürlich und kam sich höchst erwachsen vor. Plötzlich blieb er stehen und lauschte.

Gleichzeitig vernahm auch Christa hinter sich den Aufschlag eines galoppierenden Pferdes.

Sie drehten sich um und erblickten in der Tat ein durchgegangenes Pferd, das mit zerrissenem Zaumzeug und fliegender Mähne die Straße entlang gestürmt kam.

Christa stieß einen Schrei aus und schaute angstvoll um sich.

„Komm schnell!“ rief Peter, faßte sie am Arm und riß sie ziemlich unsanft durch Brombeergestrüpp bergan, wo sie in Sicherheit war. Das Pferd rannte vorüber, ohne Notiz von ihnen zu nehmen.

„Au!“ sagte Christa lachend und rieb ihren Arm. „Höre mal, Peter, du hast mich aber mit wackerem Griffe errettet!“

Als sie dann eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatten, trafen sie einen Wegarbeiter, der das Pferd eingefangen hatte und zurückführte. Peter und Christa aber erzählten einander auf dem Rest ihrer Fußwanderung Geschichten von durchgegangenen Pferden und unterhielten sich recht gut dabei.

Als sie in Bramkenberg anlangten, raunte Peter seiner Mutter bei der nächsten Gelegenheit zu: „Die Christa ge-

fällt mir famos! Ich wollte, sie bliebe bei uns. Es wäre riesig nett, sie als Schwester zu haben!"

\*                      \*

„Nun, Herr Peter? Wieder angelangt? Wie ist denn die Cousine beschaffen?“

Trude Gehring rief es aus ihrer Hängematte herüber, als Peter nach seiner Rückkehr den Garten betrat. Sogleich holte er sich einen Gartenstuhl herbei und setzte sich rittlings darauf zur Seite der Hängematte. Dann stimmte er ein Loblied auf Christa an, dem Trude Gehring sichtlich neugierig lauschte. Dabei lächelte sie überlegen und ungläubig.

„Ihre Cousine ist also eines von diesen modernen Reformfräulein, unabhängig und etwas männerfeindlich?“

„O bewahre! Mein männlicher Schutz und Beistand war ihr ganz lieb, besonders als uns ein durchgegangenes Pferd begegnete.“

Trude Gehring lachte hell auf über den „männlichen Beistand“ und ließ sich das Abenteuer erzählen. Das Gespräch wurde durch die Rückkehr der Familie Schwarz von einem Ausfluge unterbrochen.

Das übelberüchtigte Bubenkleblatt erfüllte sogleich den Garten mit Lärm und Ungemütlichkeit. Der größte der drei Schlingel begann trotz Trudes Widerspruch die Hängematte zu schaukeln. Die beiden Kleinsten pufften einander mit den Fäusten und kugelten schließlich schimpfend und schreiend einen abschüssigen Rasenhang hinunter mitten

in ein Nelkenbeet hinein. Die Eltern Schwarz sahen mit beneidenswerter Gemütsruhe dem Treiben zu. Erst als Fräulein Gehring unwillig gegen das Schaukeln der Hängebmatte protestierte, verbot es endlich der Vater dem Jungen.

Unterdessen hatte Peter nicht eben sanft die beiden Jüngsten aus dem Nelkenbeet und vom Rasen herunterbefördert.

„Das ist recht! Ja, wenn ich Peter nicht hätte!“ sagte drinnen am Fenster des Speisesaals Frau Theodora zu ihrer Nichte, die sie in den Räumen des Hauses umhergeführt hatte. „Der Ärger über ungezogene Kinder und unverständige Eltern ist wirklich eine Schattenseite von Fremdenpensionen. Da kommt Fräulein Haushahn!“

Die Genannte erschien auf der Holzgalerie des Hauses vor dem Fenster des Speisezimmeres.

Christa betrachtete neugierig die kleine, bewegliche, grauhaarige Dame in der bunten farbigen Kleidung, die sogleich auffiel, ihr jedoch nicht mißfiel und ihr überdies mit Freundlichkeit begegnete.

Dann erschien noch ein alter Herr, der durch einen ungewöhnlich langen Vollbart sich auszeichnete.

„Herr Schulinspektor Knopf — meine Nichte, Fräulein von Roland,“ stellte Frau Theodora vor. Fräulein Haushahn schloß sogleich auf den Ankömmling los.

„Herr Inspektor, wissen Sie vielleicht, wo ich meinen Regenschirm habe stehen lassen?“

„O doch, mein verehrtes Fräulein, das weiß ich zufällig. Und zwar weiß ich's schon seit gestern. Aber ich

dachte, sollst doch mal warten, wann sie ihn wohl vermissen wird! Nämlich am Karlsblick lehnte er gestern abend einsam an der Aussichtsbank und starrte ins Abendrot. Ich habe ihn mitgebracht. He, Luz! Luz Oberkamp!"

Auf den Ruf erschien ein dicker Junge, der Kirschen aus einer Tüte speiste.

"Du, hör mal, oben auf dem Korridor habe ich Fräulein Haushahns Regenschirm in den Schirmständer gestellt," sagte Inspektor Knopf zu dem Herbeieilenden. "Hol mir doch den mal herunter! Mit einem silbernen Griff und 'ner Efeuranke dran!"

"Weiß schon!" rief Luz, nachdem er einen Mund voll Kirschenkerne über das Geländer von sich geblasen hatte. "Kenn' ihn lange! Hab' ihn selber schon zweimal gefunden!"

Alle lachten.

"Da hören Sie meinen Ruf!" klagte Fräulein Haushahn verlegen gegen Christa gewendet. "Ich bin leider ein bißchen vergeßlich!"

"Das bin ich auch, liebste Haushahn!"

"Die Tante Schauch!" flüsterte Peter seiner Cousine zu.

Breit, würdig und wohlwollend stand das behäbige Fräulein Dick am nächsten Fenster und verbeugte sich feierlich, als Christa ihr vorgestellt wurde.

"Ihre arme, geplagte Tante freut sich schon sehr auf Ihre jugendfrische Hilfe, Fräulein von Roland!" sprach die Tante Schauch und musterte Christa mit scharf prüfendem Blick.

"Ob ich sie nun wohl alle kenne?" dachte Christa.

Aber an der Abendtafel wurde sie dann noch der Präsidentin Oberkamp, der Großmutter des eßlustigen Luß, vorgestellt, einer steifen, hochmütigen Dame, die sich wenig an der allgemeinen Munterkeit beteiligte, womit das Gespräch hin und her flog.

Es ging bei Tische nett und gemütlich her trotz der Unarten, die sich die drei Gebrüder Schwarz junior miteinander störend zu schulden kommen ließen.

Am einen Ende der Tafel führte Frau Theodora den Vorsitz, am andern ihr gegenüber sorgte Fräulein Haushahn als Stammgast für Ordnung und außerdem noch in liebenswürdiger, redseliger Weise für die Unterhaltung der Gäste.

„Fräulein Haushahn gefällt mir recht gut, sie ist so zuvorkommend!“ sagte hinterher Christa zu Peter.

„Ja, meine liebe Frau Bruhn,“ sprach einige Tage später Fräulein Haushahn zu ihrer Wirtin, die sie zu ungestörtem Meinungsaustrausch in den Gemüsegarten begleitet hatte, „was ich Ihnen noch in Bezug auf Ihre Nichte sagen wollte — eine Hilfe werden Sie an der nicht haben!“

Frau Theodora legte den Kopfsalat, den sie zum Mittagessen abgeschnitten hatte, in ihren Korb, nickte und seufzte: „Ja, leider ist es so; ich möchte nur wissen, was sich Christa eigentlich denkt! Haben Sie mal mit ihr gesprochen?“

„Habe ich, liebe Frau Bruhn; gestern abend. Es kam mir so vor, als ob sie Vertrauen zu mir faßte. Da

brachte ich das Gespräch auf ihre Zukunft und fragte sie, was sie anzufangen gedächte.“

„Ach, das ist nett von Ihnen!“ antwortete Frau Bruhn lebhaft. „Sie können eher mal davon reden als ich. Es könnte sonst leicht so aussehen, als wäre sie nur hier im Wege, was wirklich gar nicht der Fall ist, auch wenn ich weiter keine Hilfe von ihr habe. Ich gönne ihr das bißchen Erholung nach der schweren Zeit. Also, was antwortete sie Ihnen?“

„Ach, die hat große Rosinen im Sacke! Am liebsten möchte sie ins Ausland, die Welt sich ansehen, fremde Menschen und Gegenden kennen lernen, und was das Reisen sonst noch Angenehmes mit sich bringt!“

„Ach du liebe Zeit! Wie denkt sie sich das? Reisen kostet Geld! Ja, wenn sie ein Examen gemacht hätte und als Erzieherin gehen könnte!“

„Sie meint als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. Ich gab ihr zu bedenken, daß solche Stellen nicht leicht zu finden sind.“

„Ach, ich bitte Sie, liebste Fräulein, wie muß man sich da oft fügen in die Launen der vornehmen Leute, die sich solche Begleitung gestatten können, oder gar der ungebildeten, hochmütigen Menschen, die einer Gesellschafterin alles das aufpacken, was ihnen selber lästig ist, gar nicht zu gedenken der armen Kranken, die sich eine Begleiterin ins Bad mitnehmen müssen!“

„Das habe ich Ihrer Nichte alles gesagt, meine beste Frau Bruhn! Aber ich fürchte, es hat nicht viel Ein-

druck gemacht. Ein jeder will seine Erfahrungen selbst machen."

Frau Bruhn nickte mit nachdenklicher Miene.

"Woher das Mädchen nur die Reiselust hat?" sagte sie. "Mein Bruder war ein stiller, häuslicher Mann, der seit dem Tode seiner Frau nichts mitmachte, sondern immer über seinen Büchern saß. Ein Glück, daß die alte Stine so gut für die Wirtschaft sorgte, sonst hätte ich den Haushalt nicht sehen mögen! Freilich, Christa war mehr bei der Familie Sondermann als zu Hause, wissen Sie."

"Ja, ich weiß, bei dem Notar, der ihr Vormund ist. Dort hielt sie sich so lange auf, bis der Nachlaß geordnet war. In der Familie scheint es ihr gut gefallen zu haben, sie erzählte mir davon. Der Sohn ist Leutnant, sagte sie, und mit der Tochter ist sie ja wohl gut befreundet?"

"Sehr! Das ist die Margund Sondermann, deren Einfluß auf meine Nichte ich immer sehr bedauert habe. Die ist nämlich Christas Orakel und hat sie sicherlich auch dazu angestiftet, sich irgendwo eine andere Stellung zu suchen, statt hier bei uns zu bleiben."

"Der Ansicht bin ich auch," bestätigte Fräulein Hausbahn, während sie eifrig Unkraut aus den Gemüsebeeten rupfte und über den Zaun auf die Straße warf.

"Guten Morgen, meine Damen! Wem gelten denn diese sorgenvollen Mienen, wenn man fragen darf? Dem Salat oder dem Unkraut?"

Die Frage kam vom Schulinspektor Knopf, den

draußen sein Weg vorüberführte; er redete gern im Vorbeigehen ein Wörtchen.

„Ich muß mit meinem Salat in die Küche!“ entschuldigte sich Frau Theodora eilig.

„Wir sprachen nämlich darüber, daß es schwer sein wird, für Fräulein von Roland eine Stelle als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin zu finden. Der Tante ist das Vorhaben nicht nach Wunsch, sie behielte die Nichte lieber zur Hilfe hier.“

„Reisebegleiterin?“ wiederholte der Inspektor. „Warten Sie mal, wer sprach doch neulich davon, daß eine gesucht wird? Richtig, Frau Präsident Oberkamp war es. Fragen Sie die doch mal!“

„Die Oberkamp? Schade, daß es gerade die sein muß. Mit der Dame habe ich im allgemeinen nicht gern zu tun; sie hat etwas so Wortkarges, das liebe ich nicht. Der Mensch kann sich doch aussprechen! Meinen Sie nicht auch, Herr Inspektor?“

„Um, ja! Wenn er etwas von Bedeutung zu sagen hat! Aber ich muß mich Ihnen empfehlen, ich habe noch was zur Post zu bringen.“

Es stellte sich heraus, daß die Präsidentin tatsächlich jemand wußte, nämlich eine Freundin, wenn diese nicht bereits eine andere Wahl getroffen habe.

Als aber dann Nachricht von der Dame anlangte, fand es sich, daß die Stelle zwar noch frei war, daß Christa jedoch den gestellten Forderungen in mehreren Punkten nicht genügte. Denn sie beherrschte weder die

englische Sprache, noch verstand sie, Gesangsvorträge auf dem Klavier zu begleiten. Beides aber war zur Bedingung gemacht.

Ein wenig niedergeschlagen teilte Christa ihrer Tante das Ergebnis ihrer ersten Bewerbung um eine Stellung mit.

Frau Theodora konnte sich des Gefühls einer kleinen Genugtuung nicht erwehren, aber sie ließ es sich nicht anmerken. Mochte immerhin der hochstrebende Zugvogel seine Erfahrungen machen, nachdem er ihr warmes Nest verschmährt hatte.

Indessen lag es nicht in Christas Natur, sich leicht entmutigen zu lassen. Wie weit sie davon entfernt war, das erfuhr Vetter Peter, als sie abends mit ihm auf der Dorfstraße entlang schlenderte.

„Weißt du, was mein Wahlspruch ist, Peter? Margund Sondermann hat ihn mir ausgesucht; sie sagte, dieser passe gerade für mich.“

„Nun?“ fragte Peter, der längst genau über die Persönlichkeit der besten Freundin Christas unterrichtet war.

„Dem Vogel gleiche, der sich fröhlich schwingt  
Auf schwanken Äst und rastet ohne Zagen,  
Indes er unbekümmert weiter singt;  
Zerbricht der Äst — ihn werden Flügel tragen!“

„Jawohl!“ sagte Peter trocken, „dann sänge also nur munter los! Der zerbrochene Äst soll doch wohl die nicht erhaltene Stelle bei der Präsidentenfreundin vorstellen?“

Christa lachte.

„Ganz recht, du schlauer Peter.“

„Oho! Daß verbitte ich mir! ‚Schlauer Peter‘ klingt zu stark nach dem bekannten Gegenteile!“

Christa war mit ihren Gedanken schon wieder bei ihren Zukunftsplänen.

„Ach, hätte ich nur erst wieder eine neue Aussicht!“ seufzte sie.

„Wenn du doch bei uns bleiben wolltest!“ entgegnete Peter vorwurfsvoll. „Ich habe mir immer eine Schwester gewünscht. Dich könnte ich gut statt dessen brauchen. Was hast du nur eigentlich gegen Bramkenberg? Es läßt sich hier wirklich auch im Winter recht gut leben.“

„Ach nein, Peter, vor dem Winter hier im Harze würde ich mich fürchten. Wie einsam muß es hier sein, wenn rings das Gebirge verschneit ist!“

„Glaube das ja nicht, Christa! Dann kommen die Schlittenfahrten, und die einheimischen Familien verkehren höchst gemütlich miteinander. Im Sommer haben sie keine Zeit wegen der Fremden, aber dann wird alles nachgeholt!“

Christa schüttelte den Kopf; sie war nicht überzeugt.

„Kein Theater, keine Kaufläden, nicht mal ordentliche Straßenbeleuchtung!“ erwog sie geringschätzig. „Wenn man immer in der Großstadt gelebt hat wie ich, dann hält man’s, glaube ich, in solcher Gebirgseinöde nicht aus. Du mußt mir das nicht übelnehmen, Peter!“

„Durchaus nicht!“ versicherte Peter großmütig, aber im Grunde seines Herzens nahm er es trotzdem übel.

Sie waren bei ihrem Umherschlendern wieder beim Schweizerhause angelangt, als Peter plötzlich stehen blieb

und mit einem Blick auf die benachbarte Oberförsterei ausrief: „Da stehen ja die Fenster offen! Dann kommt morgen gewiß der Oberförster zurück. Gebhard, komm doch mal her!“ Peters kleiner Bruder, der im Garten mit Luz Oberkamp spielte, kam herbeigelaufen.

„Was willst du denn von mir?“ rief er, unzufrieden mit der Störung. „Mach schnell! Wir spielen nämlich Menschenfresser, ich bin einer, und Luz ist der Weiße, der gefressen wird.“

„Das finde ich eine schlechte Verteilung! Du solltest lieber Luz den Menschenfresser sein lassen, dann würde er doch mal ordentlich satt!“

„Ach, Peter, wir tun doch nur so!“

„Na, dann ist's gleichviel!“

„Was soll ich denn eigentlich?“

„Ich wollte dir nur sagen, daß morgen dein liebes Dörchen wiederkommt.“

„Weiter nichts? So dumm! Ist mir ja ganz egal! Ich spiele jetzt nur noch mit Jungen!“

Damit lief er weg.

„Wer ist denn Dörchen?“ fragte Christa.

„Oberförster Rüdigers kleines Mädchen. Gebhard und Dörchen waren im vorigen Jahre unzertrennlich. Dann starb die junge Frau Oberförster, und da brachte ihr Mann das Kind nach Hannover zu seiner Schwiegermutter. Es hieß, da sollte es bleiben. Aber neulich hat Mutter gehört, daß er es nun doch hier behalten will; es sei ihm zu einsam ohne das Kind. Seine Schwiegermutter würde

erst mal mit herkommen. Ein paar Tage, ehe du eintraffst, ist der Oberförster nach Hannover gereist, um Dörchen und die Großmutter zu holen."

Christas Blick ruhte mitleidig auf dem Hause mit den grünen Fensterläden und dem Hirschgeweih über der Tür.

"Wie traurig!" sagte sie leise, "da hat die arme junge Frau mitten aus all ihrem Glück fort müssen! Wie alt ist das kleine Mädchen?"

"Drei Jahre. Ein schrecklicher Wildfang! Gebhard machte neben ihr einen gesetzten Eindruck und erschien verständlich wie ein Großvater. Einmal hatte das dumme, kleine Ding sich den Fuß zwischen den Eisenstäben der Gartentür eingeklemmt und schrie aus Leibeskräften. Da hättest du Gebhard sehen müssen, wie er hinlief, den Fuß frei machte und dem Dörchen eine lange Predigt voll guter Lehren hielt. Sie hörte gar nicht darauf hin, sondern wie er mitten drin war, schlang sie auf einmal die Arme um seinen Hals, gab ihm einen schallenden Kuß auf die Backe und sagte: So, nun hast du einen Kuß gekriegt, nun kannst du aber stille sein!"

"Wie niedlich!" sagte Christa lachend. "Ich wünschte, ich käme hin, wo Kinder sind! Ich mag Kinder so gern."

"Was mag denn Trude Gehring von uns wollen, Christa? Sieh mal, da drüben am Staugraben steht sie und winkt uns!"

"Laß sie nur, Peter, sie kann ja zu uns kommen, wenn sie was von uns will!"

Christa mochte Trude Gehring nicht besonders leiden.

Sie fand, daß Trude ihr gegenüber etwas Herablassendes im Wesen habe, und dagegen war Christa empfindlich.

Was mochte sich Trude bei solchem Benehmen denken? Vielleicht, daß sie die Tochter eines Regierungsrates war? Nun, Christas Vater war Professor gewesen und ihre beste Freundin, Margund Sondermann, eine Offiziers-tochter. Christa hatte bei Sondermanns wie ein Kind des Hauses verkehrt. Von Trude Gehring ließ sie sich noch lange nicht über die Achseln ansehen! Nun bummelte sie erst recht mit Peter die Straße hinunter und traf erst eine geraume Weile später zufällig mit Trude Gehring zusammen.

„Warum haben Sie mich denn vorhin vergeblich winken lassen, Fräulein von Roland?“ fragte diese merklich verlezt. „Ich habe eine wichtige Nachricht für Sie. Eine Dame wünscht Sie zu engagieren; sie war vorhin hier und traf nur mich in meiner Hängematte an. Das ganze Haus war nach den Futterraufen für das Wild gegangen, weil Allmers Pötter gemeldet hatte, daß sich zwei Hirsche gezeigt hätten.“

„Und was für eine Dame war das?“ erkundigte sich Christa, ohne sich anmerken zu lassen, wie wichtig ihr in der That die Nachricht war. „Woher weiß sie von mir, und daß ich gerade eine Stelle suche?“

„Als ob sie Wunder wie viel Stellen zur Auswahl hätte!“ dachte Trude, nun ihrerseits geärgert durch Christas Haltung.

„Ich glaube, Fräulein Pick hat sich für Sie ver-

wendet. Sie erkundigte sich bei mir nach Ihnen, da sie niemand anders antraf, und da habe ich eine möglichst verlockende Schilderung von Ihnen entworfen."

Trude gab sich einen unausstehlich gnädigen Anstrich bei diesen Worten. Christa errötete vor Ärger.

"Sehr gütig!" sagte sie obenhin.

Sie war überzeugt, daß sie Trude Gehring ebenso unsympathisch war wie diese ihr.

"Und was ist bei Ihrer gütigen Verwendung herausgekommen?" fragte sie mit leichtem Spott.

"Die Dame läßt Sie ersuchen, sich ihr morgen früh vorzustellen. Sie wohnt im Bären in Oberbramkenberg."

"So? Danke bestens! Ich werde es mir überlegen."

Spät abends kehrte Fräulein Pick von einer Wagenpartie zurück. Christa wartete auf sie trotz der vorgerückten Stunde; Trude Gehring war längst zu Bett gegangen.

Während die Tante Schauch ihr verspätetes Abendbrot einnahm, gab sie Christa bereitwillig Auskunft über die Dame im Hotel zum Bären in Oberbramkenberg. Es handelte sich gar nicht um eine Reisebegleitung, wie Christa nun enttäuscht vernahm, vielmehr wurde eine passende, jugendliche Gesellschafterin für ein junges Mädchen im Backfischalter gesucht, und zwar war dieses die Tochter einer Offiziersfamilie in Berlin. Die Dame in Oberbramkenberg war eine Schwester des Majors, um dessen Haus es sich handelte. Mit ihr war Fräulein Pick bekannt, da beide aus Potsdam stammten.

"Wäre ich Sie, so würde ich alles dransetzen, die

Stelle zu bekommen, Fräulein von Roland!" redete Fräulein Pick, während sie speiste, der unschlüssigen Christa eifrig zu. „Die Familie ist durchaus fein. Und was Ihre Reiselust betrifft, so lernen Sie doch erst mal Berlin kennen; bedenken Sie, die Reichshauptstadt, wo Sie noch nicht gewesen sind! Das ist doch schon viel wert! Und wenn der Major etwa mit den Seinen noch im Herbst ins Seebad reist, was mich sehr wahrscheinlich dünkt, da sie voriges Jahr auch in Helgoland waren, so werden Sie doch vermutlich mitgenommen und bekommen dann ein schönes Stück Welt noch in diesem Jahre zu sehen!"

Christa lauschte den Worten mit heißen Wangen. Ihr Vater hatte niemals Reisen mit ihr unternommen. Sie war keine zehn Meilen in der Runde aus ihrer Vaterstadt herausgekommen und hatte sich dessen schon immer in der Schule ein wenig geschämt, da ihre Mitschülerinnen ohne Ausnahme mehr von der Welt gesehen hatten als sie. Da lockte Berlin und gar das verheißene Seebad natürlich mächtig. Sie beachtete es nicht, daß die „wahrscheinlich“ und „vermutlich“ in der Rede der Tante Schauch sämtliche Zukunftshoffnungen ins Ungewisse rückten.

In der folgenden Nacht schlief Christa unruhig und träumte von Dampfschiffen, Denkmälern und einem entzückenden jungen Mädchen, das ihr Zögling war. Am andern Morgen beim Kaffeegang ging sie mit Tante Theodora zu Rate über die Angelegenheit. „Das will wohl erwogen sein, liebes Kind!" sprach Frau Bruhn. „Geh nur vor allen Dingen erst mal nach Oberbramkenberg und erkundige

dich nach den Bedingungen, und zwar ganz genau. Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man sich in eine abhängige Stellung begibt. Darf ich ganz aufrichtig zu dir sprechen?"

„Aber selbstverständlich, Tante Thea! Ich bitte dich darum!“

„Na also, dann muß ich gestehen, daß mir im allgemeinen eine Stellung in einem schlicht bürgerlichen Haushalt für dich lieber wäre.“

„Ja, aber warum denn?“

„Weil in feinen Kreisen eine Gesellschafterin nicht selten als Untergebene behandelt wird und nicht an der Geselligkeit teilnehmen darf.“

„Oh! Tante Thea! Bin ich nicht eine Professorentochter und von Adel?“

„Liebes Kind, ich war eine Offizierstochter und von Adel; jetzt verdiene ich mir mein Brot mit einer Fremdenpension und danke dem Himmel, daß es mir so gut gelingt. Und wenn meine selige Mutter mir nicht so tüchtige Haushaltskenntnisse beigebracht hätte, was ich ihr nie genug danken kann, so wäre es jetzt schlimm um mich und die Kinder bestellt. Hätte ich eine Tochter, ich würde sie irgend etwas, vielleicht nur eine Sache, aber die tüchtig zu ihrem Fortkommen in der Welt lernen lassen. Dein Vater war herzengut, aber ein Gelehrter, der nicht daran dachte, daß er so bald aus dem Leben abgerufen werden könnte. Übrigens wußte er, daß ich mich in diesem Falle deiner annehmen würde, das hab' ich ihm als deine Patin ver-

sprechen müssen. Und darum sage ich dir in diesem Falle: Geh hin nach Oberbramkenberg und erkundige dich gründlich nach allem; dann wollen wir weiter überlegen. Hätte ich nur mehr Zeit, ich nähme die Sache selber in die Hand; aber gerade in diesen Tagen, wo ich so viel mit der Wäsche und dem Einmachen zu tun habe, kann ich leider gar nicht abkommen. Vielleicht bemüht sich die Dame noch einmal her, daß ich mit ihr sprechen kann; bitte sie doch darum, Christa." —

Der Tag, an dem Christa von Roland den Weg nach Oberbramkenberg machen wollte, war ein Sonntag. Sie beschloß, ehe sie sich vorstellte, dort den Gottesdienst zu besuchen, und machte sich beizeiten auf den Weg.

Es war ein sonniger Sommertag, der heiß zu werden versprach. Der schmale, schattige Fußpfad, den Christa einschlug, führte hinter dem Garten der Oberförsterei an einem Staugraben entlang. Während die Wiesen an den Bergabhängen größtenteils gemäht waren, blühten am Grabenrande noch wundervolle Gräser und Blumen, um deren Blütenkelche eine Menge bunter Schmetterlinge gaukelte.

Christa pflückte sich im Vorübergehen ein Sträußchen großer, weißer Sternblumen und schmückte ihr Trauerkleid damit. Plötzlich wurde sie von rückwärts angerufen.

„Ach, ich bitte um Entschuldigung, hat die Dame nicht vielleicht ein kleines Mädchen gesehen?“

Christa wandte sich nach der Sprecherin um. Es war ein junges, sauber und zierlich gekleidetes Dienstmädchen, das mit ängstlich besorgter Miene ringsum spähte.

Christa verneinte die Frage.

„Wie sieht das Kind aus? Vielleicht treffe ich es noch unterwegs. Ist es Ihnen fortgelaufen?“

„Ach ja, das muß wohl sein, denn wir können es nirgends finden!“

„Wie heißt es denn? Für den Fall daß es mir begegnet!“

„Dörchen Rüdiger.“

„Ach so! Das kleine Mädchen aus der Oberförsterei?“

„Ja, das ist es. Die Herrschaften haben im Garten beim Frühstück gefessen,“ fuhr das Mädchen aufgeregt fort, „da wurde der Herr Oberförster durch den Forstgehilfen abgerufen, und die Frau Rätin, das ist nämlich Dörchens Großmutter, hat nur mal nach dem Briefboten sehen wollen, und wie sie wiederkommt, ist das Kind weg. Es muß über das Staket geklettert sein, und nun suchen wir's schon immerzu, und es ist nirgends zu finden.“

„Sollte es vielleicht nicht zu meinem kleinen Better Gebhard ins Schweizerhaus gelaufen sein?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Da hab' ich gleich fragen müssen; da ist es nicht. Ich komme eben daher.“

„Ja, dann kann ich Ihnen leider nicht helfen. Ich will zur Kirche und werde mich unterwegs umsehen und auch nach dem Kinde rufen. Wenn's diesen Weg gelaufen ist, will ich's schon finden. Gehen Sie nur nach einer andern Richtung!“

Während das Mädchen umkehrte, setzte Christa ihren

Weg fort, immer Umschau haltend und von Zeit zu Zeit des Kindes Namen rufend, aber ohne Erfolg.

Mehrmals redete sie Begegnende an und fragte nach der Kleinen, doch niemand hatte sie gesehen.

Endlich beschloß sie, sich nun nicht mehr um die Sache zu kümmern. Da erblickte sie eine Kirchgängerin, die bergab auf einem Seitenpfade gekommen war und nun auf die Straße einbog.

„Die will ich noch fragen!“ dachte Christa. Und siehe da, nun war sie an die Rechte gekommen.

Die Frau hatte kurz vorher am Wege drei Jungen und ein kleines Mädchen dabei gesehen, die Blaubeeren pflückten.

Eiligen Schrittes kamm Christa den Weg bergan und gelangte in einen niedrigen Tannenforst, wo sie die Stimmen der Kinder hörte.

Es waren die drei Buben des Kaufmanns Schwarz und ein allerliebstes kleines, weißgekleidetes Mädchen, dessen Mund, Hände und Schürzchen mit Heidelbeersaft befleckt waren.

„Bist du Dörchen Rüdiger?“ fragte sie ernst, obgleich sie das süße Geschöpfchen am liebsten auf den Arm genommen und geküßt hätte. Die Kleine nickte mit scheuer Miene.

„Dann bist du ja ein unartiges kleines Mädchen! Du darfst doch nicht weglaufen!“

Dörchen heftete seine großen, glänzenden Kinder-Augen verständnisvoll und schuldbewußt auf die ernsthafte Sprecherin.

„Und ihr, habt ihr Dörchen mitgenommen?“ fragte Christa die Jungen mit der Miene eines Untersuchungsrichters.

Die hatten schon Gelegenheit gehabt, von Christa allerlei Mißliebiges zur Strafe für ihre Ungezogenheit in der Pension zu erleben; denn Christa factelte nicht, sondern pflegte scharf ins Zeug zu gehen, wo es sich um Recht und Unrecht handelte, und ihrem Verhör folgte dann gewöhnlich Better Peter als ausübende Gerechtigkeit auf dem Fuße nach.

„Es wollte mit!“ erklärte der größte der drei Brüder.

„So? Und da nahmt ihr's einfach mit? Als ob so kleine Kinder schon einen eigenen Willen hätten! Es fiel euch natürlich gar nicht ein, daß es vermist und gesucht werden könnte, und daß seine Großmutter sich ängstigen würde? Ihr ungezogenen Buben, euch muß Peter wohl mal wieder die Ohren lang ziehen? Dörchen, komm, ich bringe dich zu deiner Großmutter!“

Gehorsam reichte die Kleine der fremden Dame das blaubesleckte Händchen und ließ sich von ihr hinwegführen. Zur Kirche würde sie nun wohl zu spät kommen, überlegte Christa, aber das ließ sich nun leider nicht ändern.

Als sie sich der Oberförsterei näherte, sah sie einen stattlichen Herrn in Forstuniform aus dem Garten treten. Sobald er ihrer und des Kindes an ihrer Hand ansichtig wurde, wandte er sich schnell nach dem Garten zurück und rief mit lauter Stimme über das Staket: „Das Kind ist wieder da! Eben bringt es eine Dame!“

Dann kam er mit raschen Schritten den beiden entgegen.

Bei Christa angelangt, lüftete er den Hut, stellte sich als Dörchens Vater vor und richtete einige erklärende Worte an die Fremde, indem er ihr zugleich dankte. Darauf sah er Dörchen an. Sogleich begann die Kleine zu weinen.

„Nicht wieder tun! Lieber Papa, Dörchen nicht wieder tun!“

„Das will ich sehr hoffen, daß du der armen Großmama und mir nicht wieder solche Sorge machst!“ Darauf wandte er sich dem Garten zu, aus dem eine ältere Dame im Morgenkleide und ohne Hut auf die Gruppe zukam.

Christa wartete die Annäherung der Fremden nicht mehr ab, sondern verabschiedete sich schnell, um womöglich den Gottesdienst nicht zu versäumen. Dörchens Großmutter sah ihr nach.

„Das ist ja die hübsche junge Dame in Trauer, die ich heute früh schon nebenan im Schweizerhause gesehen habe. Die Köchin sagte, sie wäre eine Nichte der Frau Bruhn. Dann werde ich sie ja noch kennen lernen und ihr danken können, daß sie uns das Kind wieder eingefangen hat.“

Zwei Tage später war es beschlossene Sache, daß Christa die Stellung in Berlin annehmen und schon in einigen Wochen antreten würde. Die Bedingungen hatten sich günstig gestaltet, sogar Frau Bruhn mußte das zugeben.

Die Dame in Oberbramkenberg, die übrigens im Begriff stand abzureisen und sich nur eben noch die Zeit genommen hatte, die Angelegenheit zu vermitteln, schilderte die Häuslichkeit ihres Bruders, des Major Märtenz in Berlin, in so anziehenden Farben, daß Christa sich nicht lange besann, sondern in ihrer raschen Art gleich zugriff und sich verpflichtete, Mitte August die Stelle anzutreten.

„Dann geht nämlich Ihre Vorgängerin fort,“ hatte Fräulein Märtenz, die Schwester des Majors, erklärend hinzugefügt.

Christa hätte gern gewußt, warum diese Vorgängerin die Familie verließ. Aber eine Schüchternheit, über die sie sich selbst nachher ärgerte, hielt sie zurück, danach zu fragen. Sie fürchtete, neugierig zu erscheinen, und wurde nachher von ihrer Tante wegen dieser unangebrachten Scheu getadelt.

„Wäre es nicht besser gewesen,“ äußerte Frau Bruhn einmal in Christas Abwesenheit sorgenvoll gegen Fräulein Haushahn, „wenn man sich erst noch einmal gründlich bei jemand anderem in Berlin nach der Majorsfamilie erkundigt hätte? Denn Fräulein Märtenz ist doch natürlich Partei, wo es sich um ihre Verwandten handelt. Ich mag Christa in ihrer frohen Zuversicht nicht gern wankend machen, aber ich Sorge mich heimlich, daß sie schlechte Erfahrungen machen könnte. Und das täte mir doch sehr leid für sie!“

Fräulein Haushahn ließ es sich angelegen sein, diese Besorgnisse zu beschwichtigen. Fräulein Dick kannte ja

Fräulein Märtens und hielt sehr viel von ihr. Außerdem war ja auch Christa so sehr für Berlin und so fest entschlossen, dort ihr Heil zu versuchen, daß es wohl schwer gehalten hätte, sie nachträglich andern Sinnes zu machen.

Inzwischen hatte das Leben im Schweizerhause einige Veränderungen angenehmer Art erfahren. Die Familie Schwarz war abgereist, und statt ihrer hatte ein Geschwisterpaar die freigewordenen Räume in Beschlag genommen, das alsbald der Mittelpunkt der Tischgesellschaft wurde und sehr erfreulich als belebendes Element wirkte.

Beide waren jung, heiter und liebenswürdig, der Bruder Oberlehrer an einem Gymnasium, die Schwester Lehrerin an einer Mädchenschule, und ihre Wahl einer Sommerfrische war auf Bramkenberg gefallen, weil Doktor Wenzel ein Bekannter des Oberförsters war, der ihnen den Aufenthalt empfohlen hatte.

Dadurch wurden nun auch die Bewohner der Oberförsterei in den fröhlichen Gesellschaftskreis des Schweizerhauses mit hineingezogen. Als dann vollends noch eine junge Konzertsängerin erschien, die ein Logis in der Hütte eines Forstgehilfen in nächster Nähe des Schweizerhauses bezogen hatte, im übrigen aber ihre ganze Verpflegung bei Frau Bruhn genoß, da erreichte die muntere Stimmung ihren Höhepunkt, und Haus und Garten hallten von Gesang und Fröhlichkeit der Gäste wider.

Trude Gehring hatte sofort mit Fräulein Wenzel Freundschaft geschlossen. Peter und der Inspektor Knopf wurden in Gnaden entlassen, und Doktor Wenzel mit

seiner Schwester saßen neben der Hängematte, wenn sie nicht auf Fußtouren unterwegs waren.

„Wie finden Sie eigentlich das Reformfräulein, Herr Doktor?“ fragte Trude einmal bei einer solchen Gelegenheit den Oberlehrer.

„Wen meinen gnädiges Fräulein?“

„Ach, doch Fräulein von Roland selbstverständlich!“

„Ach so! hm! Ziemlich selbständige junge Dame!“

„Ich finde Reformkleider so plump!“ fuhr Trude lauernd fort.

„O, das will ich nicht sagen! Es kommt darauf an, wer darin steckt.“

„Na ja! Wer steckt denn in diesem Falle drin? Eine hochmütige Bettelprinzessin!“

Trude war aus schlecht verhehltem Neid und Ärger rot geworden.

„Aber, aber!“ mahnte lächelnd der Doktor, der sie durchschaute und sich über sie ärgerte. „Was hat Ihnen denn Fräulein von Roland getan?“

„Mir getan? Nichts! Ich wüßte nicht, wer mir gleichgültiger sein könnte. Aber was ist denn das? Sehen Sie mal schnell dorthin, Herr Doktor, was für ein erstaunliches neues Kleid Fräulein Marzinowski wieder anhat!“

Fräulein Marzinowski war die junge Konzertsängerin. Sie kam aus Wiesbaden und trug dieselben Anzüge, mit denen sie in dem eleganten Kurorte geglänzt hatte, nun auf der Bramkenberger Dorfstraße, wo sie offenbar nicht am Platze waren.

„Alle Wetter!“ scherzte Doktor Wenzel mit lustiger Bosheit. „Dieses mohnblumenrötliche Gewand ist nicht übel! Ob wohl die Kühe nervös werden, wenn heute abend der Hirt sie vorübertreibt und sie diese Farbe in solcher Menge sehen? Guten Morgen, Fräulein Haushahn! Nun, was gibt's Neues?“

Fräulein Haushahn kehrte mit Strickbeutel und Leihbibliotheksbuch aus dem Walde heim, wo sie die Vormittagsstunden verbracht hatte.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Doktor! Ich habe mich eben amüsiert. Sitze ich da oben auf der Bank am Karlsblick mit einer Handarbeit, da kommt ein zerlumpter Waldarbeiterjunge, dem die bloßen Füße durch die zerrissenen Stiefel gucken; Strümpfe schien er nicht anzuhaben. Der setzt sich neben mich, baumelt mit den Füßen, was ich, beiläufig gesagt, nicht ausstehen kann, zieht ein altes, schmutziges Schreibheft aus der Tasche, sieht hinein und murmelt vor sich hin. ‚Junge‘, sage ich, ‚laß doch das Beinbaumeln, man wird ja ganz schwindlig! Machst du da Schularbeiten?‘ ‚Nee!‘ sagt er ‚es sind ja Ferien.‘ Da hatte ich's nun; warum dachte ich auch nicht daran! Ich frage also weiter: ‚Ja, was lernst du denn?‘ ‚Ein Polterabendgedicht!‘ antwortet der Junge. Nun bitte ich Sie alle zusammen, meine Herrschaften, hätten Sie das für möglich gehalten? Die bloßen Zehen guckten dem Jungen aus den Löchern in den Stiefeln, und dabei sitzt er und lernt ein Polterabendgedicht! ‚Wer hat denn hier Hochzeit?‘ frage ich weiter; aber da fällt es mir schon ein, ich

wußte es ja, daß Allmers Pötter heiratet. Na, als ich mich etwas von meiner Überraschung erholt hatte, ließ ich mir das Gedicht mal zeigen, das ihm eine Schwester verschafft hatte, die in der Stadt diente. Behalten habe ich leider wenig davon, mein Gedächtnis ist zu schlecht, nur daß etwas darin vorkam vom Herrn Bräutigam, der so stattlich schaut, dabei die schmucke junge Braut, und als ich's mir hersagen ließ, deklamierte der Junge so jämmerlich schlecht, daß ich wirklich nicht anders konnte, als ihm die Verse ein bißchen einzupauken. Wie ich auf dem Rückwege an die Mühle kam, saßen da ein paar kleine Mädchen und fischten aus dem Staugraben Scherben heraus. Da wußte ich gleich, was die Glocke geschlagen hatte, und wie ich sie fragte: „Ihr wollt gewiß Klappott werfen zum Polterabend?“ da nickten sie und lachten und freuten sich, daß ich es erraten hatte!“

Fräulein Haushahn hielt inne und schöpfte Atem.

„Einen Polterabend gibt's hier in Bramkenberg?“ rief Trude Gehring lebhaft. „O, da möchte ich dabei sein!“

„Wie wär's, mein gnädiges Fräulein,“ schlug Doktor Wenzel lächelnd vor, „wenn wir uns dazu einluden?“

„Ei, das wäre lustig! Das wollen wir tun! Sie nehmen die Sache in die Hand, Herr Doktor, und heute mittag verabreden wir's mit der ganzen Tischrunde! Das wird ein Hauptspaß!“

„Ich bettle mir von Frau Bruhn einen zerbrochenen Teller und werfe auch Klappott!“ rief der Oberlehrer lustig.

„Ich auch! Ich auch!“ jubelte Trude.

„Sprechen Sie von Fräulein Pick?“ erkundigte sich Peter, der gerade dazukam. Die beiden lachten.

„Nein, wir sprachen nicht von ihr,“ belehrte ihn Trude, „sondern von Allmers Pötters Polterabend und den Klapppöffen, die wir dazu nötig haben!“

Peter machte große Augen.

„Sind Sie denn eingeladen?“

„Dies weniger — aber wir beabsichtigen, uns über diese kleine Form hinwegzusetzen und uns als Zaungäste einzustellen. Wollen Sie mit?“

„Ach, versteht sich, daß er mit muß!“ ordnete Trude an. „Alle müssen mit, nachher wird's verabredet!“

„Ich bin kein Spielverderber,“ erklärte Peter vergnügt. „Ich empfehle mich sogar zum Festordner; heute übe ich mich schon in dieser Eigenschaft, indem ich zur Feier von Gebhards Geburtstag hier im Garten eine italienische Nacht veranstalte.“

„Voktausend! Hier im Garten?“ rief Doktor Wenzel. „Das wird ja großartig. Haben Sie auch Beleuchtungskörper?“

„Die schwere Menge!“ prahlte Peter. „Pfingsten war auch schon mal so 'n Zauber bei uns!“

Sogleich war Trude Gehring Feuer und Flamme. „Dann muß hinterher aber auch getanzt werden! Herr Inspektor Knopf spielt uns wohl ein paar Tänze, wenn ich ihn darum bitte. Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?“

„Ohne Zweifel! Darf ich die Ehre haben zur Polonäse?“

„Mit Vergnügen!“

„Und ich zum Schottisch?“

„Mit dem nämlichen Vergnügen!“

Trude Gehring war in ihrem Elemente. Ihre Wangen glühten. Daß ihr Hausarzt ihr das Tanzen untersagt hatte, daran dachte sie nicht einmal, so töricht und überflüssig fand sie das Verbot. —

Seit Christa die Gewißheit hatte, daß ihres Bleibens im Schweizerhause nicht mehr lange sein würde, erwies sie sich Frau Theodora gegenüber herzlicher und hilfreicher als im Anfang ihrer Abwesenheit. Sie empfand mehr und mehr, daß die Tante, die sie zuvor kaum kennen gelernt hatte, es wirklich von Herzen gut mit ihr meinte, und dafür wollte sie sich ihr dankbar erweisen.

„Christa ist anstelliger, als ich gedacht hatte,“ äußerte Frau Bruhn gegen Fräulein Haushahn, „wenn sie nur will, so ist sie eine brauchbare Hilfe.“

Einmal kam die Rede auf einen Kittel für Gebhard, den seine Mutter in Arbeit hatte, aber nicht fertig machen konnte, weil ihr die Zeit dazu fehlte. Da erbot sich Christa, ihn zu vollenden.

„Aber Mädchen,“ lobte sehr überrascht Frau Theodora, als die Nichte ihr die fertige Näherei überreichte, „du könntest ja vom Fleck weg Schneiderin werden, so brillant hast du das gemacht! Hab vielen Dank für deine erfreuliche Hilfe!“

„Ja, Schneidern sei mein Haupttalent, pflegte Margund Sondermann zu sagen. Wenn es nur auch standesgemäß wäre, sich durch Schneiderei zu ernähren!“

„Standesgemäß? Aber, liebes Kind, hast du wirklich in unserer fortgeschrittenen Zeit noch so törichte Vorurteile?“

Christa sah ihre Tante verwundert an.

„Ja — soll ich etwa mit Schere und Maßband zu den Leuten ins Haus gehen und ihnen Kleider machen? Das ist doch wohl nicht dein Ernst, Tante Thea?“

„Wenn auch das nicht, mein liebes Kind, aber du könntest ein Schneideratelier eröffnen und die Leute zu dir kommen lassen. Tüchtige Schneiderinnen finden immer ihr Brot und können viel verdienen!“

Christa zuckte lächelnd die Achseln.

„Was wohl Margund Sondermann dazu sagen würde?“

„Aber, liebe Christa, lebst du denn um deinetwillen oder um Margund Sondermanns willen? Ich bitte dich, was für Ansichten sind das in einer Zeit, wo ein Mädchen seine Ehre darin suchen sollte, ein nützlich, tüchtiges und womöglich unabhängiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden? Sag selbst, wie kann man sich besser betätigen, als auf dem Gebiete, auf das unsere Begabung uns weist? Glücklicher Mensch, dem vom Schicksal ein solches Arbeitsfeld beschieden wird!“

Christa schwieg. Überzeugt war sie nicht, aber ein Nachklang der Worte blieb doch in ihrer Seele haften und stimmte sie nachdenklich, wenn sie ihn mit dem Gedanken an ihre Zukunft in Beziehung brachte.

An seinem Geburtstage machte der kleine Vetter Staat mit dem Kittel, den Christa fertigenäht hatte.

Es war ein heißer Tag, und der Abend, an dem die Beleuchtung des Gartens geplant wurde, hatte keine Abkühlung gebracht. Schwül und dunstig lastete die Luft in Bramkenbergs engem Wiesentale.

Hinter den Bergen grollte dumpfer Donner, und ferne Blitze wetterleuchteten durch die hereinbrechende Nacht.

„Das gibt noch was vor Mitternacht!“ prophezeite der als Wetterorakel in Ansehen stehende Schulinspektor dem Fräulein Pick, die ihm sogleich versicherte, daß sie das schon längst in ihren Nerven gespürt habe. Und in der Tat, kaum war Dörchen Rüdiger, die sich vor dem Zubettegehen die Illumination auch noch schnell hatte ansehen dürfen, durch freundliches Zureden Christas bewogen, sich gutwillig von den leuchtenden Papierlaternen zu trennen, als auch schon der Wind, des nahenden Gewitters Vorbote, sich aufmachte und prasselnder Regenschauer ihm folgte. Die Gesellschaft flüchtete aus dem Garten in den Speisesaal des Schweizerhauses.

„Herr Peter Bruhn,“ rief Doktor Wenzel, „holen Sie schnell die italienische Nacht herein!“

Da erschien auch schon der Berufene mit hochgeschlagenem Rocktragen, tüchtig durchnäßt, mit einem Armvoll aufgeweichter Papierlaternen und eilte in großen Sprüngen über die Galerie ins Haus, wo er umringt und bedauert wurde. Der Gewitterregen ließ bald nach, aber im Garten schwamm und triefte alles. Man beschloß also, es sich im Saale gemütlich zu machen. Inspektor Knopf setzte sich ans Klavier und erbot sich, Fräulein Marzinowski

ein Lied zu begleiten. Nach den üblichen Beteuerungen der jungen Sängerin, daß sie nicht bei Stimme sei, ließ sie sich auf andauerndes, stürmisches Bitten von einem Teile der Gesellschaft zu einem Vortrag herbei, und alsbald schmetterte ihr heller, hoher Sopran ein Frühlingslied durch den Saal.

Die Flügeltüren nach der Galerie standen offen, und auf den Stufen, die in den Garten führten, stand Christa, als Oberförster Rüdiger sich zu ihr gesellte. Beide waren seit Dörchens Fortlaufen am Sonntag durch das kleine Erlebnis miteinander schnell bekannt geworden. Nun redete Rüdiger das junge Mädchen auf ihre bevorstehende Abreise an.

„Ihre Frau Tante bedauert Ihr Fortgehen, wie mir scheint. Aber ich höre, Sie fürchten sich vor dem einsamen Winter hier in unsern Bergen, Fräulein Christa?“ fragte Oberförster Rüdiger.

„Ach ja, das ist so,“ antwortete diese.

„Meiner Schwiegermutter geht es ebenso,“ fuhr er fort. „Ihr graut auch vor den verschneiten Bergen. Sie liebt das Stadtleben sehr und würde hier im Winter nicht bleiben mögen. Ich kann das schwer verstehen, weil ich ein Kind des Harzes bin und in einem einsamen Forsthaufe weitab von der Eisenbahn aufwuchs.“

„Dann war Ihre Frau Gemahlin auch eine Großstädterin?“ äußerte Christa unbefangen. Sie hätte die Frage gern sogleich ungeschehen gemacht, denn sie gewahrte, daß Rüdigers Gesicht sich verfinsterte.

„Ja,“ entgegnete er kurz, „meine Frau hat sich hier sehr schwer angewöhnt.“

Dann lenkte er schnell das Gespräch auf etwas anderes. Christa aber hatte das peinliche Gefühl eines Menschen, der unversehens an eine Wunde gerührt hat.

Da erschien Trude Gehring in der Saaltür.

„Herr Oberförster, ich komme als Abgesandte der ganzen Gesellschaft mit der Bitte, uns doch durch eine Ihrer herrlichen Balladen zu erfreuen. Frau Bruhn hat uns Ihr Talent verraten, und Ihre Frau Schwiegermutter ermutigte mich, Sie zu bitten. Ach, tun Sie's doch! Sie sollen den Archibald Douglas von Löwe so wundervoll singen.“

Süß lächelnd stand die Bittstellerin vor dem ernstesten Manne und trug ihr Anliegen mit Schmeicheltönen vor. Schweigend folgte ihr Rüdiger ans Klavier.

Christa blieb am Geländer lehrend zurück und schaute aus dem Dunkel der Galerie in den hellen Saal.

Leise rauschte der Regenwind in den Bäumen des Gartens und schüttelte die schweren Tropfen aus dem Gezweig.

Dann erhob sich eine machtvolle, tiefe Männerstimme, und das ergreifende Lied erklang:

„Ich hab' es getragen sieben Jahr,  
Und ich kann es nicht tragen mehr,  
Wo immer die Welt am schönsten war,  
Da war sie öd' und leer.“

Christa von Roland hielt den Atem an und lauschte regungslos.

Es lag etwas in diesen Tönen, das sie bis in die Tiefen ihrer Seele durchschauerte.

Allerlei Bilder zogen ihr flüchtig durch den Sinn. Da war ein Knabe in einem weltentlegenen Forsthaufe und ringsum tiefer, tiefer Schnee, der in der Wintersonne glitzerte. Und dann ein anderes Bild. Ein junges, schönes Mädchen auf der menschenwimmelnden Eisbahn einer großen Stadt — elektrisches Licht, Musik, Lachen, Jauchzen, Lärm und lustiges Geplauder — und dann wieder alles dunkel — ein einsames Forsthaus. — Da drüben hinter dem Gartengesträuch ragte ja in Wirklichkeit sein Giebel empor, da lag es mit dem Hirschgeweih über der Tür! Dort drüben hatte wohl in grauen, schneeerfüllten Wintertagen am Fenster die junge Frau gesessen, hatte krank und müde in das Flockengewirbel geschaut und sich zurückgesehnt nach dem Glanz und der lauten Fröhlichkeit ihrer Mädchentage!

Grübelnd tasteten Christas Gedanken an der verschlossenen Pforte der Vergangenheit.

Während sie sinnend dastand, tönte von drinnen das Lied ergreifend in die Nacht hinaus:

„Der ist in tiefster Seele treu,  
Der die Heimat liebt wie du!“

Christas Augen füllten sich mit Tränen, sie wußte selbst nicht warum.

Ein Weilchen später begriff sie die eigene Erregung nicht mehr. Der Bann der Töne, die sie so tief erschüttert hatten, war gebrochen. Im Saale erklang Walzermusik,

und der Oberförster führte Fräulein Wenzel zum Tanz, während deren Bruder lustig mit Trude Gehring herumwirbelte.

Vor Christa stand Peter und versuchte, sie zu bewegen, am Tanze teilzunehmen.

„Laß mich, Peter,“ wehrte sie ihm, „bedenke mein schwarzes Kleid! Geh und quäle mich nicht!“

Betrübt und ein wenig beschämt schlich sich der gute Junge in den Saal zurück. Christa ging über den Hausflur und betrat durch eine andere Thür den Saal. Dort setzte sie sich still in den Winkel, wo die älteren Damen Platz genommen hatten und dem Tanz zuschauten.

Es dauerte nicht lange, da kam der Oberförster, redete mit seiner Schwiegermutter und setzte sich dann neben Christa.

„Also nach Berlin gehen Sie nächstens,“ hob er an, als ob ihre Unterhaltung vorhin gar keine Unterbrechung erfahren habe. „Waren Sie schon mal dort? Noch nicht? Nun, dann stehen Ihnen ja Genüsse der mannigfaltigsten Art bevor!“

„Ja — wenn die Familie, zu der ich gehe, mir Zeit dazu gibt!“ antwortete Christa ein wenig unsicher, denn sie dachte an allerlei, was ihr in letzter Zeit über Erfahrungen, die man bei fremden Leuten machen könne, in wohlmeinender Absicht, als Warnung oder guter Rat, mitgeteilt worden war.

Rüdiger sah sie forschend an.

„Nun, hoffen wir das Beste!“ sagte er ermunternd, da sie ihm plötzlich kleinlaut und verzagt erschien.

„Konnten Sie nichts ergreifen, was Sie selbständig gemacht hätte? Sie scheinen mir doch die Unabhängigkeit zu lieben!“

Sie nickte und dachte verwundert, woher er das nur wissen möge.

„Tante Theodora meinte, ich hätte Talent zur Schneiderin, und das habe ich auch; aber damit kann man doch in unsern Kreisen wenig anfangen!“

„Meinen Sie?“ entgegnete er nachdenklich. „Darüber bin ich anderer Ansicht. Eine Cousine von mir, die auch gerade in dieser Kunst begabt war, hat vor einigen Jahren ein Atelier für Damenkonfektion — so nennt man das ja wohl neuerdings? — eröffnet und soll glänzende Geschäfte machen. Sie stammt aus den ersten Kreisen ihrer Vaterstadt, und ihre Familie geriet in Aufruhr über ihren Entschluß. Man bestürmte sie, Gesellschafterin, Reisebegleiterin oder Lehrerin — und was sonst noch alles zu werden, was man standesgemäßer fand. Aber die kleine, energische Person ließ sich nicht irre machen. Und jetzt? Auch ihre schlimmsten Gegnerinnen haben sich mit ihrem Unternehmen ausgesöhnt, lassen sich ihre Staatskleider bei ihr anfertigen und warten geduldig in ihrem Vorzimmer, um nur den Vorzug zu genießen, eines der Kunstwerke aus ihrem Atelier mit schwerem Gelde bezahlen zu dürfen.“

Christa hatte mit großem Interesse zugehört.

„Ach, wirklich?“ antwortete sie lebhaft. „Da könnte ich ja vielleicht noch bei Ihrer mutigen Cousine in die Lehre gehen, wenn mein Ast zerbricht!“

„Wenn was zerbricht?“

Christa lachte.

„Ach, das bezieht sich auf meinen Wahlspruch —“

„So? Haben Sie einen Wahlspruch? Wie heißt er denn?“

„Dem Vogel gleiche, der sich fröhlich schwingt  
Auf schwanken Äst und rastet ohne Zagen,  
Indes er unbekümmert weiterfingt;  
Zerbricht der Äst — ihn werden Flügel tragen!“

Rüdiger lächelte.

„Das ist ein guter Wahlspruch, Fräulein von Roland! Möchte Ihre Flugkraft niemals allzu hart auf die Probe gestellt werden!“

Hier wurde das Gespräch durch Doktor Wenzel unterbrochen, der sich an Christas anderer Seite niederließ, während er sich mit dem Taschentuch Kühlung zufächelte.

„Anstrengende Arbeit im Sommer!“ sagte er. „Haben Sie übrigens schon gehört, Fräulein von Roland, daß wir morgen auf Allmers Pötters Polterabend uns durch Klappottwerfen beliebt machen wollen?“

„Ja, mein Vetter hat es mir schon angekündigt.“

„Was sagen Sie dazu, Herr Oberförster?“ fuhr der Doktor fort. „Sie kennen ja die Eingeborenen hier am besten. Werden die Leute es nicht als Unfug betrachten und übelnehmen? Fräulein Haushahn befürchtet etwas dergleichen.“

„Ich denke, damit hat's keine Gefahr, Herr Doktor! Aber Sie werden sich's gefallen lassen müssen, bewirtet zu werden.“

„Inwiefern? Wir gehen doch nicht ins Haus.“

„Gleichviel. Dann wird man Ihnen Kuchen und Bier vor die Tür bringen. Das ist einmal Sitte, und wenn Sie sich weigerten, würden Sie die Leute kränken.“

„Dann können wir uns ja durch ein Hochzeitsgeschenk revanchieren,“ schlug Doktor Wenzel vor.

„Das wäre sehr nett und würde die Leute gewiß freuen,“ stimmte Rüdiger bei.

„Gut! Machen wir! Ich veranstalte jetzt gleich eine Sammlung, wo alle beisammen und hoffentlich in Gebelaune sind. Hätte ich nur einen Teller — wie sagt Shakespeare? Ein Königreich dafür!“

„Sie sollen ihn billiger haben!“ sagte Christa lächelnd. Sie ging und holte einen aus dem Büfett, reichte ihn Doktor Wenzel und fragte: „Aber woher sollen wir ein Geschenk nehmen? Hier in dem kleinen Neste gibt es ja nichts zu kaufen!“

„Da werden Sie schon nach Harzenau gehen müssen,“ riet der Oberförster.

Sogleich begann der lustige Doktor zu singen:

„Drum geht nach Harzenau,  
Da ist der Himmel blau —“

„Aber vor allen Dingen müssen Kapitalien vorhanden sein!“

Er ergriff den Teller und trat mit einer drolligen Bettlermiene seinen Rundgang durch den Saal an.

Als die Gäste den Zweck der Sammlung erfuhren, ließen sie sich gern zu einem kleinen Beitrage bewegen,

und es ergab sich ein nettes Sümmchen für ein Geschenk, als hinterher Peter das Geld zählte.

„Wenn wir uns so nobel machen, können wir auf dem Polterabend erst mal tüchtig Bier trinken und Kuchen essen,“ verkündete er eifrig. Luß Oberkamp sperrte die Augen auf und beschloß im stillen, seinem Munde keine Stiefmutter zu sein, wie Inspektor Knopf sich ausdrückte, indem er Fräulein Haushahn auf seine Miene aufmerksam machte.

„Wer geht morgen mit nach Harzenau und hilft einkaufen?“ fragte Doktor Wenzel.

Da erbot sich einer nach dem andern.

Schließlich versprach der Oberförster, der ohnehin dienstlich in Harzenau zu tun hatte, der jüngeren Gesellschaft auf einem wenig bekannten, verborgenen Kletterpfade als Führer zu dienen, während die älteren Damen verabredeten, einen Wagen zu nehmen, in dem sie dann Trude Behring einen Platz anboten, weil dieser jedes anstrengende Bergsteigen untersagt war.

Wie geplant, wurde alles am folgenden Tage ausgeführt.

In den Häusern des kleinen, weltverlorenen Städtchens Harzenau tauchten neugierige Gesichter hinter den Fenstern auf, als die zahlreiche, lebhafte Gesellschaft aus dem Bramkenberger Schweizerhause auf dem Marktplatz erschien, um dort den kurz zuvor errichteten Brunnen in Augenschein zu nehmen.

Zwei riesengroße, stilisierte Libellen aus Schmiedeeisen

waren als Wasserspender über dem Brunnenbecken angebracht.

Nachher zerstreute sich die Gesellschaft, um sich später im Kaffeegarten eines Wirtshauses wieder zu vereinigen. Die vier jungen Damen, Trude, Christa, Fräulein Wenzel und Fräulein Marzinowski, suchten eine Konditorei auf. Unterwegs versetzte das fabelhaft elegante Sommerkleid der jungen Sängerin die Einwohnerschaft des Ortes in sichtbare Verwunderung. Es kamen zwar fast täglich Kurgäste aus Bramkenberg nach Harzenau, aber ein derartiges Kleid nach der neuesten Mode hatte dort noch niemand getragen.

Auß Mangel an Ortskenntnis gerieten die vier statt in die gesuchte Konditorei in einen minderwertigen Bäckerladen, den ein kleines auf der Straße spielendes Kind ihnen zeigte, weil es, geblendet durch Fräulein Marzinowskis Prachtgewand, auf ihre Frage nicht recht acht gegeben hatte.

In der Bäckerei wurde ihnen zu ihrem großen Ergözen an einer Kommode Kirschkuchen serviert, denn ein Tisch war nicht vorhanden; offenbar verzehrte nie jemand etwas an Ort und Stelle. Der Kuchen, in dessen Kirschen sich noch die Kerne befanden, wurde auf einem Suppenteller gereicht samt einem derben Tischmesser mit schwarzem Holzgriffe.

Da die vier Besucherinnen der nett aussehenden jungen Bäckerfrau, die sie zuvorkommend bediente, nicht den Kummer antun wollten, das Bestellte zurückzuweisen und wieder fortzugehen, verzehrten sie den Umständen angemessen den

Ruchen. Fräulein Marzinowski erzählte nachher den Herren, daß sie gefürchtet habe, vor Lachen an einem Kirschenkerne zu ersticken.

Inzwischen hatten jene sich Hochzeitsgeschenke angesehen und sich nach kurzem Suchen — die Auswahl im „Hauptgeschäft“ des Ortes war nicht groß — für zwei Hirsche aus Terrakotta entschieden, die bestimmt waren, auf dazugehörigen Konsolen als Wandschmuck aufgestellt zu werden.

Der Kaufmann hatte Auftrag erhalten, die Hirsche sogleich in ein verabredetes Wirtshaus zu schicken, wo die Damen sich das Geschenk ansehen wollten. Wenn diese mit der Wahl einverstanden waren, konnte das Paket im Wagen mitgenommen werden.

Als die Tiere ausgepackt und auf der gemeinschaftlichen Kaffeetafel des Wirtshauses zur Besichtigung aufgestellt waren, setzte Fräulein Haushahn ihren Kneifer auf und rief tadelnd: „Aber die gleichen sich ja beide wie ein Ei dem andern! Man könnte sie verwechseln! Wenn wenigstens noch eines davon eine Hirschkuh wäre!“

„O, das können wir ja leicht ändern!“ rief Doktor Wenzel. „Das Geweih steckt nämlich lose im Kopfe. Sehen Sie, so!“

Damit zog er aus dem Kopfe des einen Hirsches das Gehörn heraus, steckte es in die Tasche und sprach: „So, nun ist es eine Hirschkuh!“

„Sie haben doch nichts wie Allotria im Kopfe, Herr Oberlehrer!“ schalt Fräulein Haushahn, während die übrige Gesellschaft lachte.

„Erlauben Sie mal! Wenn das meine Quintaner hörten!“

Die Hirsche wurden nun verpackt und im Wagen sicher untergebracht.

Darauf wurde der Heimweg angetreten, denn es galt, rechtzeitig zum Abendessen zurück zu sein, um den Polterabend nicht zu versäumen. Der Oberförster gesellte sich während der Wanderung häufig zu Christa. Die beiden hatten ein unerschöpfliches Thema gefunden, nämlich Dörchen.

Christa war sehr kinderlieb, und Rüdiger, dessen Herz sehr an seinem kleinen Töchterchen hing, sprach gern von dem Kinde. So kam es, daß die beiden schließlich der übrigen Gesellschaft als Nachzügler folgten, während der schmale Weg, den sie gingen, über Klippen an einem Abgrunde entlang führte.

Christa zögerte und blieb plötzlich stehen.

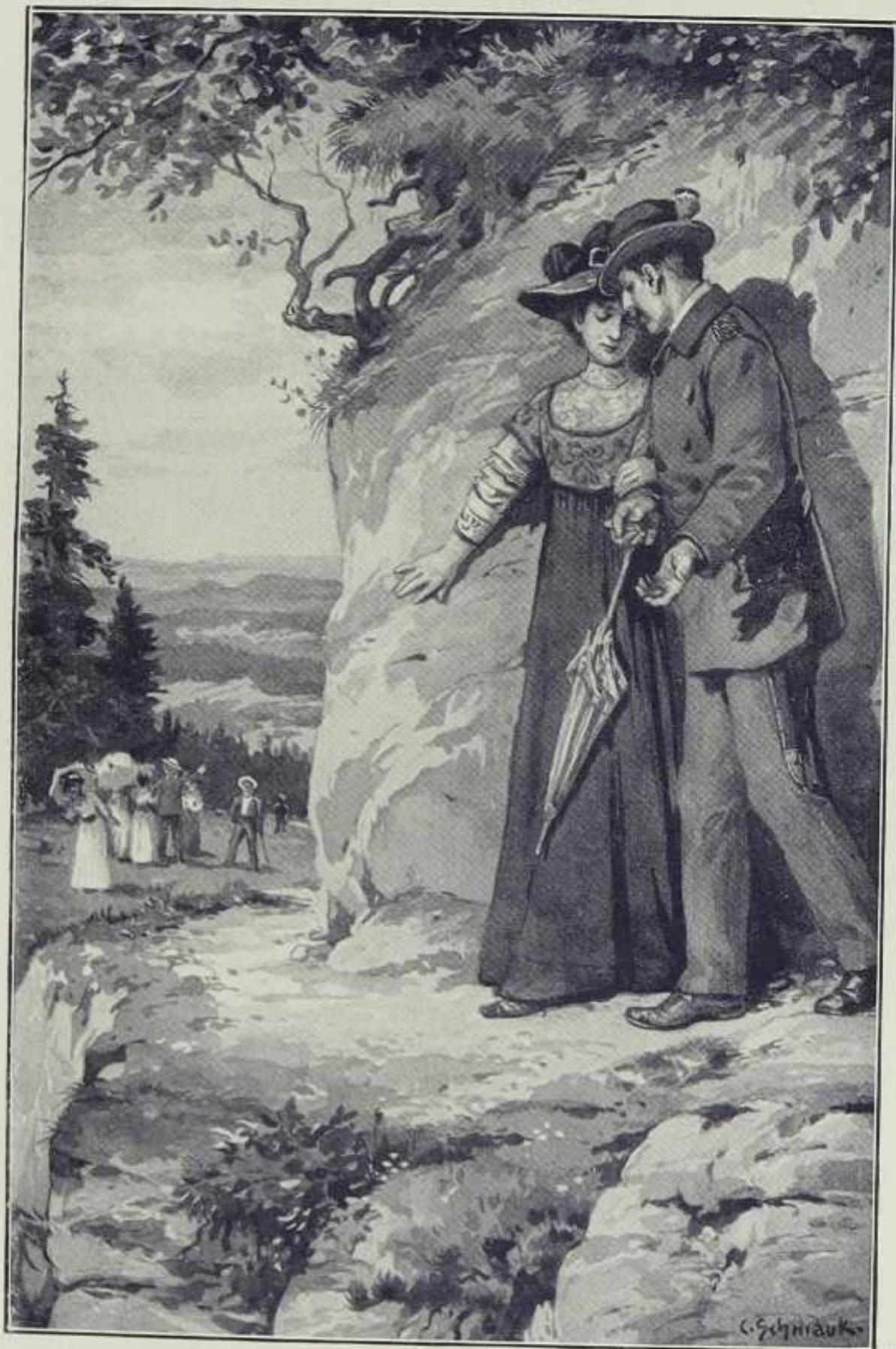
Zur Linken hatte sich der Blick in eine schwindelnde Tiefe aufgetan, und schmaler noch als zuvor führte der Weg um einen Felsvorsprung herum.

„Was ist Ihnen?“ fragte Rüdiger verwundert.

Erblassend sah Christa hilflos zu ihm auf.

„Ich weiß nicht — mir wird immer so leicht schwindlig, wenn es am Wege so tief und steil in ein Tal hinuntergeht,“ stammelte sie ziemlich verwirrt, und ihr Blick, der die Tiefe vermied, irrte angstvoll den Weg zurück, auf dem sie gekommen waren. „Könnte ich nicht umkehren und den Weg gehen, den wir als Hinweg gegangen sind?“

Der Oberförster schüttelte den Kopf.



Christa von Roland. Seite 209.



„Ein solcher Umweg — sollte es nicht gehen, Fräulein von Roland, wenn Sie meinen Arm nähmen? Kommen Sie nur getrost her und vertrauen Sie sich mir an! So! Und nun gucken Sie mit festem Blick immer rechts auf das Gestein, nicht links in die Tiefe, oder, wenn Sie wollen, machen Sie die Augen ganz zu! Ich führe Sie sicher hinüber, verlassen Sie sich darauf!“

Während Christa seinem Rat folgte und sich führen ließ, dachte Rüdiger, was sie doch für ein seltsames Wesen sei. Unabhängig und freiheitsdurstig und dabei furchtsam und schutzbedürftig wie ein Kind! Er fühlte, wie ihre Finger sich angstvoll um seinen Arm klammerten.

„Ich schäme mich sehr, daß ich so albern bin!“ murmelte sie, zwischendurch vor Angst die Zähne zusammenbeißend. „Es ist ja beinahe, als ob Sie eine Blinde führten oder ein uraltes Mütterchen.“

Er aber antwortete freundlich: „Ja, du lieber Himmel, wer hat immer seine Nerven in der Gewalt? Ich habe einen baumstarken Menschen gekannt, einen wahren Riesen, der sich vor nichts fürchtete, aber bei einem Gewitter blaß wurde vor nervöser Angst. So, da sind wir glücklich in Sicherheit. Hier biegt der Weg in die Rasenbreite ein, und eine solche steile Stelle gibt's nun nicht mehr!“

„Ich danke Ihnen vielmals,“ sagte Christa, seinen Arm loslassend, „Sie sind sehr gütig gegen mich gewesen. Glauben Sie, daß ich irgend etwas tun könnte, um diese Schwäche zu überwinden?“

Er lächelte, wie Christa meinte, auf eine besondere

Art, die ihm einen sehr liebenswürdigen Zug verlieh, der für gewöhnlich unter dem Ernst seiner Miene verborgen blieb.

„O ja, mein gnädiges Fräulein! Dann müßten Sie sich Goethe zum Vorbilde nehmen. Der soll auch an Schwindelanfällen gelitten haben, aber so oft auf das Straßburger Münster gestiegen sein, bis er den Blick in die Tiefe ertragen konnte. — Aber wartet da nicht unsere Gesellschaft auf uns? Erlauben Sie mal, die scheinen nicht zu wissen, wo es weiter geht, der Weg teilt sich da nämlich!“

Mit einigen raschen Schritten eilte er seiner Begleiterin voraus an die Spitze der ratlosen Schar, der er von nun an, neben Fräulein Marzinowski voranschreitend, den Weg wies. Christa gesellte sich zu den übrigen.

Trude Gehring empfing sie mit einem spöttischen Lächeln.

„Ich habe vorhin bei den Klippen eine Vision gehabt, Fräulein von Roland,“ begann sie in dem herablassenden Tone, der darauf angelegt schien, Christa zu reizen und diesen Zweck auch selten verfehlte, „es sah aus, als ob Sie mit Herrn Oberförster Arm in Arm einherwandelten. Nicht wahr, Fräulein Wenzel?“

„Sie glauben das gesehen zu haben, Fräulein Gehring? Ich habe leider keine scharfen Augen.“

Christa wurde rot vor Ärger.

„Der Herr Oberförster war in der That so freundlich,

mich an der schwindelerregenden Stelle dort oben vorüberzuführen.“

„Am Arme? So ängstlich sind Sie?“

Christa drehte ihr schweigend den Rücken zu und ging weiter.

„Sie werden mit Verachtung gestraft!“ flüsterte Fräulein Wenzel lächelnd.

„Mich soll wundern, wie es der bei fremden Leuten gehen wird!“ zischte Trude ärgerlich.

Nach beendetem Abendessen erhob sich Doktor Wenzel von seinem Plaze und rief im Kommandotone: „Bitte gefälligst acht zu haben, meine Herrschaften! Alle Mann an die Gewehre, ich wollte sagen an die Klapptöpfe.“

Allgemeine Heiterkeit folgte der Aufforderung.

Peter hüpfte vor Entzücken und hielt sich die Seiten vor Lachen über die „Klapptöpfe“.

Jeder holte nun die bereitgehaltenen Scherben herbei, und im bunten Zuge ging die Gesellschaft nach dem Hochzeitshause.

Über den Zaun der Oberförsterei schauten die Rätin und Rüdiger mit Dörchen auf dem Arme belustigt dem scherzhaften Treiben zu, dem der Oberförster mit Rücksicht auf seine Stellung selbstverständlich seine Beteiligung versagen mußte.

Das Hochzeitshaus war mit Girlanden aus Tannenzweigen bekränzt, und die Töne einer Ziehharmonika klangen aus den geöffneten Türen und Fenstern ins Freie. Vor der Gartentür standen einige gepuhte Mädchen, und hinter

den rotblühenden Bohnenranken einer Laube im Garten saßen erwachsene junge Leute ebenfalls in festlichem Puz und schäkerten miteinander. Vor dem Hause führte eine steinerne Brücke über den Fluß, der Bramkenberg durchströmt.

Dort nahmen auf Doktor Wenzels Anordnung die Schweizerhäusler, wie er sie nannte, Aufstellung, und auf sein Kommando schleuderten sie alle auf einmal ihre Klappötte gegen das Steingeländer der Brücke.

„Unserer hat am lautesten geknallt,“ prahlte Gebhard Bruhn, „nicht wahr, Luz? Man konnte ihn deutlich heraushören!“

Die beiden hatten nämlich zusammen einen großen, gesprungenen Steintopf herbeigeschleppt und mit solcher Wucht gegen das Geländer geworfen, daß sie um ein Haar dabei zu Boden gepurzelt wären.

Ein Ziegenbock, der unterhalb der Brücke an einen Baum angebunden war und bisher friedlich und unbekümmert um die Festlichkeit in seiner Nähe gegrast hatte, erschrak so sehr über das Bombardement, das man über seinem Kopfe eröffnete, daß er einen beträchtlichen Luftsprung machte.

Der Lärm hatte die Hochzeitsgäste vor die Haustür und an den Zaun gelockt.

Ein halbwüchsiges Mädchen, dessen blondes Haar spiegelglatt geflochten war, und das zu einer rosenroten Bluse einen veilchenblauen Rock von greller Farbe trug, kam mit einem Teller herbeigelaufen, auf dem riesige

Ruchenstreifen kreuzweis zu einem hohen Haufen aufgeschichtet waren. Ihr folgte ein junger Bursche mit einem Tablett voll gefüllter Biergläser. Des Oberförsters Voraussagung traf ein: jedem der Besucher wurde ein Glas Bier und ein „Ruchenbalken“, wie Doktor Wenzel es nannte, aufgenötigt.

Unter Lachen und Scherzen wurde beides verzehrt. Wer nicht mit dem großen Stück fertig werden konnte, gab es an die Kinder weiter, in denen man sehr beglückte Abnehmer fand.

Trude Gehring stieß Peter an und deutete auf Luz Oberkamp. Der hatte in jeder Hand ein Stück Ruchen und ein drittes vor sich auf einem Staketpfosten liegen, das er nicht aus den Augen ließ, während er abwechselnd von den beiden andern abbiß.

„Lassen Sie ihn nur!“ sagte Fräulein Haushahn begütigend. „Mit unserem noblen Hirschpräsent bezahlen wir morgen die Bewirtung hinreichend!“

„Warum warten wir eigentlich bis morgen damit?“ erkundigte sich Trude.

„Ich glaube, Fräulein Haushahn will für die feierliche Überreichung schnell noch ein Gedicht machen,“ antwortete Peter.

„Pst! Nicht so laut!“ warnte Fräulein Pick. „Fräulein Haushahn will nämlich erst mal versuchen, ob es ihr gelingt. Bis sie das ausprobiert hat, soll es ein Geheimnis bleiben!“

Sehr befriedigt von ihrer Beteiligung am Poltern traten die Schweizerhäusler ihren Rückzug an.

Am andern Morgen erschien Fräulein Haushahn beim Frühstück mit einem Blatt Papier in der Hand, das wie eine Rechnung aussah, auf dem aber nichts anderes als das versprochene Gedicht aufgeschrieben stand. Inspektor Knopf nahm es ihr ab und trug es vor. Es lautete:

„Wir plagten uns das ganze Jahr  
In unserm Amt nicht wenig,  
Nun kommt die schöne Ferienzeit,  
Da sind wir froh wie'n König.

Aus Nord und Süd, aus Ost und West  
Sind wir zum Harz gekommen,  
Und wo sich Freude blicken läßt,  
Wird fröhlich teilgenommen.

Bei euch ist Freude eingelehrt,  
Wir sehn euch froh beglückt,  
Es steht das Haus mit Tannengrün  
Zum Hochzeitsfest geschmückt.

Und wie die frohe Mär erschallt,  
Ertönt's aus allen Kehlen:  
Wo lustig feiert jung und alt  
Da dürfen wir nicht fehlen!

Ihr nahmt uns freundlich auf und habt  
Die ungebet'nen Gäste  
Mit Hochzeitskuchen reich gelabt,  
Erquickt mit Trank vom Feste.

Zum Dank für eure Gastlichkeit  
Seid nun von uns beschenkt,  
Damit ihr noch in späterer Zeit  
Der Schweizerhäusler denkt!“

Lebhafter Beifall lohnte dem verschämt lächelnden Fräulein Hausbahn für ihre Leistung.

Oberförster Rüdiger, der gerade vor der offenstehenden Saaltür vorüberging und sich mit einem scherzenden Zuruf nach der Ursache des Lärms erkundigte, mußte hereinkommen und die Dichtung kennen lernen.

„Wie geschickt Sie die Sache eingeleitet haben,“ lobte er, „indem Sie den Leuten zu Gemüte führen, daß die Sommerfremden daheim weit davon entfernt sind, die liebe Zeit totzuschlagen, wie man wohl fälschlich annehmen könnte, wenn man die Herrschaften hier den ganzen Tag in Feld und Wald umherstreifen sieht. Ich habe es oft gedacht, wie wohl den Arbeitern in den Steinbrüchen hier im Harze zumute sein mag, wenn sie im Schweiß ihres Angesichts, mitten in ihrer harten, gefährvollen Arbeit seitwärts auf die Chaussee blicken und die gepukten Städter in ihren Equipagen vorüberkommen sehen. Wer will es den Leuten verdenken, wenn sie Betrachtungen anstellen, die sie mit Groll über ihr hartes Loß erfüllen?“

„Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Oberförster, dasselbe habe ich auch gedacht!“ stimmte Fräulein Pick ihm triumphierend bei.

„Dann meinen Sie also, daß es unrecht sei, in einer Equipage einherzufahren?“ erkundigte sich Trude Gehring in herausforderndem Tone.

Ein kühler, verwunderter Blick Rüdigers traf sie.

„Das kann meine Meinung nicht sein, gnädiges Fräulein! Ich will nur sagen, daß wir nicht nur an unser

Behagen, sondern recht oft auch an arme, benachteiligte Mitmenschen denken sollen. An Gelegenheit dazu fehlt es wohl niemand, der es ehrlich meint mit solchem Vorsatz. Ihnen aber, Fräulein Haushahn, mein aufrichtiges Kompliment, daß Sie sich so gut in den Gesichtskreis meines Forstarbeiters Ullmers Pötter hineinzuversetzen verstanden haben!"

Fräulein Haushahn strahlte.

Der Inspektor erbot sich, die Verse vorzutragen. Trude Behring sah sehr ungnädig aus ob der Zurechtweisung, die sie soeben erhalten hatte.

Als der Oberförster sich empfohlen hatte und die Treppe von der Galerie nach dem Garten hinabschritt, traf ihn ein warmer, anerkennender Blick aus Christas Augen, die von ihrem Platze aus dem Gespräch gelauscht hatte. Sie saß in einem schattigen Winkel auf dem Feldstuhle und lernte Kirschen aus, von denen sie einen Korb voll neben sich stehen hatte.

Rüdiger blieb neben ihr stehen.

„Womit machen Sie denn das?“ fragte er.

Sie wies ihm ein winziges Blechlöffelchen, dessen runde, erbsengroße Kelle ein kleines Loch zum Abfließen des Saftes enthielt.

„Damit geht es vorzüglich!“ erwiderte sie. „Sehen Sie her, so mache ich's!“

„Wer hat Sie denn so dekoriert?“ fragte er lächelnd.

„Ach, die Ohrringe meinen Sie? Die hat mir Gebhard angehängt.“

Und sie griff zu, um die Kirschen, die über ihren Ohrmuscheln hingen, zu entfernen.

„Bitte, lassen Sie doch! Nicht fortnehmen! Es sieht allerliebste aus!“ wehrte er ihr schnell und streckte die Hände aus, um ihr Adieu zu sagen.

Da schüttelte sie den Kopf, wies ihm lächelnd die mit Kirschsaft besleckten Finger und sagte:

„Kann meine Hand nicht geben,  
Dieweil ich eben lad' —“

Lachend verneigte er sich und ging von dannen.

Nachmittags fand die Überreichung des Geschenkes statt. Man hatte verabredet, damit zu warten, bis die Hochzeitsgesellschaft aus Oberbramkenberg von der Trauung zurückgekehrt sei. Dann wurde rasch alles ins Werk gesetzt.

Doktor Wenzel nahm einen der Hirsche, Fräulein Haushahn den andern, Luß und Gebhard beluden sich mit den Konsolen, und allen voran schritt der Inspektor Knopf mit dem Konzept der Dichtung. Sie ließen das junge Ehepaar bitten, in den Garten zu kommen. Erstaunt und verlegen erschienen die beiden, und neugierig drängte die Hochzeitsgesellschaft ihnen nach.

Allmers Pötter, der sehr stattlich ausfah in seinem Bräutigamsstaat, hielt seine Auserwählte an der Hand. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid und einen kleinen, runden grünen Myrtenkranz auf dem blanken, glattgescheitelten Haar.

Inspektor Knopf trat vor, winkte Fräulein Haushahn

und Doktor Wenzel zu sich heran, warf den beiden Jungen mit den Konsolen einen Drohblick zu, da sie nicht gleich rechtzeitig zur Stelle waren, und hielt dann seinen Vortrag.

Das aufmerksam lauschende Paar empfing sichtlich überrascht das Geschenk und drückte allen dankbar die Hände, ohne sonderlich viele Worte zu machen.

Die Schweizerhäusler kehrten dann schleunigst heim, Luz und Gebhard als Nachzügler.

„Ich hoffte, daß man uns noch einmal Kuchen geben würde!“ murrte Luz enttäuscht.

Am andern Tage erschien Allmers Pötter mit der Bitte um eine Abschrift des Gedichtes, die gern gewährt wurde.

Inspektor Knopf, als kundiger Mann auf dem Gebiete des Schönschreibens, verfertigte sie, und Fräulein Haushahn verzierte das Blatt mit einem gemalten Myrtenzweige.

Bald nachher brachte Fräulein Haushahn in Erfahrung, daß das junge Paar sich das Blatt habe einrahmen lassen, und daß es nun zwischen den beiden Hirschen an der Wand hänge. — — —

Wenn jemand einige Monate früher Christa vorausgesagt hätte, daß sie mit wehmütigem Trennungsbängen nach den entschwindenden blauen Bergen des Harzes zurückschauen würde, während der Schnellzug sie nach Berlin entführte, so hätte sie die Prophezeiung mit ungläubigem Lächeln bezweifelt. Nun stand sie am Fenster des unaufhaltsam von dannen fahrenden Eisenbahnzuges, in der

Hand den bunten, welkenden Wiesenblumenstrauß, den ihr Dörchen Rüdiger zum Abschied gebracht hatte, und mühte sich mit angestrengtem Blick, den letzten zarten Schimmer des Brockengipfels zu erspähen und festzuhalten, der fern, fern mit den Wolken des Himmels in blauem Glanze verschwamm.

Das enge Wiesental, wo himmelanragende, düstere Tannen die Bergwände bestanden und am Abend das Dorf in kühlem Schatten begruben, war Christa von Roland in wenigen Wochen zu einer zweiten Heimat geworden.

Wie lieb und freundlich hatten sich beim Abschied alle Schweizerhausgäste gegen sie gezeigt!

Mit großem Geleit war sie zum Bahnhof gewandert, und viele flatternde Taschentücher hatten dem Zuge nachgewinkt, der sie von dannen trug in die Fremde, die weite, unbekannte Welt, nach der so lange schon ihr Sehnen stand.

Better Peter hatte ihr auf dem Bahnhofe noch eine Tafel Schokolade aus dem Automaten geschenkt, der gute Junge! Den Groschen mußte er sich an seinem karglichen Taschengelde abdarben, denn Tante Thea hielt ihre Söhne ziemlich knapp.

Außer Luz Oberkamp, der mit seiner Großmutter bereits abgereist war, hatten sich alle auf dem Bahnhofe eingefunden, sogar Trude Gehring; aber von ihr wußte Christa nur zu gut, daß sie nur den Geschwistern Wenzel zu Gefallen mitgekommen war, an die sie sich in letzter Zeit auffallend angeschlossen hatte.

„Liebes Kind,“ hatte Fräulein Haushahn am Tage

von Christas Abreise zu ihr gesprochen — sie hatte nämlich die Eigenheit, jedermann, bei dem es irgend anging, so anzureden, Peter behauptete, sie habe sogar zu einem Gepäckträger „liebes Kind“ gesagt — „ich habe Ihnen da eine kleine Aquarellskizze vom Bramkenberger Tale gemalt, vielleicht macht es Ihnen Spaß, das Blättchen zum Andenken mit nach Berlin zu nehmen.“

Freudig überrascht hatte Christa das Bildchen betrachtet. Das Schweizerhaus, die Oberförsterei und noch einige benachbarte malerische Häuser waren darauf zu sehen, sonnenbeschienen und in leuchtendes Grün gebettet. Zwar erinnerte das Kunstwerk nach Doktor Wenzels kritischer Ansicht bedenklich an ein Spinatfeld, Christa jedoch hatte Tränen in den Augen, als sie der gütigen Geberin ihren Dank aussprach, so sehr freute sie sich über das Geschenk. Und nun trug der Schnellzug sie unwiderruflich der Fremde zu.

Als die blauen Berge hinter den Horizont der Ebene hinabgeglitten waren, verdrängte erwartungsvolle Spannung in Christas Herzen die Wehmut der Trennung. Sie begann ihr Augenmerk auf die Gegend zu richten, die der Zug durchheulte.

Mit kindlichem Entzücken staunte sie Flüsse und Seen an und freute sich über die großen Frachtkähne und kleinen Dampfer, die es in ihrer Heimat nicht gegeben hatte.

Potsdam und Sanssouci kamen in Sicht und erregten neue Bewunderung.

Als dann aber vollends das Häusermeer der Reichs-

hauptstadt auftauchte, als schwindelnd hohe Bauten, über und über bedeckt mit Plakaten, blumengeschmückten Loggien und Balkonen vorüberflogen, als das Gewirr der Stadtbahnbogen, elektrischen Bahnen, Omnibusse, Droschken und Automobile sich vor den Augen des Provinzkindeß entfalteten und der Lärm der Großstadt an ihr Ohr schlug, da kannte Christas Staunen keine Grenzen.

Betäubt und beklommen entstieg sie schließlich am Nachmittage der Droschke, die sie und ihr Gepäck nach der Kleiststraße befördert hatte, wo Major Märtens wohnte. Ein Bursche öffnete auf ihr Klingeln die Eingangstür.

„Ach so!“ sagte er, nachdem Christa ihren Namen genannt hatte, und sein dummpfiffiges Bauerngesicht erhellte ein Lächeln aufdämmernden Verständnisses, „das neue Gesellschaftsfräulein! Ich soll bestellen, die Herrschaften wären nicht zu Hause, nur das gnädige Fräulein Selma ist da; aber die liegt ins Bett.“

Ein wenig bestürzt blickte Christa den Burschen an, doch faßte sie sich schnell und bat ihn, ihren Koffer heraufzuholen, den der Kutscher unten in den Hausflur gesetzt hatte. Während dies geschah, erschien ein Hausmädchen.

„Wollen Sie mich in mein Zimmer führen!“ wandte sich Christa an dieses, das sie mit merklicher Neugier musterte.

„Ja, wenn Fräulein mitkommen will.“

„Fräulein?“ dachte Christa, „einfach Fräulein?“ Der Bursche hatte doch von der bürgerlichen Haustochter als gnädigem Fräulein gesprochen. Sie fand, daß die Dienst-

boten wohl hätten angewiesen werden können, auch sie so anzureden.

Sie folgte dem Mädchen über einen langen, düsteren Korridor, bis dieses eine Thür öffnete und zurücktrat, um sie vorangehen zu lassen. Ein schmales Hinterzimmer, das an den Innenraum eines Omnibusses erinnerte, tat sich vor der Eintretenden auf. Das einzige Fenster führte auf einen engen Lichthof hinaus, und zwar rechtwinklig zu einem Küchenfenster des Nachbarhauses, aus dem Lärm, Lachen und Geklapper von Geschirr herübertönte, als Christa hinzutrat und einen Flügel öffnete.

„Das Fenster wird Fräulein wohl zulassen müssen!“ erlaubte sich das Mädchen hinter ihr zu bemerken. „Danebenan ist immer Radau, und da braten sie auch alles mit Zwiebeln, das riecht dann ins Zimmer herein.“

„Aber ich muß doch frische Luft haben!“ erklärte Christa. Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Det is hier nu mal so in Berlin!“ versetzte sie dreist. „Im Harze is et jewiß schöner?“

Sie erhielt keine Antwort.

Der Koffer wurde gebracht und mit Mühe ein Plätzchen ausfindig gemacht, wo er stehen konnte. Dann entfernten sich die Dienstboten, und Christa war sich selber überlassen.

Sie stand und betrachtete die dürftige, zusammengesuchte Einrichtung des Zimmers. Die Luft war dumpfig und warm; Christa meinte, ersticken zu müssen.

Mit einem tiefen Seufzer setzte sie sich auf ihren

Koffer, und wie eine Fata Morgana dem Wüstenwanderer, so erschien ihrem inneren Blick das kühle, tannenumkränzte, wasserdurchrieselte Wiesental, das sie am Morgen verlassen hatte.

Aber schnell raffte sie sich auf, um sich zunächst am Waschtische zu erfrischen, so wenig auch in der That das abgestandene, lauwarne Wasser, das sie dort vorfand, dem Zweck genügte.

Dann packte sie ihren Koffer aus und räumte ihre Kleider in das wackelige Spind, das einen beträchtlichen Teil des Zimmers einnahm und ausfah, als ob es vornüberfallen wollte.

Auch eine schäbige, wurmstichige Kommode war vorhanden. Aber nur zwei Schubfächer ließen sich öffnen, und zwar mittels eines an einem Bindfaden daranhängenden Schuhknöpfers. Das dritte, vermutlich zu anderweitiger Benutzung bestimmte, war verschlossen.

„Merkwürdige Einrichtung!“ dachte Christa kopfschüttelnd.

Als sie mit dem Einräumen fertig war, klingelte sie dem Mädchen.

„Hat Frau Major keinerlei Aufträge für mich zurückgelassen?“ fragte sie.

„O doch! Im Speisezimmer stände Kaffee für Fräulein. Und wenn das gnädige Fräulein Selma aufgewacht wäre, sollte ich Fräulein hinbringen. Aber Fräulein Selma sagte eben, sie hätte keine Lust, das Fräulein zu sehen.“

„Goo?“

Christa errötete vor Unwillen.

„Zeigen Sie mir also zunächst das Speisezimmer,“ bat sie, und bei sich dachte sie: „Das sind ja hier recht nette Zustände!“

„Was fehlt denn Fräulein Selma?“ erkundigte sie sich unterwegs, „doch nichts Ernstliches?“

Das Mädchen verzog den Mund zu einer unehrerbietigen Grimasse.

„Ach wo!“ sagte es in wegwerfendem Tone, und fügte dann in plump vertraulicher Manier, die Christa sehr unangenehm berührte, hinzu: „Die stellt sich nur so an!“

Christa reckte ihre schlanke Gestalt und zeigte eine hoheitsvolle Miene.

„Schon gut. Sie können gehen.“

Dann sah sie sich in dem geräumigen Zimmer um, in dessen Mitte auf einem großen Eßtische ein Imbiß für sie bereit stand.

Während Christa sich zum Kaffeetrinken nieder setzte, machte sie sich so manchen Gedanken über die unangenehme Zudringlichkeit des Mädchens, die es ihr unmöglich gemacht hatte, weitere Erkundigungen nach ihrer zukünftigen Pflegebefohlenen einzuziehen, deren Verhalten sie recht sonderbar fand.

Der Kaffee war abgestanden und offenbar, nach der großen Kanne zu schließen, der Rest eines Familiengetränkens von der Art, die Christa und ihr Vetter Peter scherzweise „Grundsuppe“ zu nennen pflegten, wenn sie einmal von Bramkenberg aus eine Partie gemacht und

unterwegs in fremden Wirtshäusern strenge Kritik geübt hatten an Speisen und Getränken.

„Sie werden sich nach den Fleischöpfen Ihrer Tante zurücksehnen!“ So hatte der Inspektor Knopf Christa prophezeit, weil er einmal schlechte Erfahrungen in Berlin bezüglich der Beköstigung gemacht hatte. Daran mußte Christa nun denken, als ihr die erste Mahlzeit in der Reichshauptstadt so wenig mundete.

Sie genoß nicht viel, setzte sich dann ans Fenster und sah auf die Straße hinab, die ruhig und vornehm schien, und wo nichts Bemerkenswerthes zu sehen war.

Nach einer Weile kam das Mädchen wieder und räumte das Kaffeegeschirr vom Tische ab, wobei sie verstohlen forschende Blicke auf Christa warf.

„Ach ja, Fräulein wird sich hier wohl langweilen!“ begann sie plötzlich mit einem Seufzer. „Die vorige konnte es ja hier auch nicht aushalten. Die Herrschaften sind eigentlich den ganzen Tag unterwegs, und Fräulein Selma ist so eigen! Ach ja, die ist recht wunderbar!“

Christa erhob sich langsam von ihrem Plaze und verließ schweigend das Zimmer. Das Mädchen sah ihr verblüfft nach. Dann bürstete es eilig die Krumen vom Tischtuche und kehrte in die Küche zurück.

„Na, das ist aber mal 'ne Hochnäsige, die wir da gekriegt haben!“ verkündete es draußen der Köchin.

„Da kommen die Herrschaften nach Hause!“ erwiderte jene, nach der Eingangstür hinhorchend.

Kurze Zeit nachher klopfte das Hausmädchen an

Christas Zimmertür und meldete, daß Frau Major das Fräulein im Salon erwarte.

„Endlich wird jemand sichtbar!“ dachte Christa. „Man könnte sich ja hier nachgerade wie in einem verzauberten Schlosse vorkommen, das heißt, wenn die Umgebung etwas mehr danach angetan wäre.“

Dabei streifte ihr Blick im Vorbeigehen den Schuhknöpfer an der Kommodenschieblade. Das Herz klopfte ihr vor Erwartung, man wurde wirklich ganz nervös in diesem sonderbaren Haushalte.

Dann öffnete das Mädchen eine Flügeltür; Christa stand der Dame des Hauses gegenüber.

„Willkommen, liebes Fräulein, herzlich willkommen! Was mögen Sie nur gedacht haben, daß wir Sie so allein ließen? Aber es war unmöglich, es anders einzurichten, gänzlich unmöglich! Bitte, setzen Sie sich doch, liebes Fräulein, und lassen Sie uns erst einmal miteinander reden! Ich war nämlich mit meiner ältesten Tochter bei Schulte, wo ein Porträt von einer Bekannten ausgestellt ist, das wir durchaus nicht verfehlen durften — ach, man ist ja so gehebt, davon machen Sie sich gar keinen Begriff, wirklich unglaublich gehebt; jede Stunde des Tages von früh an ist besetzt; das ist in der Tat schlimm auf die Dauer!“

Hier machte die Sprecherin endlich einmal einen Punkt in ihrer mit großer Zungenfertigkeit hervorgesprudelten Rede und schöpfte seufzend Atem.

Christa hatte sie während ihres Wortschwallls be-

trachtet. Frau Major Märtens war eine kleine, sehr bewegliche und lebhafte Frau mit einem scharfen Profil, gebogener Nase und hellen, klugen Augen unter einer kunstvoll geordneten Frisur aus grauem Haar. Ihr schnarrendes Organ erinnerte an ein Uhrwerk.

„Sie haben sich mit unserm armen Selmchen schon ein wenig angefreundet?“

„Bedaure, gnädige Frau, Fräulein Selma hat mich gar nicht vorgelassen.“

Die Majorin wechselte die Farbe, von der Mitteilung sichtlich sehr peinlich berührt.

„Ach, dies Kind! Liebes Fräulein, wenn Sie wüßten, welch ein bezauberndes, liebenswürdiges Geschöpfchen Selma war, ehe sie dieser unglückselige Unfall traf!“

„Davon weiß ich nichts — welcher Unfall?“ stammelte Christa beklommen.

„Ach, hat Ihnen meine Schwägerin nichts davon gesagt? Das hatte ich nicht vermutet, dazu wäre sie doch eigentlich verpflichtet gewesen! Meine arme Selma ist nämlich schwer herzleidend, dazu an einem Fuß gelähmt! Wir erlitten im vorigen Jahre einen Automobilunfall, wurden aber sämtlich glücklich vor Schaden bewahrt, außer Selma, die uns seitdem schlimme Sorgen bereitet.“

Christa war blaß geworden.

„Ich wußte nur, daß Fräulein Selma kränklich sei! Mehr habe ich von Ihrer Frau Schwägerin nicht erfahren —“

„In der Tat? So, so! Nun, das ändert hoffent-

lich nichts an unserm guten Einvernehmen! Sie sollen mal sehen, Sie werden Selma schon gefallen. Das Kind schwärmt nämlich sehr für hübsche, elegante Erscheinungen und — ach, da ist ja auch meine älteste Tochter! Liebe Melanie, ich möchte dich mit Fräulein von Roland bekannt machen; komm doch bitte mal einen Augenblick herein.“

Auf der Schwelle zum Nebenzimmer erschien eine junge Dame, die ebenso alt wie Christa sein mochte.

Die beiden Altersgenossinnen sahen einander überrascht an. Ihre Gedanken betrafen genau die entgegengesetzten Eindrücke.

„O, wie hübsch ist die!“ dachte die eine.

„Ist die aber häßlich!“ die andere.

Auch Melanie Märtenz trug Reformkleidung, aber diese Tracht eignete sich nicht für ihre kleine, untersetzte Figur. Das weiße Tenniskostüm, Rakett und Sportmütze gaben ihrer Erscheinung etwas Groteskes. Dazu das breite, farblose Gesicht mit dem unliebenswürdigen Ausdruck — Christa meinte, seit lange nicht einem Wesen begegnet zu sein, das auf den ersten Blick so unsympathisch erschien.

Fräulein Melanie erledigte die Begrüßung sehr kurz. Raum, daß sie die notwendigsten Höflichkeitsfragen nach Christas Reise tat und dann kurz erklärte, daß sie längst beim Tennis erwartet würde, worauf sie sich flüchtig verabschiedete.

„Ich denke, wir gehen nun zu Selma,“ sagte die Frau

Major, indem sie sich schnell und elastisch von ihrem Sessel erhob und Christa einen Wink gab, ihr zu folgen.

„Nun, mein armes Herzchen, ist dein Kopfwegh noch immer nicht besser?“

Mit diesen Worten betrat die Mutter das verdunkelte Gemach, wo Christa, nachdem ihre Augen sich erst an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, auf einem Ruhebette die Gestalt eines jungen Mädchens wahrnahm, das kaum dem Kindesalter entwachsen war, und dessen Blässe und Zartheit Christa erschreckend dünkte.

„Selmchen,“ fuhr die Mutter zärtlich fort, indem sie sich über die Kranke beugte, „deine Gesellschafterin ist angekommen, hier bringe ich sie dir! Willst du sie nicht begrüßen, mein Kind?“

„Ich brauche keine Gesellschafterin!“ antwortete eine trozige Stimme, halberstickt durch ein Seidenkissen, in das die Sprecherin ihr abgewandtes Gesicht vergraben hatte.

Frau Major Märtenß schüttelte den Kopf und richtete einen Blick gen Himmel, als wolle sie ihn zum Zeugen anrufen für die Prüfung, die ihr durch Selmas Benehmen auferlegt sei.

„Hier bleibe ich nicht, solche Ungezogenheit lasse ich mir nicht gefallen!“ dachte Christa in heller Entrüstung.

„Mich hat doch kein Mensch lieb, und um mich kümmert sich ja doch niemand!“ fuhr die trozige Stimme fort, und nun kam es Christa vor, als ob die Sprecherin zu weinen beginne. Großes Mitleid schlich sich in Christas Herz.

Frau Major Märtenß trat von dem Ruhebette

zurück ans Fenster und sah nach ihrer Uhr, die sie hastig hervorzog.

„Es hilft nichts,“ sprach sie im Flüstertone voller Eile, „ich habe leider keinen Augenblick mehr zu verlieren; man erwartet mich in einer Sitzung, wo ich nicht fehlen darf. Ich bin nur nach Hause gekommen, um Sie zu begrüßen. Tun Sie mir den Gefallen, liebes Fräulein, versuchen Sie, mit Selma fertig zu werden! Ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie sich mit ihr befreunden könnten. Adieu, mein Selmchen, bis heute abend! Mich ruft die Pflicht!“

Ihr Seidengewand rauschte über die Schwelle.

Christa blieb zurück in dem halbdunkeln Zimmer mit der widerspenstigen Patientin und hatte durch ihr Schweigen genug Zeit, über die Aufgaben, die kommen würden, nachzudenken.

Aber gerade der Widerstand, auf den ihr ehrlicher, guter Wille hier traf, reizte ihre energische Natur und weckte ihre Tatkraft. Ohne erst Selma um Erlaubnis zu fragen, ging sie rasch ans Fenster und zog einen der Vorhänge zurück.

„Was soll denn das? Das kann ich aber nicht vertragen!“ wehklagte Selma im Tone eines eigensinnigen, verzogenen Kindes.

Aber Christa kümmerte sich nicht um ihren Einspruch. Mochte es jetzt biegen oder brechen, sie würde schonungslos vorgehen und um ihre Stellung kämpfen. Sie zog einen Stuhl herbei, setzte sich an Selmas Lagerstatt und begann, sich innerlich zur Ruhe zwingend: „So! Nun sehe

ich Sie doch wenigstens mal! Ich weiß ja sonst, wenn ich morgen wieder abreise, gar nicht, wie Sie eigentlich ausgesehen haben! Denn, nicht wahr, meine Abreise scheinen Sie doch dringend zu wünschen?"

Christa erhielt keine Antwort.

Selma hatte ihr das blasse Gesicht zugewendet und betrachtete sie mit unverhohlenem Staunen. Lächelnd begegnete Christa dem Blick.

„Nun, was denken Sie jetzt von mir? Möchten Sie mir das nicht mal sagen?“ fragte sie freundlich.

„Daß ich Sie eigentlich recht gern leiden mag!“

Christa traute ihren Ohren nicht. Der schmollende Ton und die widerwillige Miene, mit denen das Geständniß vorgebracht wurde, stand in einem so drolligen Gegensatz zu seinem Inhalt, daß Christa in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Na, sehen Sie wohl!“ frohlockte sie, als ob sie zu einem kleinen Kinde spräche, „ich Sie nämlich auch, obgleich Sie mich nicht sehr lebenswürdig aufgenommen haben. Aber das kommt nun hoffentlich noch! Wie wär's, wenn Sie ein wenig aufstünden? Ich helfe Ihnen gern dabei.“

Aber Selma rührte sich nicht, sondern fuhr schweigend und regungslos fort, Christa anzustarren.

„Wissen Sie nun bald, wie ich aussehe?“ fragte diese lächelnd in neckendem Tone, „und soll ich gehen oder bleiben?“

Statt der Antwort brach die Kranke plötzlich in Tränen aus. Da ergriff Christa ihre Hand und streichelte sie.

Es war, als ob diese Liebkosung die Lippen des unglücklichen Kindes entsiegelte, die zuvor der Troß und Gram verschlossen gehalten.

„Ach!“ schluchzte es in leidenschaftlichem Kummer, „Sie werden ja doch nicht hierbleiben! Drei Gesellschafterinnen sind schon hier gewesen, aber alle sind wieder fortgegangen! Es ist hier allen zu langweilig und zu traurig bei mir. Und Papa hat mich auch gar nicht lieb, und Mama und Melanie sind nie zu Hause — ach, wär' ich doch lieber längst schon gestorben!“

Tief erschüttert durch den heftigen Schmerzensausbruch des armen, vor ihr liegenden frankten Geschöpfes, fuhr Christa schweigend fort, die schmale, kindliche Hand zu streicheln, die sich zuckend aus ihrer zu lösen strebte, bis sie sich schließlich willig liebkosen ließ.

Das Schluchzen wurde allmählich schwächer, die Tränen versiegten, und schließlich trocknete sich Selma beruhigt und erleichtert die Augen.

„So!“ sagte Christa in einem munteren Tone, der ihr eigentlich gar nicht von Herzen kam, denn das Herz war ihr schwer genug, „nun wollen wir beide uns mal was von einander erzählen, erst ich Ihnen und dann Sie mir, damit wir doch wissen, was wir von einander zu halten haben! Nicht wahr? Sie müssen nämlich wissen, liebe Selma, daß es mir auch schon traurig gegangen ist in meinem Leben. Ich bin ohne Mutter und Geschwister aufgewachsen und habe meinen lieben Vater vor wenigen Monaten verloren. Daß Sie sagen, Ihr Vater hätte

Sie nicht lieb, ist gewiß Übereilung und kommt von der Bitterkeit, mit der Sie ins Leben schauen, weil Sie krank sind. Wenn aber Ihre Mama und Ihre Schwester wenig Zeit für Sie haben, so bin ich doch nun da und bin ja zu dem Zwecke gekommen, daß Sie nicht so allein sind. Es wird mir durchaus nicht zu langweilig und zu traurig bei Ihnen sein, aber Sie müssen es mir auch nicht so schwer machen, Sie lieb zu haben und gute Freundschaft mit Ihnen zu halten! Wollen Sie versuchen, mir ein bißchen gut zu sein, liebe Selma?"

Während Christa so sprach, stand sie zu Füßen des Ruhebettes und blickte voller Erbarmen in das verweinte, abgezehrte Gesichtchen, dessen große Kinderaugen mit einem seltsam forschenden, eindringlichen Blick zu ihr aufgeschlagen waren. Hätte Christa gewußt, welcher Art die Gedanken und Gefühle waren, die Selmas Herz bewegten, sie würde sich gerührt und beschämt gefühlt haben.

Eine Erinnerung war's, die Selmas Sinnen gefesselt hielt. Christas Anblick hatte ihr ein altes Bilderbuch ihrer Kindheit im Gedächtnis wachgerufen, das sie damals sehr geliebt hatte. Ein Bild in dem Buche hatte einen Engel dargestellt, der einem armen Gefangenen Trost zuspricht. Eine Gloriole himmlischer Strahlen hatte jenes Engels Haupt umgeben; um Christas blonde Haarkrone aber spielte vom Fenster her in diesem Augenblicke ein verlorener Abendsonnenstrahl.

Überwältigt von einer Empfindung nie gekannter dankbarer Bewunderung reckte das arme Kind von seinem

Leidenslager die mageren Hände empor und umschlang die liebliche Trostspenderin, indem es heftig stammelte: „O liebes, liebes Fräulein von Roland! Sie sind so gut, so gut! Sie hat mir gewiß der liebe Gott geschickt!“ —

Beim Abendessen, das bald darauf eingenommen wurde, lernte Christa den Hausherrn kennen.

Major Märtens war ein wortkarger, finsterner Mann, im Dienst wegen seiner großen Strenge überall sehr gefürchtet. Der neuen Hausgenossin begegnete er mit kalter Förmlichkeit.

Um so freundlicher zeigte sich seine Frau gegen Christa. Sie erzählte bunt durcheinander allerlei Erlebnisse und Vorkommnisse aus der Wohltätigkeitsitzung, der sie beigewohnt hatte, unterbrach sich durch Fragen an Christa, nötigte sie zum Essen und führte fast ganz allein das Wort bei Tische.

Melanie war nicht erschienen; es wurde erwähnt, daß sie abends häufig bei den Bekannten zu bleiben pflege, in deren Garten Tennis gespielt wurde.

Selma war, ermüdet von den Aufregungen des Nachmittags, bereits zur Ruhe gegangen, nachdem sie Christa zuvor zu sich gebeten und ihr zärtlich gute Nacht gesagt hatte.

„Haben Sie in Ihrem Zimmer auch alles ordentlich vorgefunden, liebes Fräulein?“ erkundigte sich die Hausfrau, als Christa nach beendeter Mahlzeit um die Erlaubnis bat, sich zurückziehen zu dürfen, um noch einen Brief zu schreiben. „Ich hatte meine Tochter Melanie gebeten,

noch einmal nachzusehen, — man kann sich ja leider auf die Dienstboten so wenig verlassen; die Else, das Hausmädchen, ist außerdem so unangenehm im Wesen; sie geht Ende des Monats; aber man weiß ja nie, was man wiederkriegt!“

Christa dachte an die Kommode mit dem Schuhknöpfer, aber die Dame ließ sie gar nicht zu Worte kommen, sondern redete schon wieder von ganz etwas anderem.

Gerade wollte Christa sich empfehlen, als der Major die Frage hinwarf, ob der Bursche fort sei, um Melanie abzuholen.

„Ist nicht nötig. Leutnant Sondermann wird dort sein und bringt sie nach Hause,“ gab die Majorin zur Antwort.

Überrascht machte Christa eine lebhafte Bewegung. Alex Sondermann, der Bruder ihrer Freundin Margund, stand seit kurzem in Berlin — ob er es war? Sie hatte in der letzten Zeit nur flüchtig von den alten Freunden gehört. Gern hätte sie eine Frage an den Hausherrn gerichtet, aber sein kaltes Wesen schüchterte sie ein, und so schwieg sie und suchte ihr Zimmer auf.

Ziemlich wirbelig im Kopfe von all den neuen Eindrücken, sank sie auf den nächsten Stuhl und überdachte die Vorgänge seit ihrer Ankunft.

Was war aus ihren glänzenden Hoffnungen geworden! Da saß sie nun mitten in der zuvor so sehnlich erträumten Reichshauptstadt, allen Wundern der Technik, allen Schönheiten der Natur und Kunst so nahe, und doch einsamer, als sie zwischen den Bergen des Harzes gewesen war!

„Du bist mir zu jeder Stunde willkommen, liebes Kind, wenn du es in der Fremde nicht aushalten kannst! Das vergiß nicht!“

So hatte Tante Theodora beim Abschied gesagt, und bereits mehr als einmal seit ihrer Ankunft war Christa dieses Wort mit seinem herzlichen, mütterlich warmen Tone durch den enttäuschten Sinn gegangen.

Auch in dieser Stunde erinnerte sie sich seiner aufs neue, aber nur in der Art, wie etwa ein Geiziger eines blanken Sparpfennigs gedenkt, den er wohl einmal hervorholt, um sich daran zu erfreuen, ohne jedoch im Ernst die Absicht zu haben, ihn auszugeben.

Es gab anderes, das mächtiger wirkte als Tante Theodoras Wunsch und Bitte.

„Sie hat mir der liebe Gott gesandt!“ hatte die arme Selma gesprochen — und dann war soeben von fremdem Munde ein lieber, wohlvertrauter Name genannt worden: Alex Sondermann.

Der Garten am Flusse ihrer Heimatstadt, der Garten ihrer Kindheit tauchte empor aus der Vergessenheit und lag urplötzlich ausgebreitet vor Christa von Rolands Blick, eine Zauberinsel im Lebensmeer, eine blühende Oase in der Alltäglichkeit.

Dort, neben der Ligusterhecke dehnten sich lange, schmale Beete den Flußhang hinab, die Spargelfelder, auf denen Margund und Christa gemeinsam am frühen Morgen die Ernte einzuheimsen pflegten.

Sich selber meinte Christa zu erblicken, wie sie damals

ausah: ein fröhlicher Backfisch im verwaschenen Schulfleide, das ihr längst zu knapp und zu kurz geworden, so war sie früh am Maienmorgen singend zu den Beeten geeilt, ihr Körbchen am Arm und das Messer in der Hand. Dann stand sie still und überschaute die Beete, lächelnd und gerührt. Denn neben jedem Spargelköpfchen, das sich noch weiß und frisch im Boden barg und kaum unter leicht gehobener, geborstener Erdscholle sein Dasein verriet, hatte eine sorgsame Freundeshand ein Zweiglein aufgepflanzt, damit Christa die Arbeit des Suchens erspart bliebe. Diese Artigkeit, sie wußte es sofort, hatte kein anderer als Alex ihr erwiesen. Waren sie doch allzeit so gute, unzertrennliche Kameraden gewesen, Margund, Alex und sie!

Schneeglöckchen und Veilchen hatten sie miteinander gepflückt, Stachelbeerbüschel und Kirschbäume gemeinsam geplündert, im Herbst sich Kastanien und Walnüsse vom Baume geschlagen und, sobald Schnee gefallen war, einander mit Schneebällen bekämpft, bis ihnen der Atem vergangen war vor Anstrengung, Lachen und jauchzender Lust.

Die große, fremde Weltstadt, die Christa umgab, war ihr auf einmal nicht mehr fremd, nun sie erfahren hatte, daß der Gespieler ihrer Kindheit ihr so tröstlich nahe gerückt und in diesem Hause ein guter Bekannter war. Froher Mut erfüllte aufs neue ihr Herz, Bangigkeit und Besorgnis entwich, und sie lächelte und ergötzte sich im stillen über die seltsamen Erlebnisse des Nachmittags, die ihr vorher so unbehaglich erschienen waren.

In dieser verwandelten Stimmung meldete sie an Tante Theodora mit flüchtiger Feder ihre Ankunft. Der kurze Bericht klang lustig und frohgemut, und kein Wort deutete darauf hin, wie verzagt und niedergeschlagen Christa den größten Teil des Nachmittags verbracht hatte. —

Wer den Gebrauch gesunder Gliedmaßen gewohnt ist, wie wenig weiß er von den Leiden derer, die ihn entbehren müssen! Wohl hatte Christa oft mit flüchtigem Bedauern derartig geplagte, arme Menschen angesehen, wenn sie ihr zufällig auf ihrem Wege begegneten. Aber was es bedeutet, sich schon in jungen Tagen mit gelähmtem Fuße durchs Leben schleppen zu müssen, das lernte sie erst jetzt verstehen, da sie der armen Selma Gefährtin war.

Eine schwere Fessel wird leichter empfunden von einem, der sie zeitlebens getragen und an ihre Last gewohnt ist, als von einem andern, den jählings ein hartes Geschick mit ihrer vollen Wucht belud.

Selma Märtenß war ein wildes, frohes Kind gewesen, bevor jener schreckliche Unfall sie ereilte.

„Mein Sonnenschein,“ hatte die Mutter sie kosend genannt; und der ernste, strenge Vater, dem der Besitz eines Sohnes versagt blieb, hatte sein jüngstes Mädchel schwimmen, turnen und radeln gelehrt wie einen Buben. Beide Eltern, und gleich ihnen Melanie, waren gesunde, kräftige, lebenslustige Menschen, die in der Fülle der eigenen Regsamkeit fast ratlos dem Elend gegenüberstanden, das plötzlich über ein Mitglied ihrer Familie herein- gebrochen war.

Nicht daß sie lieblos gewesen wären — o nein! Ein jedes von den dreien empfand Mitleid für das unglückliche Kind, aber jedes eben auf die eigene, verständnislose, selbstsüchtige Art und Weise. Kein Wunder, daß solches Mitleid nicht allein seinen Zweck verfehlte, sondern zudem auch noch verlegend auf Selmas feines, durch Leiden vertieftes Gemüt wirkte.

„Mich hat niemand lieb!“ Das war das Ergebnis all der anklagenden Gedanken, die das arme Mädchen in seiner Verlassenheit heimsuchten.

Und der Vater wiederum, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, Selma zum Reden zu bringen, dachte bekümmert: „Sie will nichts mehr von mir wissen!“

Sie hatten einander ja nichts mehr zu sagen, seit all die gemeinsamen Interessen, die sie früher verbunden und Selmas Leben ausgefüllt hatten, nicht mehr vorhanden waren, ja nicht einmal mehr erwähnt werden durften. Denn wozu nun noch von alldem reden, was doch nur seines Kindes Herz schwer machte?

Und alles andere, was sonst noch eines jungen Mädchens Leben auszufüllen pflegt, lag dem finsternen Manne so fern, daß es ihn seiner Schweigsamkeit nicht zu entreißen vermochte. So wurden Vater und Tochter einander innerlich mehr und mehr entfremdet, aus Ratlosigkeit der eine, aus Bitterkeit die andere.

Und Selmas Mutter?

„Es ist mal wieder nichts mit ihr anzufangen! Man muß sie zufrieden lassen, sie will es ja so!“

Damit entschuldigte sich die lebhafteste Frau vor andern und vor sich selber, wenn sie ihren mannigfaltigen Interessen nachging und ihr jüngstes Kind einer Gesellschafterin überließ.

„Wenn Selma auch krank und daher wirklich schlimm genug daran ist, so braucht sie doch deshalb nicht immer so unausstehlich zu sein! Es gibt auch liebenswürdige Kranke!“ So urteilte Melanie und zeigte sich sehr beleidigt, wenn Selma an den vielen, nach Melanies Meinung höchst wissenswerten Dingen, von denen sie ihr erzählte, keinen Anteil nahm. Was galten der Kranken die fremden Herren, die sie nie oder kaum einmal flüchtig gesehen hatte!

Der Schlüssel zum Herzen des armen Mädchens war in den tiefen Brunnen der Trübsal gefallen, in den sie nun Tag für Tag verdrossen hinunterstarrte, bis sie darüber Lebensmut und Lebensfreude verlor.

Da geschah mit dem Eintreffen der neuen Hausgenossin ein Wunder, so wenigstens sahen alle im Hause es erstaunt und aufatmend an. Eine Hand tauchte hinab und hob den Schlüssel aus dem tiefen Brunnen, da man ihn verloren gewähnt hatte, und unwiderstehlich erschloß sie sich mit ihm das verlassene, trostlose Herz der Kranken.

Christas Hand hatte dieses Wunder vollbracht. Schon in der Schule pflegten immer einige von Christas Mitschülerinnen für sie zu schwärmen. Nun weihte ihr Selma ihre zärtlichste Liebe und Bewunderung, und täglich entdeckte Christa an ihrer anfänglich so unliebenswürdigen Pflegebefohlenen neue, liebenswürdige Eigenschaften. Die

Eisrinde des Trostes an Selmas Herz schmolz dahin unter den Sonnenstrahlen von Christas Güte, und es zeigte sich, daß die Kranke von Natur gut, klug und begabt war, aber unter dem Druck ihres Schicksals zu verkümmern drohte.

Mitunter, wenn Christa am Abend das unbequeme, dürftige Nachtlager in ihrem engen Zimmer aufsuchte, nachdem zuvor der Tag ihr mancherlei Verdruß gebracht hatte, namentlich durch die Nichtachtung, mit der Melanie ihr nach wie vor begegnete, dann war sie nahe daran, sich wie jenes Mädchen im Märchen die verwunderte Frage zu stellen: „Bin ich's, oder bin ich's nicht?“

Wie wenig war das, was Christa an Selmas Seite von den Sehenswürdigkeiten Berlins zu kosten bekam, wenn sie es mit ihren kühnen Wünschen von ehemals verglich!

Und dennoch entsagte sie ruhig und bereitwillig dem übrigen, wenn sie einen Blick in Selmas dankbare, glückstrahlende Augen getan oder ihre immer wiederkehrende angstvolle Frage vernommen hatte: „Werden Sie auch ganz gewiß bei mir bleiben?“, die Christa bald feierlich, bald lächelnd, bald ungeduldig, bald zärtlich zu bejahen pflegte. —

Eines Tages traf Christa auf einem Besorgungsgange im Gewühl einer belebten Geschäftsstraße Fräulein Pick. Wie ein Stoßvogel kam die Tante „Schauch“ auf sie losgeschossen, sobald sie ihrer ansichtig wurde, und legte eine wortreiche Wiedersehensfreude an den Tag.

„Eine Viertelstunde früher hätten Sie mich zusammen  
Kie, Der erste Flug ins Leben.

mit Fräulein Haushahn getroffen, denken Sie nur! Nein, wie ärgerlich! Vorhin haben wir uns erst getrennt; wir hatten uns nämlich unter den Linden ein Rendezvous gegeben; wie schade, daß Sie nicht dabei waren! Kommen Sie, bitte, mal hierher aus dem Gedränge, die Leute rennen einen ja in Berlin geradezu um! Wie froh bin ich, daß es bei uns in Potsdam ruhiger ist! Ja, wie gesagt, Fräulein Haushahn wohnt hier auf acht Tage im Vereinshause und wird Sie bestimmt auch noch aufsuchen. Ihre Adresse wußte sie durch Ihre Tante. Sagen Sie mal, ist es denn wahr, Fräulein von Roland, daß Sie es so schlecht getroffen haben in Ihrer Stellung?"

„Wieso? Wer sagt das?“ fragte Christa peinlich betroffen, und ihre Miene bekam etwas Unnahbares.

Fräulein Piel zog sie am Ärmel noch näher in den Schutz einer Hausmauer.

Es stellte sich dann heraus, daß Fräulein Piel in allerlei böse Zwistigkeiten geraten war mit ihrer Bekannten, der Schwester des Major Märtenz, der zu Gefallen sie damals die Stellung im Hause des Bruders Christa so warm angepriesen hatte. Die Feindseligkeit war dadurch entstanden, daß eine der beiden Damen die andere nicht zu einer Kaffeegesellschaft eingeladen hatte, und war nun auf dem Punkte angelangt, daß beide Damen „wegfahen“, wenn sie einander auf der Straße begegneten.

Fräulein Piel ging nun ersichtlich darauf aus, etwas Nachteiliges über die Familie ihrer Gegnerin zu erfahren, und dazu kam ihr Christa gerade recht.

Aber Christa hatte ihrerseits weder Zeit noch Lust, das Maß des Puckschen Zornes zu erhöhen; sie gab nur zurückhaltend Auskunft und verabschiedete sich rasch von der Neugierigen.

Am Tage darauf wurde ihr Fräulein Haushahn gemeldet. Einen Augenblick war Christa in Verlegenheit, wo sie den Besuch empfangen solle. Aber Selma, die zugegen war und ihre Gedanken erriet, gab dem Burschen sogleich Auftrag, die Dame zu ihr ins Zimmer zu führen.

Draußen herrschte ein regennasser Herbsttag, aber für Christa kam mit der kleinen, energischen Malerin im hochgeschürzten Reisefleide ein wahrer Sonnenglanz der Erinnerung ins Zimmer herein.

Unverändert lebhaft und herzlich kam Fräulein Haushahn über die Schwelle gesegelt, umarmte Christa, fand sie ein wenig blaß und schmal geworden, richtete liebenswürdige Worte an die auf dem Ruhebetto liegende Selma und war ganz Mütterlichkeit und Teilnahme, ohne jedoch, wie Fräulein Puck, eine verletzende Neugier an den Tag zu legen.

Als Christa dann den Gast zur Thür hinausgeleitete, sagte Fräulein Haushahn plötzlich: „Bitte, lassen Sie mich doch Ihr eigenes Zimmer auch mal sehen!“

„So!“ fuhr sie dann fort und machte die Thür hinter sich und Christa zu, „nun wollen wir noch ein Wörtchen allein miteinander reden, liebes Fräulein Christa! Ich bin nämlich im Auftrage Ihrer Tante hier, die sich um Sie sorgt. Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich zu irgend

jemand darüber rede, zum Beispiel zu Fräulein Pick, wenn Sie mir Ihr Herz ausschütten, Sie arme, tapfere Kleine! Die alte Haushahn ist zuverlässig, das glauben Sie nur, und nun heraus mit der Sprache! Wie geht es Ihnen hier?"

Noch zögerte Christa mit der Antwort. Ihr Blick irrte dabei über die Kommode hinweg, die längst in Ordnung gebracht und von dem ominösen Schuhknöpfer befreit worden war.

Auf einmal hatte Christa die Augen voller Tränen, und ehe sie recht wußte, wie ihr geschah, saß Fräulein Haushahn auf dem einzigen Stuhle des Zimmers und Christa auf ihrem Koffer und beichtete. Ach, es tat so wohl, einmal sein Herz auszuschütten!

„Nette Angehörige hat Ihre Kranke, das muß man sagen!“ murmelte die Zuhörerin entrüstet. „Das arme Ding kann einem leid tun! Und nun hängt es mit ganzem Herzen an Ihnen, das merkt man ja sofort. Und zur schuldigen Danksagung dafür, daß Sie den andern die Last und Sorge abnehmen, teilt man Ihnen gütigst mit, es sei nicht üblich im Hause, daß die Gesellschafterinnen an der Geselligkeit der Familie teil nähmen? Ei, wie menschenfreundlich! Schon gut, liebes Kind, ich verstehe, Sie wollen sagen, daß Sie diesen Winter ohnehin durch Ihre Trauer verhindert sind — das ist ja eben der Grund, weshalb Fräulein Märtenz von Oberbramkenberg aus so eifrig auf Sie fahndete und Sie so gern für die Familie hier gewinnen wollte! Und nun sitzen Sie hier in der Trübselig-

keit, und was die Sehenswürdigkeiten von Berlin anbelangt, könnten Sie ebensogut in Buxtehude sitzen, es käme auf eins heraus. Also wenn Besuch da ist, müssen Sie mit Ihrer jungen Patientin im Krankenzimmer essen? Wissen Sie was? Lassen Sie mich mal mit der Frau Major reden, ich fühle mich Ihrer Tante gegenüber verantwortlich für Sie. Nein? Sie wollen nicht? Aber bedenken Sie doch, auch die Trauerzeit hat mal ein Ende, und Sie sind jung und werden solcher Sklaverei auf die Dauer überdrüssig werden."

Christa stand in peinlicher Verlegenheit. Sie dachte an den Jugendfreund, den sie so gern einmal gesehen hätte, sei es auch nur, um ihn nach seiner Schwester Margund zu fragen. Denn von ihr fühlte sich Christa seit ihrer Trennung arg vernachlässigt.

Freilich wußte sie, daß Margund ungern Briefe schrieb. Aber sie hatte erwartet, daß die Freundin ihr gegenüber eine Ausnahme machen würde.

Anfangs, solange Christa noch im Schweizerhaus war, hatte Margund auch wohl noch hin und wieder ausführlicher von sich hören lassen. Aber je näher der Winter kam, desto spärlicher wurden die Nachrichten. Sie beschränkten sich auf flüchtig geschriebene Ansichtskarten mit Aufzählung bevorstehender Wintervergnügungen und Entschuldigungen über Mangel an Zeit zum Schreiben.

Und das, nachdem Margund und Christa schwesternlich befreundet miteinander aufgewachsen waren!

„Nun, wie ist's?“ fragte Fräulein Haushahn die

Zögernde, während sie in den Regen hinausblickte und ihr Kleid noch ein wenig höher schürzte.

„Wenn eine Einmischung meinerseits Ihnen jetzt noch nicht passend erscheinen sollte, gut, dann später! Ich komme vor Weihnachten noch einmal durch Berlin. Was sagen Sie dazu?“

„Ich möchte Sie bitten, liebes Fräulein Haushahn, bis dahin zu warten.“

„Gut, wie Sie wollen. Übrigens, womit beschäftigt sich denn eigentlich Ihr Pflegling? Hat sie nicht irgend ein Talent, an dem sie Freude haben könnte?“

„Daß ich nicht wüßte — oder doch! Sie zeichnet ganz hübsch, ich sah mal ihre Zeichenhefte aus der Schulzeit; im Stickmusterentwerfen war sie die Beste in ihrer Klasse; aber solange ich hier bin, hat sie sich nie damit beschäftigt.“

„Aber dann würde ich sie mal dazu anregen, sie zum Beispiel mal um ein Muster zu irgend einem Zwecke bitten! Stellen Sie sich doch nur mal recht vor, wie traurig es ist, wenn jemand die große, reine Freude, die man sich selber durch Tätigkeit bereitet, entbehren muß! Und hier handelt es sich vielleicht um die Freude an künstlerischem Gelingen, die immer noch größer, noch eigenartiger ist, als wenn man etwas anfertigt, was jeder kann! Glauben Sie mir, liebe Christa, wer einem armen, durch Krankheit zur Untätigkeit verurteilten Menschen den Weg zu solchem Schaffen bahnt, der verdient sich einen Gotteslohn.“

Christa hatte aufmerksam zugehört. Als Fräulein

Hausbahn sich von ihr verabschiedete, war aller Kummer über Enttäuschungen und Zurücksetzungen aus ihrem Herzen entwichen; sie faßte hilfreiche, tröstliche Vorsätze.

Es kam so, wie Fräulein Hausbahn vorausgesagt hatte.

Als Christa gegen Selma, mit der sie sich seit einiger Zeit duzte, die Aeußerung that: „Du könntest mir eigentlich einen Gefallen tun, Selma! Ich möchte gern ein Stickmuster aus deinem Zeichenhefte benutzen zu einem Kittel, den ich für meinen kleinen Vetter Gebhard in Bramkenberg zu Weihnachten nähen will“ — da war Selma sogleich Feuer und Flamme für den Plan.

Sie nahm ihr Zeichenheft vor, fand jedoch keines der Muster passend und hübsch genug und begab sich voller Eifer daran, ein neues zu entwerfen.

Christa bereitete ihr geschickt mit Hilfe von Rissen und Schlummerrollen eine geeignete Stellung, halb liegend, auf dem Ruhebette und segnete im stillen Fräulein Hausbahns Besuch, denn sie hatte Selma noch nie so munter und angeregt gesehen. Sie selber durchblätterte unterdessen einige vorhandene Modezeitungen nach einem passenden Schnittmuster, überlegte die Wahl eines Stoffes und berechnete die aus der Arbeit erwachsenden Kosten.

Draußen tobte ein schlimmes Herbstwetter, aber an Selmas Ruhebette, neben das Christa den Tisch gerückt hatte, und wo die beiden bei ihrer Arbeit plauderten und lachten, war es hell und gemütlich.

Mitten in diese Behaglichkeit herein trat plötzlich Melanie ins Zimmer.

Ihr Erscheinen hier war ein so seltenes Ereignis, daß sie mit verwunderten Blicken empfangen wurde. Sie fragte, was die beiden da vorhätten, und sprach in ihrer nachlässigen Manier mit der Gönnermiene, die sie gegen ihre Schwester mit Vorliebe annahm, von diesem und jenem. Aber Christa hatte das bestimmte Gefühl, daß dies alles nur Vorwand sei und Melanie eigentlich etwas anderes wolle. Plötzlich begann jene, scheinbar beiläufig: „Sie kennen Herrn Leutnant Sondermann, Fräulein von Roland?“

Christa blickte rasch von ihrer Arbeit auf, und helle Röte übersflog ihr Gesicht.

„Ja, wir sind Jugendgespielen. Hat er nach mir gefragt?“

Melanie lächelte spöttisch.

„Er erwähnte nur, daß seine Schwester ihm geschrieben habe, Sie seien hier bei uns in Stellung.“

Daß Alex Sondermann außerdem noch gefragt hatte, ob sie Christa nicht einmal zu ihren Bekannten mitbringen würde, verschwieg Melanie wohlweislich.

Christa entgegnete kein Wort. Sie hätte gern noch von dem Jugendfreunde gesprochen, aber Melanies Art reizte sie stets, so auch jetzt wieder, auf das äußerste.

Da wandte sich plötzlich Selma ihrer Schwester zu und sprach in heftigem Tone: „Du brauchst das gar nicht so eklig und höhnisch zu sagen, daß Christa hier bei uns ‚in Stellung‘ ist. Ich wollte, sie wäre statt deiner meine Schwester, weißt du das wohl?“

„Aber Selma!“ versuchte Christa erschrocken zu beschwichtigen.

„Sie soll dich auch nicht immer so von oben herunter behandeln, Christa, ich will das nicht!“ rief Selma völlig unbeherrscht, mit Tränen des Zornes in den Augen, „und sie soll uns hier überhaupt nicht stören; dies ist mein Zimmer!“

Die Worte versagten der Aufgeregten, sie zitterte am ganzen Leibe.

„Um's Himmels willen!“ rief Christa angstvoll, denn der Hausarzt hatte einmal eingehend und ernst mit ihr über Selmas Leiden gesprochen und dringend vor starken seelischen Erregungen gewarnt. „Fräulein Märtens, gehen Sie lieber, ich bitte Sie dringend darum, denn der Herr Sanitätsrat hat mich verpflichtet —“

Ein schneidendes Hohnlachen war Melanies Antwort. Langsam schritt sie zur Thür, wandte sich dort aber, unfähig ihren bösen Sinn zu bezähmen, noch einmal um und sprach: „Du bist eben völlig unzurechnungsfähig, Selma; du dauerst mich herzlich. Ich verzichte darauf, dir zu antworten.“

Damit verließ sie in hoheitsvoller Haltung das Zimmer. Gleich darauf klingelte Christa das Hausmädchen herbei.

Selma war, wie häufig, von einem Herzkrampf befallen worden, der ihre schwachen Kräfte in bedenklichem Maße erschöpfte.

„Wenn derartige Anfälle sich wiederholen, stehe ich für nichts!“ hatte der Hausarzt mit ernster Miene zu den

Eltern gesprochen. Die Majorin teilte es mit Tränen in den Augen Christa mit.

„Da Selmas nervöse Reizbarkeit meiner ältesten Tochter gegenüber sich so gesteigert hat, liebes Fräulein, ist es wohl das beste, wenn die beiden sich möglichst wenig sehen, damit solche Auftritte, die dem Kinde schädlich sind, vermieden werden. Ich verlasse mich in dieser Beziehung auf Sie; ich muß ja leider so häufig vom Hause abwesend sein — man ist eben eine Sklavin der Geselligkeit heutzutage — daß ich nicht immer rechtzeitig eingreifen und Mißhelligkeiten verhindern kann. Darum vertraue ich Ihrem Taktgefühl. Versuchen Sie doch immer möglichst vorzubeugen, ich werde Ihnen dankbar dafür sein.“

Seitdem sahen die Schwestern einander nur noch bei den Mahlzeiten.

Es dauerte lange, bis Selma sich von den Folgen des Krampfanfalles so weit erholte, daß sie ihre mit so viel Freudigkeit begonnene Arbeit an dem Stickmuster wieder aufnehmen durfte. Ihr kindlicher Eifer hatte etwas Rührendes in Christas Augen, und diese spornte ihn freundlich an, indem sie immer neue Vorschläge für die Verwendung der Muster in Bereitschaft hatte, sooft Selmas Befinden ihr die Beschäftigung erlaubte.

In dieser Zeit, nahe vor Weihnachten, traf endlich ein Brief von Margund Sondermann ein. Aber er war leider nicht danach angetan, die Empfängerin zu erfreuen. Das flüchtige Gekritzelt enthielt hauptsächlich Vorwürfe darüber, daß Christa eine Stelle „als Krankenschwester“,

wie Margund sich ausdrückte, angenommen habe und dabei nicht einmal zur Familie gerechnet würde, wie Margund zu ihrem höchsten Erstaunen von ihrem Bruder Alex erfahren habe, der es von der ältesten Tochter des Hauses wisse.

Tief verstimmt legte Christa den Brief beiseite, der kein Wort der Teilnahme enthielt, nach dem ihr Herz verlangte, sondern nur hochmütiges Befremden ausdrückte über die Lage, in die sie durch Mangel an Welterfahrung und Menschenkenntnis geraten war.

Tage und Wochen verstrichen in der Einförmigkeit des Krankenzimmers, und immer herzlicher schlossen die beiden vereinsamten Gefährtinnen sich aneinander an. Das Christfest und der Jahreswechsel brachten Lichtblicke in Gestalt einer Weihnachtstafel und fröhlicher Neujahrswünsche aus dem Harze. Auch einige Neuigkeiten waren in den Briefen an Christa enthalten.

Doktor Wenzel hatte sich verlobt und Frau Bruhn eine Anzeige geschickt. Aber nicht Trude Gehring war die Auserwählte, wie Peter sich überflüssigerweise eingebildet hatte, sondern eine Unbekannte, die er jedoch im folgenden Sommer im Schweizerhause vorzustellen versprach. Fräulein Marzinowski war mit einer Konzertgesellschaft nach Amerika gegangen. Der Inspektor Knopf hatte in seiner Heimat sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum mit vielen Ehrenbezeugungen gefeiert, und Dörchen Rüdiger war am Scharlachfieber schwer krank gewesen. —

Im Februar fand im Hause des Majors eine kleine Abendgesellschaft statt.

„Ich darf Sie Selma leider nicht entziehen, liebes Fräulein, so gern ich Ihnen sonst auch das Vergnügen gegönnt hätte,“ sprach die Majorin mit ihrer aalglatten Liebenswürdigkeit, die ihr im Verkehr leicht über vieles Unangenehme hinweghalf.

Christa warf einen Blick auf Melanie, von der sie sich beobachtet fühlte, und antwortete ruhig: „Bitte sehr, ich bin ja in Trauer.“

Sie wußte sehr wohl, daß in dem kleinen Kreise der Geladenen, unter denen auch Alex Sondermann sein würde, ihr Trauerkleid nichts Auffallendes gehabt hätte. Aber sie war zu stolz, um ihre Enttäuschung Melanie merken zu lassen.

Der Majorin tat das junge Mädchen ein klein wenig leid. Sie war im Grunde eine gutmütige Natur und hätte Christa das Vergnügen gern gegönnt; aber sie ließ sich immer sehr von den Wünschen ihrer ältesten Tochter beeinflussen. Nun gab sie wenigstens in der Küche den Auftrag, daß Christa und Selma, die früher als die Gäste zu Abend aßen, mit allen Leckerbissen, die für die Tafel bestimmt waren, reichlich versorgt werden sollten.

Während die beiden Verbannten ihre Mahlzeit verzehrten, hörten sie, wie die Gäste ankamen und draußen auf dem Korridor ihre Mäntel ablegten.

„Das ist Alex Sondermann, ich erkenne ihn an der Stimme,“ sagte Christa lächelnd zu Selma. „Wie schade, daß ich ihm nicht mal guten Abend sagen kann!“

Selma, die zum Teetrinken ihr Ruhebett verlassen

hatte und der Freundin am Tische gegenüberfaß, schob den Glasteller zurück, von dem sie Apfelsinencreme gespeist hatte, und sah Christa forschend an.

„Möchtest du das gern?“ fragte sie.

Christa nickte.

Aber wie erschrak sie, als Selma unversehens aufstand und, bevor noch Christa ihre Absicht klar wurde, nach der Tür hinkte, öffnete und hinausrief: „Herr Leutnant Sondermann! Ach bitte, treten Sie doch auf einen Augenblick hier bei uns ein!“

Christa war starr vor Überraschung. Was fiel denn Selma ein? Was würde man im Salon dazu sagen?

Da wurde auch schon an die Tür gepocht, auf der Schwelle erschien der Gerufene, strahlend im Glanze seiner kleidsamen Uniform, und begrüßte mit ungeheuchelter Wiedersehensfreude die Jugendgespielin.

„Also endlich bekommt man dich mal zu sehen, Christa! Meine Grüße von Margund sind inzwischen schon ganz altbacken geworden. Nun sag mal, wie geht es dir eigentlich? Sehr liebenswürdig, mein gnädiges Fräulein“ — hier erhielt Selma eine Verbeugung — „mir ein Eindringen in dieses trauliche Stilleben zu gestatten! Darf ich an diesem gemütlichen Teetischchen einen Augenblick Platz nehmen?“

Ohne erst die Erlaubnis abzuwarten, griff er nach einem Stuhle.

Christa stand wie auf Kohlen.

„Ach bitte, Alex, du wirst doch im Salon erwartet.“

„O, das macht nichts! Ohne Sorge! Da werde ich

noch früh genug auftauchen und noch Zeit genug haben, alle Welt durch meine Liebenswürdigkeit zu bezaubern. Meinen Sie nicht auch, Gnädigste?"

Selma, der die mutwillige Laune des Gastes sichtlich Spaß machte, nickte ihm lachend zu, worauf er gemächlich Platz nahm. Was blieb Christa anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen?

Sie wußte im voraus, daß sie Selmas Einfall bitter zu büßen haben würde, und das Wiedersehen, das sie zuvor so sehr gewünscht hatte, bereitete ihr auf diese Weise gar keine Freude, trotz Alex Sondermanns lustigem Geplauder, das ihr zu anderer Zeit viel Spaß gemacht haben würde.

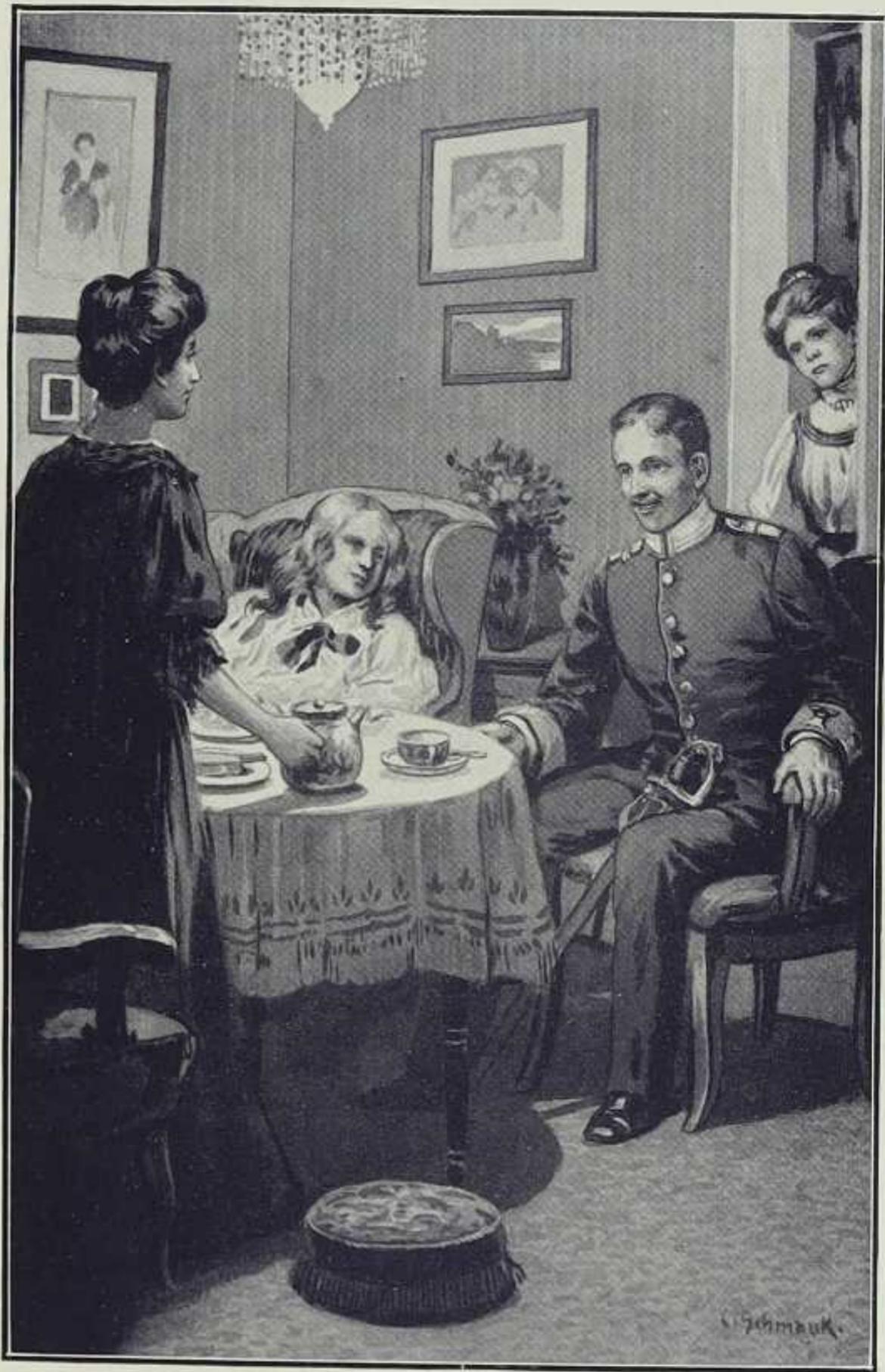
Im Salon warf unterdessen Melanie verstohlen immer häufiger unruhige Blicke nach der Uhr. Alle Geladenen waren längst versammelt, nur Leutnant Sondermann fehlte noch. Da fragte plötzlich eine von Melanies Freundinnen, die bereits geraume Zeit da war: „Du, Melanie, was will denn deine Schwester eigentlich von Leutnant Sondermann, daß er noch immer nicht auf der Bildfläche erscheint?"

Melanie sah die Sprecherin starr an.

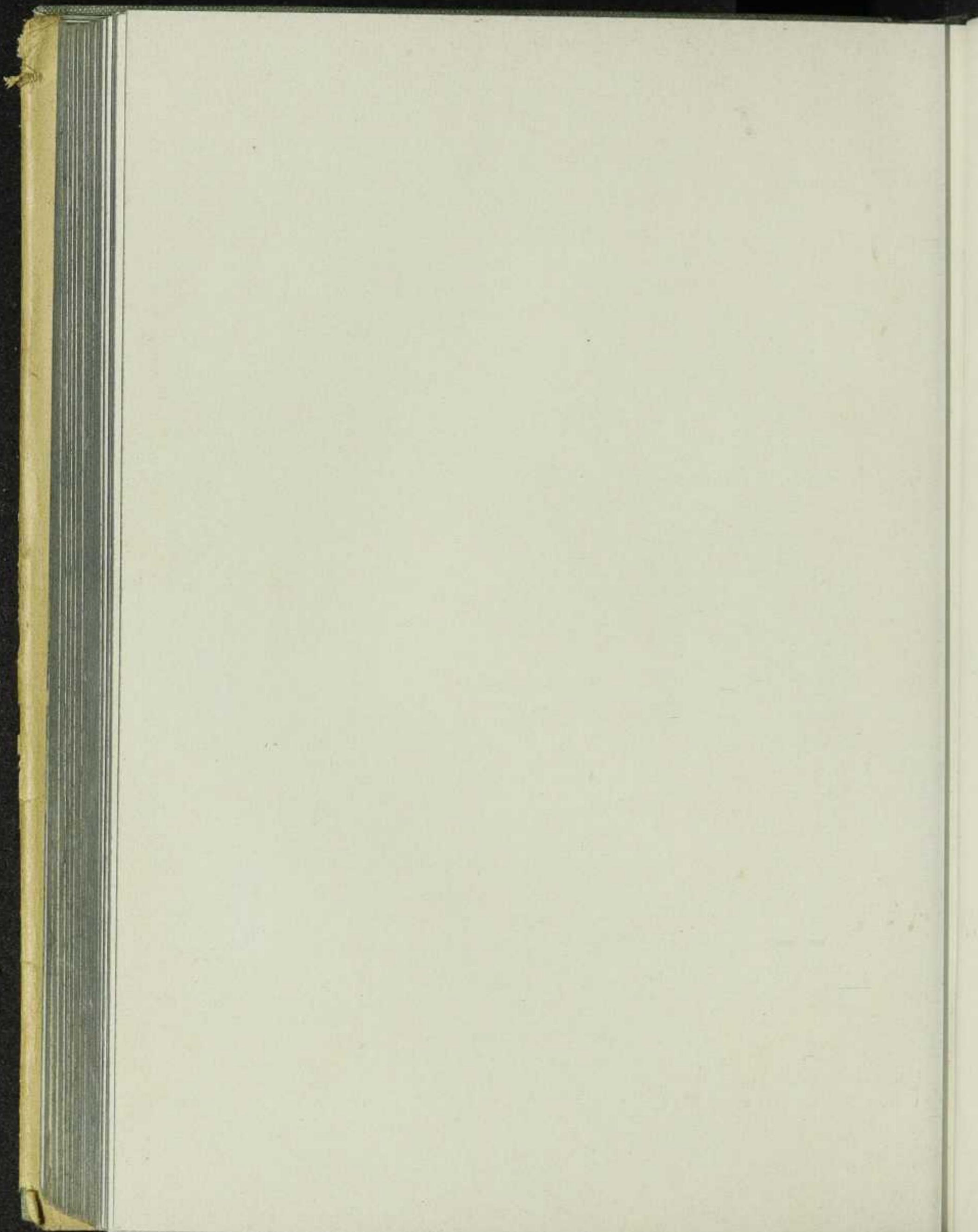
„Was sagst du von Selma? Ich verstehe nicht —“

Die Freundin lachte.

„Ich fragte nämlich, als ich kam, euer Mädchen draußen, ob Herr Leutnant Sondermann schon da sei. Er soll mich doch, denk' ich, nachher nach Hause bringen, und darum hab' ich Interesse an seinem Hiersein. Da erfuhr ich, daß er bei deiner Schwester ist.“



Christa von Roland. Seite 255.



„Unglaublich! Da werde ich ihn doch gleich mal holen!“ rief Melanie blaß vor Erregung, und im Nu war sie hinausgeeilt.

Vor Selmas Thür angekommen, die Hand schon auf dem Thürgriff, hemmte sie den Schritt und horchte.

Lachen und lebhaftes Geplauder ertönte drinnen. Ein heftiger Zorn ergriff die Lauscherin. Im nächsten Augenblick betrat sie das Zimmer.

„Ah! Guten Abend, Herr Leutnant! Also hier muß man Sie suchen? Wissen Sie auch, daß Sie schuld sind, wenn wir beinahe verhungern? Es wird nämlich mit dem Essen nur noch auf Sie gewartet.“

Melanie verstand sich zu beherrschen, wenn sie wollte. Der Vorwurf klang immerhin noch recht liebenswürdig.

Alex Sondermann sprang auf und spielte sogleich sehr drollig den Zerknirschten mit verzweifeltm Händeringen und vorgeblichem Haarausraufen.

„Adieu, Christa!“ Er schüttelte ihr die Hand. „Küß die Hand, Fräulein Selma!“

Damit stürzte er hinaus.

Melanie schloß hinter ihm die Thür und trat ins Zimmer zurück.

Ihre Augen blizten vor Gehässigkeit.

„Ich wollte Ihnen nur noch sagen, Fräulein von Roland, daß ich Ihr Benehmen unschicklich finde. Wenn es nach meinen Wünschen ginge, würden Sie unser Haus verlassen.“

Ohne Christa Zeit zur Verteidigung zu lassen, drehte sie sich um und ging hinaus.

„Melanie!“ schrie Selma auf.

Aber die Schwester kehrte nicht zurück. Sie hatte ihrem zornigen Herzen durch die Schmähung gegen Christa Luft gemacht, und als sie gleich darauf im Salon erschien, wo soeben zu Tische geführt werden sollte, merkte ihr niemand das Vorgefallene an.

Es fiel auch nicht weiter auf, daß ein Weilchen nachher die Majorin die Tafel verließ, nachdem der aufwartende Bursche ihr im Flüstertone eine Mitteilung gemacht hatte.

Die Gäste waren an allerlei Sonderbarkeiten in diesem Hause gewöhnt. Es kam häufig vor, daß irgend etwas nicht in Ordnung war und eins der Familienmitglieder deshalb vom Tische aufstehen mußte.

Als die Hausfrau an die Tafel zurückkehrte, wo gerade laut über eine Meinungsverschiedenheit gelacht und gestritten wurde, beachtete nur Melanie, daß ihre Mutter sehr blaß aussah. Im übrigen ließ die Majorin, um nicht die vergnügte Feststimmung zu stören, sich nichts von dem anmerken, was sich inzwischen draußen zugetragen hatte, und teilte es auch ihrem Gatten und ihrer Tochter erst mit, nachdem die Gäste sich verabschiedet hatten.

Während in den Gesellschaftsräumen Gelächter und Gläserklingen ertönte, rang das jüngste Kind des Hauses im abgelegenen Zimmer mit einem neuen Anfall seines Leidens.

An Selmas Lager saß nur Christa mit verweinten

Augen, bemüht, nach der Vorschrift des Arztes die Schmerzen zu lindern, und betete aus angstvollem Herzen um das Leben ihrer armen, kleinen Freundin.

Von diesem Abend an durfte Selma das Bett nicht mehr verlassen.

Christa wich kaum noch von ihrer Seite, pflegte sie vielmehr mit Aufopferung aller ihrer Kräfte.

„Nun bin ich in Wahrheit eine Krankenschwester geworden, und Margund hat recht, mich so zu nennen,“ dachte sie wehmütig.

Ein harter, bitterkalter Winter herrschte draußen in der großen Stadt.

Melanie ging und kam täglich mit Schlittschuhen am Arme, Christa hörte sie oft auf dem Korridor damit klappern. Einmal beim Mittagessen, der einzigen Gelegenheit tagsüber, wo sie einander sahen, bot ihr Melanie in artigem Tone an, sie auf die Eisbahn mitzunehmen. Aber Christa lehnte dankend ab.

Darauf sah Melanie ihren Vater mit einem Blicke an, der deutlich sagte: „Nun siehst du es ja selbst, wie überflüssig es war.“ Da wußte Christa, daß sie die Aufforderung einem Nachspruch des Majors verdankte.

Tante Theas Briefe erzählten von Schlittenfahrten und Schneeschuhsport, dem in Bramkenberg eifrig gehuldigt wurde.

So kam der März ins Land, und nun erst hatte der starke Frost auf einmal ein jähes Ende.

Der Tauwind blies mit Macht, und die Sonne weckte die schlafenden Schneeglöckchen auf. An Selmas Lager

blühten sie, mit Zweiglein von Buchsbaum und Immergrün zusammengebunden.

Fräulein Haushahn, die wieder in Berlin war, hatte das Sträußchen mitgebracht und dabei gesagt: „Es sind schon einheimische! Die ersten aus dem Garten.“

Fräulein Haushahn malte zur Zeit für ein paar Wochen im Atelier eines bedeutenden Landschafters und hatte sich in einer netten Privatpension eingemietet, wo Christa sie auf ihre Bitte einige Male besuchen mußte.

Das waren hübsche, anregende Nachmittagsstunden inmitten der Trübsal, die Christas Leben gebannt hielt neben dem hoffnungslosen Krankenlager, das unter dem Flügelrauschen des nahenden Todesboten stand.

Durfte sich doch Christa in diesen seltenen Erholungsstunden einmal wieder nach Herzenslust all ihren Kummer von der Seele plaudern, und in ihrem Mitteilungsbedürfnis empfand sie nur die warme Teilnahme ihrer Zuhörerin, während ihr die Besorgnis entging, mit der jene das blaß und schwächlich gewordene Gesichtchen ihrer jungen Freundin betrachtete, die so tapfer ihren Weg im kalten Schatten wanderte, als ob es nirgends mehr in der Welt Höhen voller Sonnenglanz und harmloser Jugendfröhlichkeit gäbe.

Als die Frühlingsblumen bunt und duftig in den Gärten am Tiergarten blühten, wurde Selma durch einen sanften Tod von allem Erdenleid erlöst.

Um ihre junge, weiße Stirn wand Christas Hand einen Veilchenkranz; den hatte die Sterbende sich von ihrer liebsten, einzigen Freundin als letzten Schmuck erbeten.

Als Melanie die tote Schwester zum letzten Male erblickte, gebärdete sie sich wie verzweifelt vor Reue. Vater und Mutter mußten sie mit Gewalt von der Bahre hinwegführen.

Christa, die Zeugin dieses nur allzu späten Schmerzensausbruches wurde, stand tief erschüttert, und durch ihre Seele klang in furchtbarer Feierlichkeit Schillers Wort aus der Braut von Messina:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,  
Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Die wilden Frühlingswasser des Harzgebirges stürzten brausend und schäumend zu Thal; so laut ertönte ihr Rauschen, daß Christa von Roland es nachts auf ihrem Lager im Schweizerhause vernahm.

Und es war, als ob dies Rauschen zu der Wiederkehrten spräche: „Bist du der bunten Fremde da draußen so bald schon überdrüssig geworden, Christa? Was fandest du denn Schönes und Großes in der lockenden Weite, nach der dein Herz dich einst so mächtig zog?“

Dann gedachte Christa mit wehem Herzen alles dessen, was die Fremde da draußen ihr angetan: zwei Kindheitsfreundschaften waren ihr verloren gegangen, während sie in der Fremde weilte; denn Margund hatte nichts wieder von sich hören lassen, und Alex Sondermann hatte sich kurz vor Selmas Tode mit einem schönen, reichen, gefeierten Mädchen verlobt.

Es war Christa zumute, als ob erst jetzt, erst mit

diesen beiden schmerzlichen Erfahrungen, der bunte, fröhliche Garten ihrer Kinderzeit sich unwiderbringlich hinter ihr geschlossen habe. So hatte sie das vor Jahresfrist noch nicht empfunden, als man ihren stillen, gütigen Vater begrub.

Wie gütig er gewesen war, ach, das hatte erst die Fremde sie verstehen gelehrt! Er, der ihr allzeit so viel Liebe und Freiheit gewährte und in rührender Anspruchslosigkeit so wenig Rücksicht und Aufopferung von ihr verlangt hatte! O, die Fremde, die lockende Fremde hatte Christa gar manches gelehrt!

In der Stille der Nacht, hier, wo sie die Bergwasser von ferne rauschen hörte, wurde es ihr klar, wieviel Blendwerk, Leerheit und Herzenskälte sich da draußen in der Welt oft unter vielgepriesenem, trügerischem Glanz verbarg.

Es gab einen Grabhügel auf einem der endlosen Friedhöfe Berlins, der redete in Christas Erinnerung eine unvergeßliche Sprache. Ob wohl die Blumen schon blühten, die sie scheidend darauf eingepflanzt?

An die Tage, die Selmas Begräbnis folgten, bewahrte Christa eine seltsam traumhafte Erinnerung.

Sie war todmüde damals gewesen. Ein Glück, daß Fräulein Haushahn sich ihrer angenommen hatte. Der Familie Märtens war Christa mit dem Tode ihres Pfleglings entbehrlich geworden. Ihre Dienste wurden angemessen vergütet, und im übrigen empfand man es als Erleichterung, daß Fräulein Haushahn kam und im Auftrage von Frau Bruhn um Christas sofortige Entlassung bat.

Die Malerin hatte Christa dann mit sich in ihre

Pension genommen, und in ihrem Wohlwollen und ihrer Herzensgüte wollte sie ihr gern Zerstreuung und Aufmunterung bieten. Darum hatte sie ihr dann alles Erreichbare von den Sehenswürdigkeiten Berlins im ersten, sprossenden Frühlingschmuck gezeigt.

Aber die früher so elastische, kräftige und muntere Christa war auf diesen Ausflügen nur allzu leicht ermüdet. Bläß und teilnahmslos, ohne ihre frohe Lebendigkeit von einst, hatte sie die Schönheiten und Wunder der Reichshauptstadt an sich vorüberziehen lassen.

Bleichsucht, hatte der zu Rate gezogene Arzt geurteilt, Nervenabspannung infolge von Überanstrengung und starken Gemütsbewegungen. Er verordnete frische Luft, viel gute, frische Luft, Milchtrinken, Spazierengehen und vor allen Dingen Ruhe fern vom Getümmel der großen Stadt. So war es gekommen, daß Christa nach Bramkenberg zurückkehrte.

Just zum Osterfeste traf sie ein, und als sie vom Coupéfenster aus auf der Bahnstation den Better Peter mit einer funkelnagelneuen Schülmütze ihrer harrend stehen sah und hinter ihm Allmers Pötter mit der Kofferkarre, da kam es über ihr Herz wie Heimatgefühl.

Wie es dann weiter sich zutrug, daß das stille Wiesental unter den Berggipfeln voll dunkelgrüner Tannen Christa von Rolands echte, wahre Heimat wurde?

Das bewirkte zunächst Tante Theas kluger, gütiger Zuspruch, ihr frisches, tatkräftiges Eingreifen und ihre sorgsame Pflege zur rechten Zeit.

Und was sie begonnen, das vollendete später im Verlauf der Zeit zu Christas Glück ein ernster Mann, der an ihrem Schicksal verständnisvollen Anteil nahm, denn sein Herz war selbst vom Leid des Lebens erprobt. Er legte nach Jahr und Tag seines Kindes Hand vertrauensvoll in die ihre und bat sie, seinem stillen Forsthause unter den Tannenwipfeln des Harzgebirges Herrin und Hüterin zu sein.

Aber nicht festgebannt hielt er seine junge Frau in der Enge des Wiesentales. War er es doch vielmehr, der ihr in späteren Zeiten auf mancher schönen Reise den Blick in die Welt eröffnete, die bunte Welt, nach der ihr junges Herz gedürstet hatte, und die sie nun erst an seiner Seite mit vollem Entzücken genoß.

Wenn dann in lautlos stillen, weißverschneiten Wintertagen Christa Rüdiger aus trautdurchwärmtem Gemache, wo klein Dörchen zu ihren Füßen spielte, in den wirbelnden Schneesturm der Bergeinsamkeit hinausschaute, dann sehnte sie sich nicht mit unfrohem Herzen nach dem Weltgetriebe großer Städte, wie einstmalß eine andere getan, die vor ihr auf diesem Plaze gefessen. Sie fühlte es ja in ihres Herzens Tiefe, daß auch für sie das schöne Wort nun galt, das sie im Liede von Archibald Douglas so seltsam tief bewegte:

„Der ist in tiefster Seele treu,  
Der die Heimat liebt wie du!“



Der Mutter Ebenbild





**R**önnen Sie mir sagen, ob hier im Hause Fräulein Mathilde von Lenz wohnt?"

Das saubere, nett gekleidete Dienstmädchen, an das die Frage gerichtet war, drehte sich um und betrachtete von der Höhe des Treppenabsatzes, auf dem es Halt machte, die an der Haustür stehengebliebene Sprecherin.

Die Musterung schien die Jungfer zu fesseln, wenigstens ließ sie sich keine Einzelheit in der Erscheinung der sehr jungen Dame dort drunten entgehen. Nach ihrer Schätzung konnte die noch nicht lange aus der Schule und höchstens achtzehn Jahre alt sein.

Sehr hübsch! dachte das Dienstmädchen, schränkte aber in ihren Gedanken die Anerkennung sogleich durch den Nachsatz ein: aber wie ärmlich und kleinstädtisch angezogen! Was mag die von meiner Herrschaft wollen?

Laut entgegnete sie: „Das gnädige Fräulein wohnt im zweiten Stock. Wollen Sie nur, bitte, heraufkommen! Ich gehe vorauf und werde Ihnen gleich die Tür aufmachen.“

Schweigend folgte ihr die junge Besucherin.

„Wen darf ich melden?“ erkundigte sich die Jungfer.

Die junge Dame tat einen tiefen Atemzug, ehe sie mit leicht bebender Stimme zur Antwort gab:

„Anneliese Overbeck.“

Das Mädchen öffnete die Eingangstür zur Wohnung und dann eine zweite, die in ein großes, elegantes Besuchszimmer führte, und ließ die junge Dame eintreten.

„Wollen Sie nur gefälligst Platz nehmen, ich werde es dem gnädigen Fräulein sagen.“

Anneliese Overbeck nickte nur, blieb dann still in der Mitte des hohen Raumes stehen und sah bekümmert auf den weichen Smyrnateppich hinab mit der Überlegung, ob sie auch wohl ihre Füße genügend vom Schnee gereinigt habe. Ihr Herz pochte zum Zerspringen.

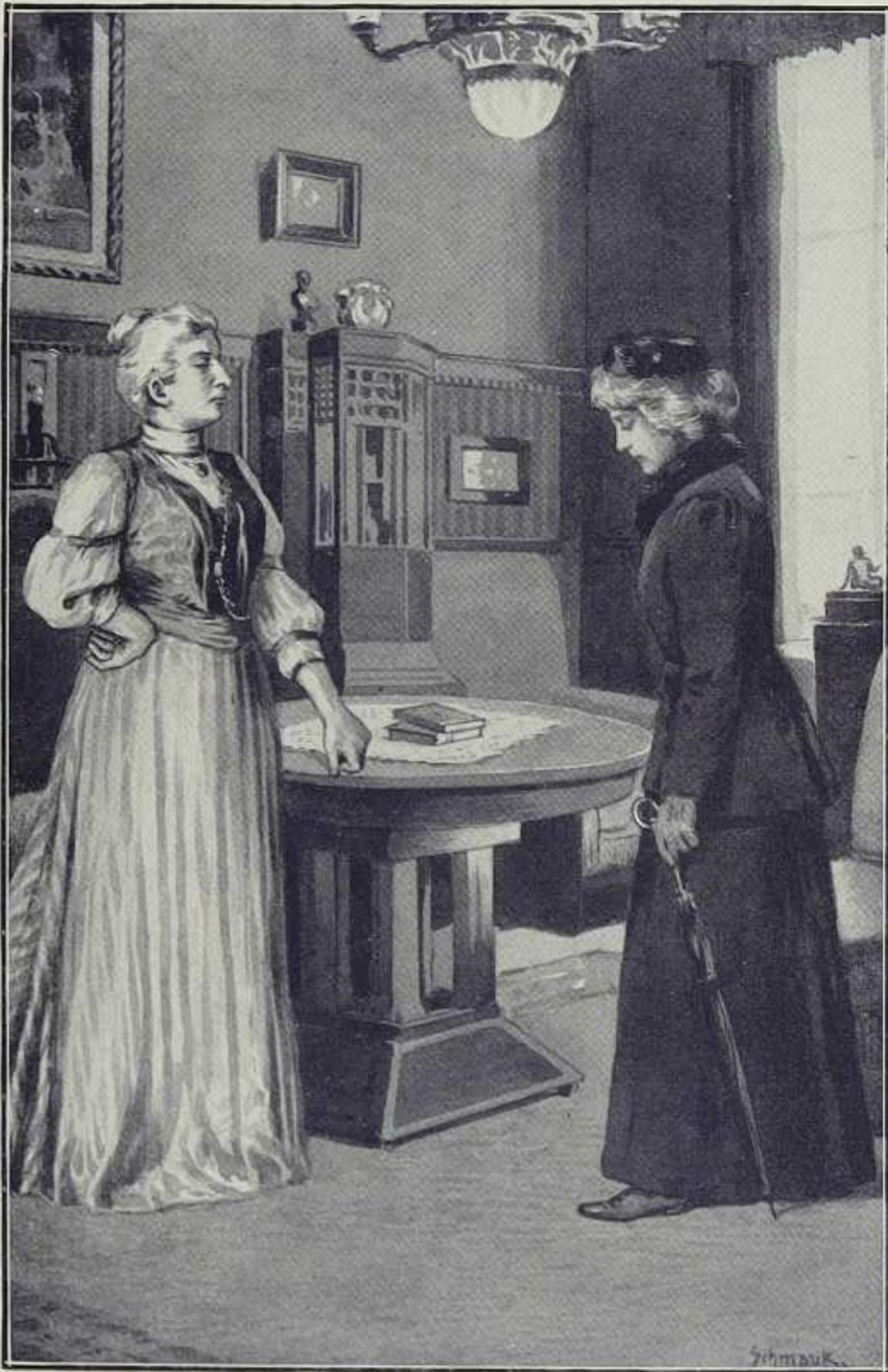
Unruhig irrten ihre Gedanken zurück zu dem Krankenzimmer, das sie in der Morgenfrühe des Wintertages verlassen hatte.

Wie bleich das liebe, zarte Antlitz ihrer noch immer schönen Mutter auf den Kissen ihres Leidenslagers geruht hatte, umrahmt von seiner reichen, blonden Haarfülle!

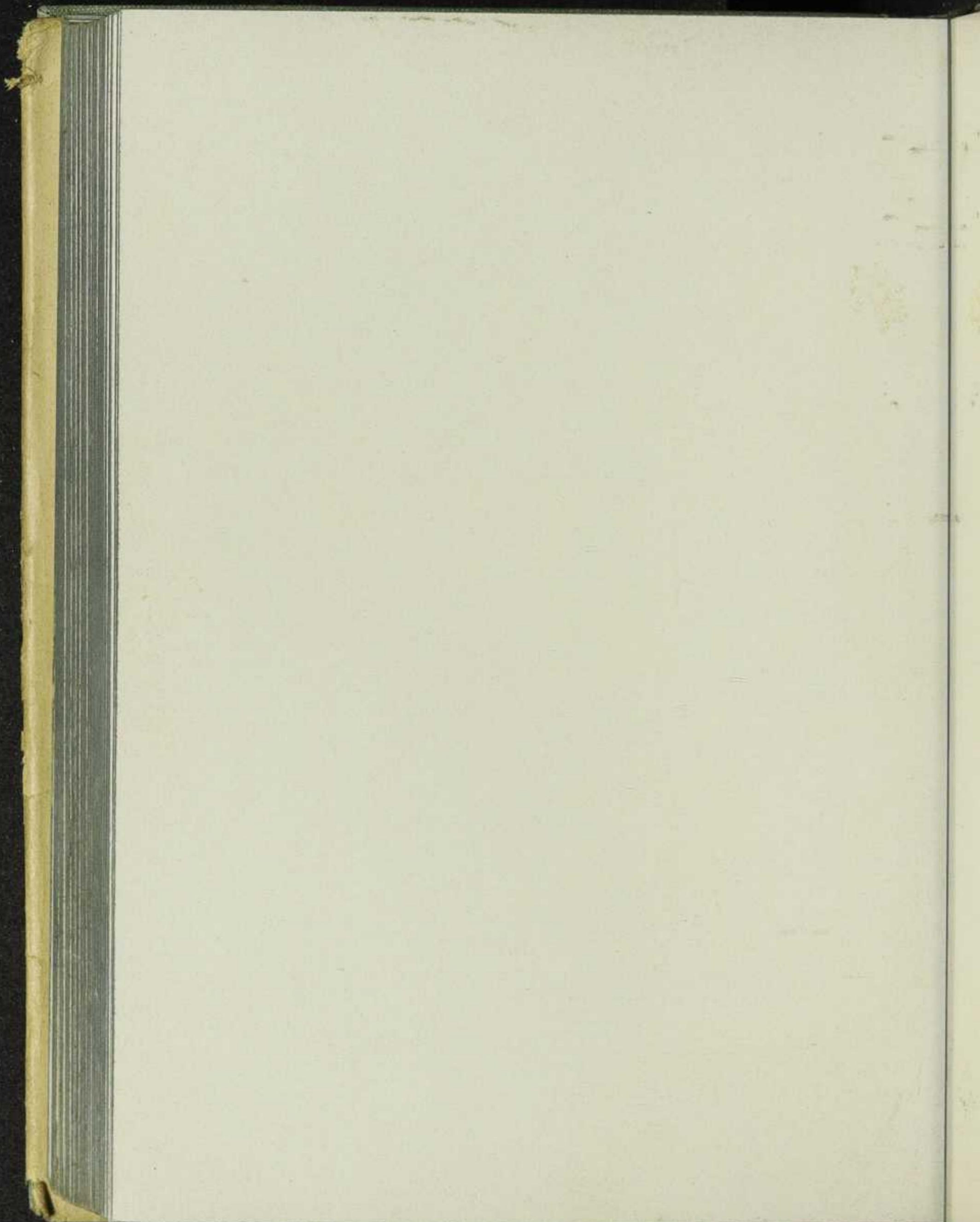
Wenn nur Bruder Burkhard nicht versäumte, der Kranken rechtzeitig die Arznei zu reichen! Anneliese hatte es ihm dringend eingeschärft, bevor sie sich auf den Weg machte.

Wie der frischgefallene Schnee unter ihren Füßen geknirscht hatte, als sie flüchtigen Schrittes zum Bahnhofe geeilt war!

Anneliese hatte zu Beginn des Weges vor Frost gezittert in ihrem dünnen, abgenutzten Winterjäckchen.



Der Mutter Ebenbild. Seite 267.



Später im überfüllten Eisenbahnwagen, der sie der nahen Hauptstadt zuführte, war es warm gewesen. Selbstverständlich hatte sie eine Fahrkarte dritter Klasse genommen, mußte doch daheim jeder Pfennig sorgsam zurate gehalten werden. Aber die fremden Leute, die mit ihr gefahren, waren ihr alle so freundlich begegnet, namentlich die dicke, alte Dame, die ihren Hund hereingeschmuggelt hatte. Das Tier hatte sich durch Knurren und Heulen verraten, und als seine Besitzerin es mit der Bitte, doch ihr Schoßhündchen nicht dem Schaffner zu verraten, aus einem Reisekörbchen hervorgeholt hatte, da erwies es sich als ein recht ansehnlicher, großer, langer Hund.

Anneliese mußte trotz ihrer Aufregung in der Erinnerung an das ausgewachsene Schoßhündchen lächeln.

Plötzlich schrak sie zusammen. Eine Tür war aufgegangen, und die Besitzerin des Zimmers war eingetreten.

Mit dem Ausdruck tiefer Bangigkeit forschten Anneliesens Augen in dem Antlitz der Gefürchteten.

Sie sah sich einer hochgewachsenen Dame mit ergrautem Haar gegenüber. Ihre Gesichtszüge erschienen auf den ersten Blick unsympathisch in der Härte ihrer Form und der Kälte des Ausdrucks.

„Ich bin gewohnt, meine Pflicht zu tun“ — das war's, was dies Antlitz redete. „Aber,“ so stand da ferner zu lesen, „ich verlange auch, daß andere ihre Pflicht erfüllen!“

Durch Anneliesens geängstigte Seele fuhr wie ein Blitz der Gedanke: „Wäre ich doch nie gekommen! Hier wird alles vergeblich sein.“

Nichtsdestoweniger faßte sie sich und hob den abgeirrten Blick aufs neue zu der kühlen, abwartenden, prüfenden Miene der Älteren.

„Ich bin Ihnen fremd,“ begann sie mit zitternden Lippen, „meine Mutter — —“

Sie stockte, aber ihre Zuhörerin kam ihr nicht zu Hilfe.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sprach Mathilde von Lenz förmlich.

„Ach, bitte, reden Sie mich doch nicht so fremd an, ich bin doch Ihrer Schwester Kind —“.

Ein schüchternes, liebliches Lächeln begleitete diese hervorgestammelte Bitte.

„Du kommst im Auftrage deiner Mutter?“ Das klang ein wenig freundlicher. Anneliese schüttelte den Kopf.

„Nein, o nein! Mama weiß nichts von diesem Besuch. Sie ist krank; wir wohnen seit Michaelis in Wolfshausen. Mama war schon krank, als wir aus Schweden ankamen.“

Eine Pause trat ein. Der ferne Verkehrslärm der Großstadt drang gedämpft von unten empor in die Wohnung der vornehmen Straße.

„Was fehlt deiner Mutter? An welcher Krankheit leidet sie?“

„Typhus mit langwierigen Folgen. Aber die Lebensgefahr ist hoffentlich überstanden, dem lieben Gott sei Dank dafür!“

Wieder entstand eine Pause.

„Und was führt dich heute zu mir, liebes Kind?“

Die Gefragte rang sichtlich nach Atem.

„Ich las in der Zeitung, daß ein Krankenstuhl billig zu verkaufen oder auch zu verleihen sei. Ich war heut früh schon da und habe ihn auch zum Glück bekommen. Wir wollen Mutter im Frühling darin spazieren fahren, damit sie ins Freie gelangt.

Daß ich auch hierher gegangen bin, davon ahnt sie nichts. Ich weiß wohl, daß — daß Mütterchen Ihnen fremd geworden ist, und Sie einander nicht gesehen haben, seit sie meinem lieben Väterchen nach Schweden gefolgt ist, und daß Sie ihr fast niemals geschrieben haben. Aber nun war sie so krank, und mein kleiner Bruder Burkhard und ich fühlten uns so verlassen während ihrer Krankheit. Seit Väterchens Tode —“

Anneliese konnte plötzlich nicht weitersprechen. Ein bitterliches Schluchzen übermannte sie.

Schweigend ließ Mathilde von Lenz ihren Blick auf der Weinenden ruhen. Der helle Winter Sonnenstreif, der sich durch die Spizenvorhänge der Fenster in das trauliche Gemach herniederspann, glitt hinweg über das lichte Kraushaar, das in anmutiger Fülle unter des Mädchens Pelzmütchen hervorquoll. Starren Auges, gedankenverloren haftete des älteren Fräuleins Blick an dem goldig-schimmernden Gespinnst — —

Genau solches Haar hatte einst das Haupt der schönen Anna Elisabeth von Lenz geziert, die gleiche Anmut und Lieblichkeit der Erscheinung, des Wesens, des Lächelns war auch jener eigen gewesen.

Sogar ihre Mitschülerinnen hatten ein bevorzugtes Geschöpf in ihr erblickt. Es war einmal vorgekommen, daß ein Lehrer in der ersten Klasse, die Mathildens jüngere Schwester damals besuchte, jenes philosophische Gedicht besprach, das Schiller „Das Glück“ betitelt hat:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon  
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt;  
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,  
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!“

Als der Lehrer nach einem Beispiel gefragt und sich in der Erwartung umgeschaut hatte, daß man ihm etwa Goethe zur Antwort geben würde, da hatte die Reckste und Vorlauteste der Klasse den Finger gehoben und, belohnt vom Jubel ihrer Mitschülerinnen, Anneliese von Lenz genannt.

Noch heute, mit ergrautem Haar entsann sich die damals bereits erwachsene ältere Schwester genau der Mittagsstunde, da die Jüngste, aus der Schule heimgekehrt, errötend und schmollend den Vorfall berichtete. Die Eltern und Brüder hatten gelacht und den hübschen Familienlieb-ling geneckt, Mathilde hatte eine spöttische Bemerkung gemacht.

Wie deutlich jene Stunde aus der Vergessenheit empor- tauchte und vor ihrer Seele stand!

„Rege dich nicht so auf, liebes Kind! Möchtest du nicht versuchen, dich ein wenig zu beruhigen? Es ist ja ein großes Glück, daß die Ärzte die Lebensgefahr für überwunden erklären. Ich habe dich doch recht verstanden?“

Das weinende Mädchen nickte und bemühte sich mit gewaltsamer Anstrengung, ihre Bewegung zu be-  
meistern.

„Verzeihen Sie, daß ich mich nicht besser beherrsche —  
es ist mir so schwer geworden, diesen Gang zu tun.“

So stammelte sie im Kampfe mit einem letzten Schluchzen.  
Dann strich sie sich mit dem feuchten Tuche noch einmal  
über die Augen, preßte es in der Hand zusammen und  
fuhr fort: „Es kam mir oft vor, als hätte Mutter Seh-  
sucht nach einem ihrer Geschwister. Sie war so froh und  
glücklich, als Onkel Gerhard uns vor drei Jahren in Stock-  
holm besuchte. Aber der lebt ja in Süddeutschland und  
verreißt so selten, und Onkel Karl ist überhaupt in China.  
Und Sie sind Muttters einzige Schwester, aber sie hat sich  
nie darüber ausgesprochen, warum sie nichts von einander  
hören, und ob sie sich nach Ihnen sehnt. Ich denke es  
mir nur. Und da traf es sich so mit dem Fahrstuhle,  
der bekannt gemacht wurde, und ich nahm es für einen  
Fingerzeig des lieben Gottes und dachte, ich wollte Sie  
doch einmal aufsuchen.“ Ein unsicherer, bittender Blick  
ergänzte den Satz.

Mathilde von Lenz erhob sich von ihrem Sessel.

„Also in Wolfshausen wohnt ihr jetzt? Eine Stunde  
Bahnfahrt — lege deine Jacke ab, Kind, du wirst zu  
warm und erkältest dich hinterher —.“

Sie hatte geklingelt und gab nun der eintretenden  
Dienerin Hut und Jacke ihrer Nichte, indem sie leise einen  
Auftrag hinzufügte.

„Du bist auf deiner Mutter Namen getauft worden? Und wie alt ist dein Bruder?“

„Burkhard ist acht Jahre geworden.“

„Und dein Vater hat euch in Not zurückgelassen?“ Eine helle Röthe übersflog Anneliesens Gesicht.

„Väterchen trifft keine Schuld,“ erklärte sie rasch und stolz, „er hat für uns gesorgt, so gut er konnte. Wäre nicht Mütterchens lange Krankheit gekommen — aber wir helfen uns schon durch —“

Wieder schwankte die Stimme, doch die Sprecherin faßte sich gewaltsam.

„Ich gebe Musikstunden in Wolfshausen. Mein Vater hat mich von meinem siebenten Jahre an unterrichtet, das ist nun ein rechtes Glück für uns. Er hatte auch Ersparnisse gemacht, ich sollte ein Konservatorium besuchen“ — Anneliese seufzte — „daran ist ja nun kein Gedanke mehr.“

Die wieder eintretende Jungfer unterbrach das Gespräch. Sie trug eine Platte mit Kuchen und Wein. Ihre Herrin nahm sie ihr ab und bot ihrem Besuch die Stärkung mit der vollendeten Höflichkeit, deren man sich befleißigt, wenn man keine Vertraulichkeit aufkommen lassen will.

Anneliese empfing die Erfrischung mit einer natürlichen Anmut, was der Tante nicht entging. Aber das junge Mädchen fühlte sich sichtlich nicht froh und leicht bei der Höflichkeit, mit der es bewirtet wurde.

„Du entschuldigst mich wohl für einen Augenblick,“ sagte die Wirtin und entfernte sich in das anstoßende Ge-

mach, ein freundliches, ganz von Sonnenglanz erfülltes Esszimmer, an dessen Fenster ein Hänfling lustig zwitscherte. Mitten darin stand Mathilde von Lenz still. Ja, was hatte sie eigentlich hier gewollt? In Wahrheit wollte sie nur ein paar Minuten allein und unbeobachtet sein, unbeobachtet von den jungen, klaren Augen da nebenan, deren Blick ihr unbequem war. Sie wollte sich sammeln und ihr Inneres beruhigen.

Gedankenlos starrte sie hinaus in den hellen Wintertag. Die Linden drunten auf dem freien Platze glitzerten im Raureif, als wären ihre Äste verzuckert. Bitterkalt war es, trotz des lachenden blauen Himmels.

Eine Uhr holte zum Schlage aus. Schon halb elf Uhr? Auf eine Stunde später hatte Mathilde eine Verabredung. Sie wollte mit einer Bekannten in eine Gemäldeausstellung gehen, und sie pflegte pünktlich zu sein; es war ihr Grundsatz, niemand auf sich warten zu lassen. Freilich, sie liebte es auch durchaus nicht, wenn andere sie warten ließen. Die Bekannte war zudem eine Exzellenz, an deren Verkehr ihr viel lag.

Nachher zu Mittag ward Mathilde bei Präsident von Lingens erwartet, wo sie als Hausfreundin ein gern gesehener Gast war.

In die Gemäldegalerie mochte Anneliese sie allenfalls begleiten, aber bei Präsidentens konnte sie unmöglich eingeführt werden in ihrem dürftigen, schwarzen Kleidchen, das für großstädtische Ansprüche schon etwas aus der Mode gekommen war. Bei Präsidentens waren meist noch

mehr Gäste geladen, und man pflegte sich elegant zu kleiden, namentlich heute am Sonntage.

Wie lästig und ungelegen, daß Anneliese gerade einen solchen für ihren Besuch gewählt hatte! Nun ja, sie wollte keine Klavierstunden versäumen, das ließ sich denken. Und dann, wenn man's recht überlegte, Mathilde war ja eigentlich täglich durch ähnliche Verpflichtungen wie heute in Anspruch genommen.

Das Gesellschaftsleben, das sie führte, ließ sie selten zur Ruhe kommen. Die Bewohner einer stillen Kleinstadt mochten vielleicht nicht den rechten Begriff haben von den Anforderungen, die der Tag an eine Großstädterin stellte.

Dies unerwünschte Erinnertwerden an Kämpfe, Sorgen und Herzensqualen, die man schon endgültig der Vergangenheit anheimgegeben glaubte, war in der That sehr unbehaglich.

Fünf Minuten nach halb elf Uhr. Der Zeiger rückte unaufhaltsam vor.

Mathilde von Lenz kehrte in ihr Empfangszimmer zurück.

„Mein liebes Kind,“ begann sie in raschem, leichtem Tone, „du mußt meine Frage entschuldigen: Hast du noch Besorgungen vor? Mit welchem Zuge gedachtest du nach Wolfshausen zurückzufahren?“

„Elf Uhr fünfundzwanzig. Ich muß auf jeden Fall zu Mittag zurück sein. Unsere Aufwärterin bleibt Sonntags aus, und ich sorge fürs Mittagessen.“

Mathilde von Lenz atmete erleichtert auf.

„So, so! Das ist ja schade — das heißt, ich bin nämlich leider zu Mittag ausgebeten, habe außerdem vorher noch eine Verabredung nach der Kunstausstellung und versprochen, pünktlich um halb zwölf Uhr dort zu sein. Ich kann das alles jetzt nicht mehr rückgängig machen und dich daher nicht zum Bleiben auffordern, so gern ich das zu jeder andern Zeit täte.“

Das junge Mädchen erhob sich sofort.

„O, wir haben nicht solche Eile!“ wehrte Mathilde höflich. „Nuch gehen wir erst noch ein Stück Weges miteinander, und du wirst mir hoffentlich unterwegs noch allerlei von Hause erzählen. Wir können uns ja einstweilen rüsten, falls du vielleicht Eisenbahnfieber hast. Es tut mir herzlich leid, daß du es so unglücklich triffst!“

Anneliese entgegnete kein Wort. Still und ernst nahm sie ihre Sachen wieder in Empfang.

Ein wenig später waren Tante und Nichte miteinander unterwegs.

Stattlich, im pelzverbrämten Seidenmantel und modernen Winterhute durchschritt Mathilde von Lenz an der Seite des jungen Mädchens die Allee, die nach dem Bahnhofe führte. Sie ließ sich allerlei aus dem Leben und über die Einrichtung der Verwandten berichten und lauschte aufmerksam und teilnehmend den Worten ihrer Begleiterin.

Nun hatten sie den Bahnhof erreicht, der Abschied mußte erfolgen.

Mathilde von Lenz ließ sich die Adresse ihrer ver-

witweten Schwester sagen und sprach dann, Anneliese freundlich die Hand reichend: „Also nochmals Dank für deinen Besuch, liebes Kind! Es ist wohl besser, du sagst deiner Mutter vorläufig nichts davon, es würde sie nur aufregen und könnte ihr schaden. Du sollst in den nächsten Tagen brieflich von mir hören.“

Wie gesagt, ich bedaure lebhaft, daß du es so ungünstig getroffen hast! In einer Großstadt ist man leider, namentlich im Winter, eine Sklavin der Geselligkeit.

Nun wünsche ich, daß du gut nach Hause kommst, und entschuldige meine Eile. Adieu, liebes Kind! Auf Wiedersehen!“ —

Noch einige Minuten vor der verabredeten Zeit betrat Fräulein von Lenz die Kunstausstellung. Zu ihrer mißliebigen Überraschung traf sie die Erzellenz gerade im Begriff, wieder fortzugehen. Diese erklärte ihr mit einigen flüchtigen Entschuldigungen, daß sie einer andern Erzellenz zu Gefallen ihren Tagesplan habe ändern müssen und daher die Ausstellung schon ein wenig früher besuchen habe, womit sie soeben fertig sei. Übrigens seien viele Bilder höchst sehenswert. Damit rauschte sie huldvoll grüßend von dannen.

Es war ein bedeutender und gefeierter Künstler, der heute ausstellte; eine zahlreiche Menschenmenge durchwogte die Räume und drängte sich vor einzelnen Bildern. Am häufigsten war eins der Gemälde von wechselnden Zuschauern belagert; man pries es als die Perle der Ausstellung.

„Verwaist“ lautete der Titel im Kataloge.

Der Beschauer blickte in ein ärmliches Gemach, das von Leidtragenden in Trauergewändern erfüllt war.

Um Sarge der Witwe, die man bestatten wollte, standen die hinterbliebenen Kinder der Verstorbenen.

Es war ein schlichtes Bild und doch wundervoll in seiner Einfachheit und Lebenswahrheit. Die Stufenleiter verschiedenartiger Empfindungen in den Mienen der Kinder war fein und tief zum Ausdruck gebracht, vom verständnislosen Staunen des kleinsten Knaben bis zur verzweiflungsvollen Trostlosigkeit des ältesten, halberwachsenen Mädchens.

Als Mathilde von Lenz sich nach langem Anschauen von dem Bilde trennte, war ihre Miene ernst und gedankenvoll, und sie schenkte den übrigen Bildern nur noch geringe Beachtung.

Vor der Thür wurde sie von einer Bekannten angeredet.

„Da kann ich Ihnen ja noch guten Morgen sagen, liebes, gnädiges Fräulein,“ sprach die Dame. „Ich sah Sie nämlich schon vorhin am Bahnhofe, als Sie sich von einer jungen Dame verabschiedeten. Die Kleine war wohl fremd hier? Ein allerliebstes Gesichtchen! Das arme Ding fiel mir auf, weil sie nachher, als Sie fort waren, so bitterlich weinte. Was fehlte ihr nur?“

„Sie war in Sorge um ihre kranke Mutter,“ entgegnete Mathilde von Lenz und errötete bei der Antwort.

Sehr schnell und gewandt lenkte sie das Gespräch auf

etwas anderes und verabschiedete sich dann hastig unter dem Vorgeben, es eilig zu haben.

Mit langsamen Schritten, die den Vorwand Lügen strafte, machte sie sich, sobald die Bekannte außer Sicht war, auf den Weg nach der schönen Villa ihrer Freunde, der Familie des Präsidenten von Lingen.

Dort erschien sie als Erste eines Kreises eleganter und auserlesener Tischgäste, in deren Mitte sie angenehme Stunden verlebte.

Nach dem Mittagessen zerstreute die Gesellschaft sich in den verschiedenen Räumen des Hauses, unter denen sich auch eine in einen Wintergarten umgewandelte Veranda befand. Dort gesellte sich die viel in Anspruch genommene Hausfrau zu ihrer Jugendfreundin Mathilde, um ihr eine neu erworbene Palme zu zeigen.

„Weißt du eigentlich, Mathilde, daß der Oberamtsrichter von Hart so sehr krank ist? Ein Schlaganfall! Wer hätte gedacht, daß der gefeierte Held der Juristenbälle einmal als Junggeselle enden würde!“

„Steht es denn so schlimm mit ihm?“ Die Frage klang eigentümlich bewegt. Der Präsidentin fiel es nicht auf. Als Gastgeberin folgte sie immer mit halber Aufmerksamkeit den Vorgängen im Nebenzimmer, wo junge Leute am Flügel darüber verhandelten, ob man musizieren wolle.

„Sehr schlimm, leider! Mein Mann hat heute früh nämlich den Sanitätsrat gesprochen, der ihn behandelt. Übrigens, sag doch mal, Mathilde, ich wollte dich

schon längst danach fragen: Ist es wahr, daß Günther von Hart damals, als er so viel in eurem Hause verkehrte, um Anneliese angehalten hat? Neulich wurde das behauptet. Ich wollte es nicht glauben, du hast doch nie eine Silbe davon angedeutet!"

Mathilde von Lenz blickte ernst und schweigend vor sich hin.

„Doch, es ist wahr,“ entgegnete sie dann mit leiser Bitterkeit im Tone, „er hat sich sehr für sie interessiert.“

„Und sich einen Korb von ihr geholt? Ach, also wirklich! Du, dann hat er wohl deshalb nicht geheiratet! Wie interessant! Davon hatte ich keine Ahnung! Ein Wunder ist es freilich nicht, wenn ich so denke, was für ein entzückendes Geschöpf eure Anneliese war. Und so gutherzig dabei! Ich weiß noch deutlich, wie sie als kleines Ding — ich war den Tag bei euch zu Besuch — das ganze Haus in Aufregung versetzte, weil sie einer alten, blinden Frau beim Betteln geholfen und ihr den Almosensteller nachgetragen hatte. Schade, daß sie den Hart nicht zum Manne genommen hat, wo er dann so brillante Karriere machte! Und wie traurig, daß sie so jung Witwe geworden ist! Wollte sie nicht mit ihren Kindern wieder nach Deutschland kommen? Du hörst wohl selten von ihr?“

Mathilde von Lenz war froh, daß ein anderer hinzutretender Gast sie der Antwort überhob. Erleichtert atmete sie auf. Die Präsidentin aber vergaß ihre Frage alsbald über ihren Hausfrauenpflichten, wenigstens kam sie im Laufe des Nachmittags nicht darauf zurück.

Die Stunden verstrichen in angenehmem Geplauder; es ward musiziert und schließlich noch verabredet, miteinander ins Theater zu gehen, wo ein neues Lustspiel gegeben wurde. Ein junger Herr erbot sich, an der Abendkasse Eintrittskarten zu besorgen.

Auch Mathilde von Lenz erklärte sich zur Teilnahme bereit; sie müsse allerdings zuvor noch einmal nach Hause gehen, so sagte sie, um sich Haus Schlüssel und Opernglas zu holen. Am Theater würde sie dann mit den Freunden wieder zusammentreffen.

Daheim rüstete sie sich für den Theaterbesuch und war gerade im Begriff, sich auf den Weg zu machen, als am Eingange ihrer Wohnung die Glocke ertönte.

Die Jungfer hatte ihren freien Sonntag, Mathilde von Lenz öffnete selber. Ein Bote stand draußen mit einem Briefe.

„Gnädige Frau lassen gnädigem Fräulein sagen, die Vorstellung im Theater wäre geändert. Ich soll auf Antwort warten.“

Beim Scheine ihrer Korridorlampe übersflog Mathilde von Lenz die Zeilen der Freundin:

„Liebsteß Herz! Wie schade, daß uns unser netter Plan vereitelt ist! Willst Du statt dessen für den Abend mit uns vorlieb nehmen? Du würdest uns sehr erfreuen! Denke Dir, eben erzählt mein Vetter, daß Günther von Hart schon heute mittag gestorben ist!

Also auf Wiedersehen!

Deine Agathe von Lingen.“

„Sagen Sie der gnädigen Frau, daß ich nicht zum Abendessen käme, vielleicht später noch auf eine Stunde.“

Der Bote entfernte sich mit dem Bescheid.

Mathilde von Lenz saß allein bei der Lampe in ihrem traulichen Wohngemach. Ihr Blick haftete starr an der Stelle des Briefes, die ihr Kunde gab von dem Tode des Mannes, der vor Jahren als Jüngling ein täglicher Gast ihres Elternhauses gewesen war.

Nach einer Weile erhob sie sich, räumte Abendmantel, Opernglas und Hausschlüssel beiseite und sah nach dem Ofen. Dann stand sie lange untätig und starrte vor sich hin.

Es war so still, so herzbedrückend leer und einsam um sie her.

Auf einmal, aus tiefem Sinnen heraus, gleichsam einem innern Zwange folgend, ging sie zu einem altertümlichen Schranke und kramte in seinem Innern umher, bis sie in einem Winkel eine kleine Truhe gefunden hatte. Die trug sie in den Lichtkreis der Lampe und häufte ihren Inhalt auf den Tisch: vertrocknete Blumen, vergilbte Briefe und Bilder.

Gedankenverloren neigte sie das ergraute Haupt über die Andenken aus ferner Zeit.

In der Heimat ihrer Jugend machten ihre Gedanken Rast. Da lag es in seinem schattigen, herrlichen Garten, das altmodische hellgetünchte Elternhaus mit seinen hellgrünen Fensterläden! Sonnenüberflutet dehnte sich hinter ihm der wildwuchernde Rasenteppich. An seinem Saume spannte die alte Rotbuche ihr prächtiges Schattenzelt hoch

zwischen Himmelsblau und Rasengrün, wo in leuchtendem Frühlingsglanze Tausende von Maßliebchen, Ehrenpreis und Ringelblumen blühten.

Da war auch das Gartenhäuschen mit Baumrinde gedeckt, Borkenhäuschen nannten sie es, mit seinen bequemen Korbsesseln, wo an schönen Sommerabenden Tee getrunken wurde. Die Abendröte flammte durch die Zweige der Rotbuche. Alle waren zum Tee versammelt, die Eltern und die Brüder. Agathe von Lingen, damals noch Agathe von Reventlow, führte ein neckendes Wortgefecht mit den Söhnen des Hauses. Deren stattlicher Freund, Günther von Hart, nahm Mathilde artig die gefüllten Teetassen ab und reichte sie im Kreise umher.

Ein wenig seitwärts vom Borkenhäuschen, dort wo zwei blühende Birnbäume gerade in der rechten Entfernung voneinander standen, um einer Schaukel Raum zwischen ihren Stämmen zu gewähren, schimmerte das helle Kleid einer schlanken, kindlich jungen Gestalt.

Anneliesens Lieblingsplatz war die Schaukel. Da schwang sie sich hoch hinauf bis in die Blütenäste, und ihr liches Haar umwehte das lachende Gesicht.

„Anneliese! Du mußt nun aber endlich zu Bett gehen!“

Jedermann im Kreise am Teetische hatte ein bittendes Wort für den reizenden Liebling des Hauses.

Schließlich half aber nichts mehr, Anneliese mußte kommen und Gutenacht sagen. Lachend über die Scherze und Neckereien, die sie noch mit auf den Weg bekam, lief

sie ins Haus, und drinnen am offenen Fenster hörte man sie noch eine Melodie trällern.

Im Borkenhäuschen schimmerte bis spät in die Nacht die Lampe in den dunkeln Garten hinaus. Die jungen Leute lasen mit verteilten Rollen, plauderten, scherzten und stritten miteinander.

Vom Rasen herüber wehte kühler, frischer Blumenhauch, Fledermäuse flogen ums Dach, und vorwitzige Nachtfalter flatterten herein und taumelten gegen die Lampenkuppel.

Mitunter stand hoch droben der Mond in seiner stillen, feierlichen Pracht — —

O unvergeßliche, sorglose, jugendfrohe Frühlingszeit!

Wie besonders schön und ergreifend klangen des Dichters Worte, wenn Günther von Hart ihnen seine klangvolle Stimme lieh!

Zwar gesellten sich außer ihm auch andere junge Freunde der Brüder zu dem Kreise, aber keinen stellte Mathilde in ihrem Herzen über Günther von Hart.

Zwei, drei solcher Frühlinge verrannen. Die Jahre reiheten sich aneinander, Anneliese war bald kein Schulmädchen mehr. Aber ihr lichteß Haar, nun nicht mehr in langen Zöpfen herabhängend, krönte die anmutige Gestalt im Trauergewande: dem glücklichen Hause waren binnen kurzer Frist die Eltern entrisen worden.

Und dann kam der Tag, der Mathilde von Lenz die heimliche, selige Hoffnung ihrer Jugend kostete.

Heute noch, an diesem Winterabend, einsam und ge-

altert, spürte sie den Schmerz jener Stunde in der Erinnerung.

War sie denn blind gewesen all die lange Zeit hindurch? Nicht sie, nein, ihre holde, junge Schwester begehrte der Freund des Hauses zur Frau.

Und ihr, die seit dem Tode der Eltern Mutterstelle an der Jüngeren vertrat, gerade ihr trug er seine Bitte vor. Von Mathildens Lippen vernahm er Anneliesens Antwort: sie schätze und verehere ihn, aber ihm angehören könne sie nicht. Ein junger, unbemittelter und unberühmter Musiker hatte ihr Herz gewonnen, ihm folgte sie alsbald in die weite Welt hinaus.

Mathilde von Lenz hatte ihr Haupt auf die Hand gestützt, da sie einsam in ihrem stillen Zimmer jener bittersten Tage ihres Lebens gedachte.

Jahrzehnte hindurch hatte sie der Schwester gegrollt. Vereinsamt und arm an Liebe, selbstsüchtig und kaltherzig war sie geworden im Laufe dieser Jahre. Wer anders trug die Schuld daran als Anneliesens siegreicher Liebreiz, der Mathilde immer und überall, im Elternhause, im Freundeskreise, im Ballsaale und im Herzen des Jugendfreundes in Schatten gestellt hatte.

„Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos  
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!  
Laß sie die Glückliche sein, du schaußt sie, du bist der Beglückte!  
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.“

Woher kamen der Sinnenden plötzlich die Verse, die sie seit ihrer Schulzeit nicht wieder gelesen hatte?

Nein, sie hatte nicht vermocht, sich zu der Höhe einer derartigen Anschauung zu erheben. Sie konnte der Fernen, Glücklichen nie verzeihen, daß sie ihr das Kleinod ihrer Jugendträume geraubt und es dann verschmährt hatte.

Und heute nun war der Tod gekommen und hatte den aus dem Leben gerufen, dessen Herzenseinsamkeit durch Anneliesens Holdseligkeit verschuldet worden gleichwie diejenige Mathildens.

Es war so still, so todeseinsam im Gemache, wo sie ihren Jugenderinnerungen nachhing. Die Uhr holte zum Schlage aus und verkündete die zehnte Abendstunde.

Mathilde erhob sich, räumte die vergilbten und verdorrten Zeugen der Vergangenheit in die Schatulle wieder ein und stellte diese an ihren Platz zurück.

Am folgenden Tage warteten ihrer neue Gesellschaftspflichten, darum beschloß sie, den versprochenen Brief an ihre Nichte sofort noch am heutigen Abend zu schreiben.

Schnell, als fürchte sie, in ihrem Vorsatz wankend zu werden, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und begann:

„Mein liebes Kind!

Bevor Du jugendlich rasch den Entschluß ausführtest, mich aufzusuchen, hättest Du besser den Rat Deiner Mutter über diesen Schritt eingeholt. Sie würde Dir gesagt haben, daß zwischen ihr und mir die Bande innigeren Einvernehmens, wie es unter Schwestern sonst zu herrschen pflegt, in langjähriger Entfremdung so sehr gelockert worden sind, daß sie sich nicht so ohne weiteres dem Eingriff unerfahrener Hände fügen. Was uns Schwestern von einander trennt

hat, entzieht sich Deinem noch ungerreifen Urteile, liebe Anneliese. Genug, die Tatsache ist da."

Die Schreibende hielt inne und sann unschlüssig nach. Sie hatte es sich leichter vorgestellt, diesen Brief zu schreiben.

Merkwürdig, wie die jüngere Anneliese Zug um Zug ihrer Mutter glich! So schüchtern und flehend pflegte auch die Schwester einst dreinzuschauen, wenn sie auf eigene Hand einen unbesonnenen Streich ausgeübt hatte und Verzeihung erbitten wollte.

Fort mit den alten Erinnerungen! Es galt, in diesem Briefe mit ruhiger Überlegung die Schranken zu ziehen für die Annäherung der Verwandten. Mathilde war nicht gesonnen, die Vorteile ihrer behaglichen, unabhängigen Lebensweise zugunsten hilfsbedürftiger Angehöriger einzuschränken.

Nach längerer Überlegung fuhr sie fort:

„Halte mich doch nicht für hart und kalt, wenn ich Dir aus der Fülle langjähriger Lebenserfahrung heraus, die ich mir erworben habe, offen sage, daß ich mir für alle Beteiligten nicht viel von einer Wiederannäherung nach so langer Entfremdung verspreche. Das Leben hat Deine Mutter und mich gelehrt, unsere Geschwister zu entbehren. Wir haben eine jede unsern Kreis von Pflichten und Beziehungen, die uns in Anspruch nehmen und unsere Zeit ausfüllen.

Wenn ich Dich recht verstanden habe, so seid Ihr vor Not geschützt. Andernfalls bin ich selbstverständlich stets zur Hilfe bereit, entsprechend meinen Mitteln, die leider

auch nicht so ausgiebig sind, wie es für unerfahrene Augen vielleicht den Anschein haben mag.

Ich überlasse es Dir, ob Du Deine Mutter von diesen Zeilen in Kenntniß setzen willst oder nicht. Solltest Du mir einmal wieder die Freude Deines Besuches zugedacht haben, so bitte ich Dich, mich Deine Absicht vorher wissen zu lassen, damit Du mich nicht etwa verfehlst.

Mit den besten Wünschen für baldige Genesung Deiner Mutter bin ich mit freundlichen Grüßen

Deine Mathilde von Lenz."

Als der Brief vollendet und postfertig gemacht war, atmete die Schreiberin erleichtert auf. Das war ein schweres Stück Arbeit gewesen, aber nun war gottlob diese Angelegenheit erledigt.

Sie ließ den Brief auf ihrem Schreibtische liegen und begab sich zur Ruhe, denn Mitternacht war nahe. Aber die Uhr hatte bereits die zweite Stunde nach Mitternacht verkündet, ohne daß ihre Besitzerin der Schlaf, den sie nachgerade mit fieberhafter Ungeduld ersehnte, von ihren unruhigen Gedanken erlöste.

Erst gegen Morgen verfiel sie endlich in einen unruhigen Schlummer, in dem sich die Eindrücke des verflossenen Tages mit den Erinnerungen aus der Vergangenheit zu wirren, quälenden Traumbildern vermischten.

Ihr war, als säße sie im Gartenhäuschen ihrer Eltern, dem verstorbenen Jugendfreunde gegenüber. Der sah sie vorwurfsvoll an und sprach: „Ich bin am Bahnhose Anne-

liese begegnet, sie weinte so bitterlich. Warum haben Sie das Kind gekränkt, Fräulein Mathilde?"

„Weil sie so schön und lieblich ist und alles ihr eigen nennt, was ich in meiner Jugend vergeblich ersehnt habe!“

So antwortete die Beschuldigte im Traum.

Da schaute Günther von Hart sie an mit traurig vorwurfsvollem Blick, der ihr tief in die innerste Seele drang.

„Wie hätte ich Sie jemals lieb gewinnen können, Fräulein Mathilde?“ so sprach er langsam in ernstem Tone.

„Sie haben ja gar kein Herz. Aus Neid und Mißgunst haben Sie sich losgesagt von Ihrer schöneren Schwester. Sie denken ja nur an sich selbst!“

Vom Klange dieser Worte erwachte die Schläferin. Verstört blickte sie um sich.

Ein trüber Wintermorgen erhellte bereits das Schlafgemach, die Uhr zeigte die neunte Stunde. Mathilde hatte lange in den Tag hinein geschlafen.

Draußen schneite es in großen Flocken, und es mußte schon in der Nacht Schnee gefallen sein, denn der freie Platz mit den Bäumen drunten trug eine dichte, weiße Decke.

Ein dumpfes Gefühl von Angst, Scham und Reue belastete die Seele der Erwachenden.

Gut, daß sie den Brief noch nicht abgesandt hatte!

Lieber wollte sie die Sache doch noch einmal in Erwägung ziehen und einen andern Brief schreiben. Überhaupt, dergleichen ließ sich doch eigentlich, wenn man's recht bedachte, schlecht schriftlich erledigen.

Nachdem Mathilde von Lenz ihr Frühstück eingenommen hatte, ging sie an ihren Schreibtisch, wo der Brief lag.

Aber — sie erschrak — wo war er denn geblieben? Wahrscheinlich hatte das Mädchen ihn beim Abstäuben verlegt. Diese unangenehme Gewohnheit, die Dinge nicht wieder an ihren Platz zu tun!

Mathilde von Lenz klingelte.

„Wo ist der Brief hingekommen, der hier auf meinem Schreibtisch lag?“

„Ach, gnädiges Fräulein, den habe ich gleich mit hinausgenommen und dem Milchmädchen mitgegeben! Die steckt ihn ganz ordentlich ein. Es war ja schon eine Marke darauf!“

Die Jungfer war sichtlich stolz auf ihre Findigkeit, sich einen Gang durch den Schnee zu ersparen.

Ihre Herrin war ganz blaß geworden. Sie hatte eine scharfe Zurechtweisung auf den Lippen, aber sie sprach sie nicht aus. Tonlos erteilte sie dem Mädchen eine Wirtschaftsanordnung.

Die nächste Viertelstunde fand Mathilde bereits auf dem Wege nach dem Hauptpostamt, das ihrer Wohnung nahe gelegen war. Trotzdem dünkte der Weg durch den stiebenden Schnee auf dem schlüpfrigen Steige sie endlos, und sie fürchtete, zu spät zu kommen für ihr Vorhaben.

Aber sie hatte Glück. Die von der letzten Abholung eingelieferten Postfächer wurden eben erst fortiert. Ihre dringende Bitte um Rückgabe ihres Briefes fand erst nach vielen Weiterungen Gehör. Vielleicht wäre sie gar nicht erfolgt, wenn nicht ein höherer Beamter, der Mathilde von

Lenz persönlich kannte, ihr seinen Beistand gewährt hätte. Dank seinen Bemühungen gelang es ihr, nach einem unbehaglichen Aufenthalt von einer halben Stunde ihren Brief unverfehrt zurückzuerhalten.

Sie atmete auf, als hätte sie etwas Großes erreicht. Während sie vorhin durch Schnee und Kälte der Post zueilte, da war sie von einer Empfindung beherrscht worden, als hinge alle zukünftige Ruhe und Zufriedenheit ihrer Seele einzig von der Wiedererlangung des Briefes ab. Gott sei Dank, nun hatte sie ihn sicher und wohlgeborgen in der Tasche!

Wie aus einer persönlichen Gefahr errettet, so frohgestimmt trat sie den Heimweg an.

Ein Bekannter, der sie unterwegs begrüßte, sah sie verwundert an. Er selbst war recht verdrießlich über das Schneetreiben, und es kam ihm merkwürdig vor, daß sie so heiter und liebenswürdig seinen Gruß erwiderte. Förmlich verjüngt hatte ihr von der frischen Kälte gerötetes, froh belebtes Gesicht ausgesehen.

Heimgekehrt, sagte Mathilde ihrer Jungfer, daß sie gleich nach Tisch verreisen wolle, und gab ihr den Auftrag, einen Kaffee, zu dem sie erwartet wurde, abzusagen.

Es war gegen vier Uhr am Nachmittage, als der Eisenbahnzug aus der Residenz in Wolfshausen hielt.

„Also Brauergildenstraße 17,“ sprach Mathilde von Lenz vor sich hin, als sie vom Bahnhofe in das Städtchen schritt. Es hatte aufgehört zu schneien, und der Himmel war hell geworden.

Ein kleines Schulfädchen, das mit einer Schar Altersgenossinnen aus der Pforte eines Schulhofes ins Freie gesprungen kam und sich gerade bückte, um einen Schneeball zu machen, blickte auf die Frage der Fremden zu ihr auf und wies ihr dienstfertig den Weg. Bald hatte Mathilde die richtige Straße aufgefunden. Klopfenden Herzens stand sie still und betrachtete das schlichte, kleinstädtisch niedrige Haus in der engen, holprig gepflasterten Straße, dessen Tür die Nummer siebzehn trug. Im Hausflur streckte eine alte Frau neugierig ihren Kopf, den eine große, weiße Haube bekleidete, aus einem in der Wand angebrachten Schiebefenster und fragte nach dem Begehr der Fremden.

„Overbeck's? Die wohnen eine Treppe hoch!“ gab sie Bescheid.

Über den Hausflur, der mit gesprungenen, morschen Steinplatten belegt war, und dessen Mitte ein verdeckter Rinnstein bildete, führte eine enge, weißgeschuerte Holztreppe mit knarrenden, ausgetretenen Stufen in den Oberstock hinauf.

Mathilde mußte abermals ausruhend Atem schöpfen, bevor sie droben am Hanfseil des Glockenzuges zog, der am Ausgange der Treppe hing.

Auf ihr Klingeln erschien in einer Tür ein kleiner Knabe und schritt über den geborstenen Gipsboden zögernd auf die Fremde zu.

Er war blaß und schwächig, hatte dunkle Augen und dunkles Haar.

Der sieht seinem Vater ähnlich, dachte Mathilde.

„Ist deine Schwester nicht zu Hause?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

Das Kind blickte sie verwundert an.

„Die Anneliese gibt doch Klavierstunden!“

„Ach ja, daran hatte sie nicht gedacht! Was sollte nun geschehen? Wer würde die Kranke auf das überraschende Wiedersehen vorbereiten?“

„Deine Mutter ist krank,“ begann sie überlegend, „du könntest sie wohl einmal fragen, ob eine alte Bekannte sie besuchen darf?“

Der Knabe wandte sich horchend nach der Tür zurück, aus der er gekommen war.

„Mutter ruft mich! Ich komme gleich wieder!“ sagte er eilig und kehrte ins Zimmer zurück.

Dort saß seine Mutter aufrecht in den Rissen ihres Krankenlagers und sah ihm mit bleichem Antlitz und erregter Miene entgegen.

„Burkhard, wer ist da draußen?“

„Eine fremde Dame. Sie fragt nach Anneliese und sagt, sie wäre eine alte Bekannte von dir, und ob sie dich mal besuchen könnte.“

„Wie sieht sie aus? Ist sie groß, und hat sie dunkles Haar?“

„Nein, Mutti, graue Haare!“

„Geh, mein Junge,“ gebot die Kranke mit bebender Stimme „und frage sie, ob sie Mathilde von Lenz sei, und wenn sie ja sagt, so führe sie zu mir herein. Und

dann sei ein artiges Kind und geh schnell wieder hinaus, bis ich dich rufe!"

Der Knabe nickte gehorsam.

In der nächsten Minute stand Mathilde auf der Schwelle, und tief erschüttert blickten die Schwestern einander in die Augen.

"Ich habe dich an der Stimme erkannt, Tilla, als du draußen mit Burkhard sprachst! Ach, bist du es denn wirklich? Hast du es gefühlt, wie ich mich sehnte, dich vor meinem Tode noch einmal wiederzusehen — meine armen, verlassenen Kinder deinem Schutze anzuvertrauen?"

Sie brach in Tränen aus.

Da saß auch schon die Schwester auf dem Rande des Bettes, liebte und tröstete die Weinende.

"Dummes Zeug, Anneliese! Bist noch immer solch ein Hasenfuß wie früher, wenn dir etwas fehlte! Wer wird so reden! Hast so allerliebste Kinder, an denen wird der liebe Gott dich hoffentlich noch viel Freude erleben lassen!"

Die Kranke lächelte durch Tränen.

"Du sprichst, als kenntest du mein Anneliesel!"

"Kenne ich auch. War gestern bei mir. Hat sie dir gar nichts davon gesagt?"

Auf's höchste überrascht, mit großen Augen verneinte die Kranke.

"Nicht? Sieh mal an! Ein braves Mädel! Nämlich, Anneliese — die Wahrheit zu sagen, ich habe sie nicht eben gastlich aufgenommen. Nachher habe ich es bereut,

und heute bin ich hier, um meine Schuld wieder gut zu machen.

Du Ärmste! Du hast viel Trübes erlebt in den Jahren, seit — seit du fortgingest!“

„Ja, Tilla, aber auch unsäglich viel Gutes und Schönes!“

Die Kranke sprach es mit aufleuchtendem Blick.

„Du kanntest ja kaum meinen herzlieben Mann, ihr Geschwister mißbilliget ja alle meine Wahl. Er war euch nicht reich und vornehm und nicht berühmt genug für mich. Aber der liebe Gott hat unsern Bund gutgeheißen und uns Jahre reichsten Glückes geschenkt.“

Die Schwestern schwiegen.

Da wurden draußen auf dem Hausflur Stimmen laut. Burkhard empfing die heimkehrende Schwester und erstattete ihr voller Wichtigkeit Bericht über den geheimnisvollen Gast, den er zur Mutter hatte hineinführen müssen.

Gleich darauf ward hastig die Thür des Krankenzimmers geöffnet. Anneliesens Blondkopf mit rosigem, erwartungsvollem Antlitz lugte herein.

„Tante Mathilde!“

Es war ein Jubelruf. Die ihr gestern noch völlig fremde Verwandte, die sie schüchtern mit dem förmlichen „Sie“ angeredet hatte, die war plötzlich ihrem Herzen nahegerückt.

„O wie lieb von dir, Tante Mathilde, daß du gekommen bist! Siehst du, es werden doch noch Gebete erhört! Heute früh habe ich gebetet, Gott möge dein Herz freundlich stimmen. Und nun bist du da!“

Die Thür ward abermals geöffnet. Schüchtern lugte Burkhard's Schwarzkopf durch den Spalt.

„Komm nur herein, mein Junge!“ ermutigte ihn Tante Mathilde, ihre übermächtige Bewegung hinter einem scherzenden Tone verbergend, „du möchtest dir auch die vom Himmel heruntergeschneite Tante einmal ansehen, nicht wahr? Ja, Kinder, heute freilich ist meines Bleibens nicht lange mehr, mein Zug geht bald zurück. Aber ich komme wieder, und Weihnachten feiern wir zusammen. Wollen doch einmal sehen, ob wir unser krankes Mütterchen nicht bald wieder gesund bekommen!“

Sie drückte der Schwester Hand, und ihr dankte ein Blick reinsten Herzensfreude aus den Augen der Kranken. Der kleine Burkhard schaute indessen immer noch ein wenig mißtrauisch auf die Dame, die da an seiner Mutter Bett saß und so bekannt tat, obgleich sie sich doch nie zuvor hatte blicken lassen. Er schien es an der Zeit zu finden, auch einmal ein Wort zu äußern, und so sprach er denn mit einem Anfluge jugenhafsten Trozes:

„Du wärst eine Tante, die vom Himmel geschneit ist? Aber es schneit seit heute mittag ja gar nicht mehr draußen!“

Lachend hob Anneliese das Bürschlein in ihren Armen empor und küßte es.

Mit wohlgefälliger Miene folgten Tante Mathildes Augen ihren Bewegungen.

„Sie ist ein entzückendes Geschöpfchen!“ dachte sie. „Zu Weihnachten bekommt sie von mir vor allen Dingen ein hübsches neues Kleid, ein Täschchen und einen neuen

Gut. Wollen sehen, ich mache noch Staat mit ihr bei Präsidents!" —

Abends, als der Eisenbahnzug Tante Mathilde heimwärts trug und sie den Blick zum sternfunkelnden Himmelszelt erhob, gedachte sie der erdentrückten Seele ihres ehemaligen Jugendfreundes.

Eine tiefe Zufriedenheit erfüllte beseligend ihr Herz. Sie fühlte, daß der Verewigte segnen würde, was sie heute getan.



Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Von der Verfasserin des vorliegenden Buches, Anna Klie, erschienen ferner:



## Das blonde Schneiderchen.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

Mit vier Vollbildern und zahlreichen  
Textillustrationen.

Preis eleg. geb. Mk. 4.50.

„Mit Liebe und Geschick werden hier die Erlebnisse eines jungen Mädchens geschildert, das, mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, den Beruf einer Lehrerin erwählt. Man muß es lieben, das feste, frische Ding mit den blonden Zöpfen, die Tochter des Fabrikbesizers Schneider, das sich in alle Lagen des Lebens, wie es sich in einer kinderreichen Familie abspielt, zu schicken weiß, und auch die Leserinnen werden ihm ihre Sympathie nicht versagen.“  
(Frankfurter Frauenzeitung.)

## Wenn der Flieder blüht.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

Mit vier Vollbildern. Preis eleg. geb. Mk. 4.50.

„Der Gedanke der Erziehung zur Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit und zu arbeitsamer Tüchtigkeit liegt diesem prächtigen Buche zugrunde. Wir müssen unsere helle Freude haben an den frischen jungen Mädchen, die sich hier in der wonnigen Frühlingszeit des Lebens, wenn der Flieder nicht nur draußen in der sonnigen Natur, sondern auch in den Herzen blüht, zu einem Kränzchen „Schringe“ vereinigt haben. Sie sind nicht Bachfische der alten tändelnden Zeit, sie sind modern, sie wollen etwas durch sich selbst sein. Da widmet sich die eine der Kunst, die andere der Wissenschaft, die dritte dem Hauswesen. Und diese ist von der Verfasserin mit besonderer Liebe geschildert als die rechte Glückspenderin im Gegensatz zur vielgeschäftigen Oberflächlichkeit, mit der auch heute noch so viele Mädchen für die Gesellschaft und für den Mann herangedrillt werden.“  
(Illustrierte Zeitung.)

## Schwester Idaly.

Eine Erzählung für junge Mädchen.

Mit vier Vollbildern. Preis eleg. geb. Mk. 3.—.

„Das ist keine süßliche Alltagsgeschichte, die den Bachfischen so oft von gewandten Autorinnen vorgesetzt wird, sondern eine aus tiefer Weltkenntnis und wahrhafter, gesunder Herzensgüte erwachsene Betrachtung des menschlichen Lebens in erzählender Form. Das ernste Schicksal eines sittlich hochstehenden Mädchens wird hier in interessantester Weise und in vortrefflicher Sprache geschildert.“  
(Hamburger Nachrichten.)

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Hervorragend schöne Geschenkbücher für junge Mädchen:



## Am stillen Herd in Winterszeit.

Geschichten für jung und alt von  
**G. Genzmer.**

Sehr reich illustr. Eleg. geb. Mk. 3.50.

„Die Geschichten sind von echt poetischem Geiste durchdrungen, einfach und klar in der Sprache. Ein feiner Humor gibt manchen von ihnen noch einen ganz besonderen Reiz.“  
(Düna-Zeitung.)

„Es ist ein ganz vorzügliches, an Wert hoch einzuschätzendes Buch. Daß vielfach ein goldiger, wenn auch ein wenig satirischer Humor durchblickt, erhöht den eigenartigen Reiz.“ (Blätter f. d. deutsche Hausfrau.)

## Meiner Jugend Sonne.

Geschichten aus dem Leben. Von Maina Heyck-Jensen.  
Eleg. geb. Mk. 3.—.

„Ein köstliches Buch voller Poesie und Leben, überleuchtet von einem lebenswürdigen Humor. Wir haben selten ein Buch mit mehr Befriedigung und Genuß gelesen; es wird auch namentlich bei der Mädchenwelt großen Beifall finden. Sehr zu empfehlen!“  
(Schweizerische Lehrerzeitung.)

## Unter fremder Herrschaft.

Von Lucie Ideler. Mit vier Vollbildern. Eleg. geb. Mk. 4.50.

„Die schlichten, ergreifenden Schilderungen des Lebensschicksals zweier jungen lebenswerten Mädchen, die im Kriege 1806–12 gezwungen sind, die Heimat zu verlassen, werden nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf die Herzen der Leserinnen zu machen. Das Milieu ist geradezu bewunderungswürdig wiedergegeben, die Zeit der Herrschaft der Franzosen in Deutschland anschaulich geschildert. Den jungen Mädchen aufs wärmste zu empfehlen.“  
(Kölnische Zeitung.)

## Die Tochter des Generals.

Von Elisabeth Halden. Mit vier Vollbildern. Eleg. geb. Mk. 4.50.

„Der erste Teil schildert sehr anschaulich die Seereise eines verwöhnten jungen Mädchens von Bremen nach Neapel und die Erlebnisse in Pompeji und der Campagna, der zweite Teil ist eine ergreifende Darstellung der Lebenskämpfe dieses Mädchens, das im sonnigen Süden die Nachricht von dem Tode ihres Vaters erhält, sich mittellos in den Kampf ums Dasein gestellt sieht, diesen aber in der Erkenntnis, daß eine jede Arbeit, ehrlich angefaßt, zum Segen wird, siegreich durchkämpft. Das sehr zeitgemäße Buch ist durchaus zu empfehlen.“  
(Nordb. Allgem. Zeitung.)

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Lieblingsbücher der Mädchenwelt sind:



## Im Waldpensionat.

Von Else Hofmann.

Mit vier Vollbildern.

Preis eleg. geb. Mk. 4.50.

„Die Verfasserin führt uns in den an landschaftlichen Reizen so reichen Thüringer Wald, und zwar in ein abgelegenes, höchst idyllisches Heim, in dem ein verwöhntes, hochmütiges Großstadtkind unter liebevoller Leitung wieder auf den richtigen Weg zurückgeführt wird. Ueber die ganze Erzählung ist ein wunderbarer Hauch von Poesie verbreitet, der seinen wohltuenden Einfluß auf die so leicht empfänglichen jungen Mädchenherzen sicher nicht verfehlen wird.“

(Nordd. Allgem. Zeitung.)

## Die wilde Hummel.

Von Käthe van Beeke.

Mit vier Vollbildern. Preis eleg. geb. Mk. 4.50.

„... Die „wilde Hummel“ ist ein ausgelassenes, liebes Mädchen, das unter der nachsichtigen Zucht seines Vaters aufgewachsen ist und dann in die strenge Schule seiner vornehmen Tante kommt, die es nun für die große Welt und die Gesellschaft präparieren soll. Was der Wildfang unter den Erziehungsversuchen leidet, und wie er sich dagegen aufbäumt, das ist mit guter Kenntnis des Herzens und der Gesellschaft ansprechend und mit viel Humor erzählt und zu einem allseitig befriedigenden Ende geführt.“

(Straßburger Post.)

## Kontekchen Reh.

Von Käthe van Beeke.

Mit einem Vollbilde. Preis eleg. geb. Mk. 4.50.

„Das Buch ist eine wertvolle Jugendschrift, die bestens empfohlen werden kann. Sie zeigt in anziehender Weise, daß weder ererbte hohe Titel noch Reichtum den wahren Wert des Menschen bedingen, sondern Herzensgüte, Fleiß und geistige und moralische Tüchtigkeit.“

(Frankf. Zeitung.)

es Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. es

Eine hochinteressante, schöne Neuheit ist



## Das goldene Mädchenbuch.

Herausgegeben von  
**Luise Glass, Else Hofmann  
und Josephine Siebe.**

Mit zahlreichen bunten und einfar-  
bigen Illustrationen von  
Fritz Bergen und Wilh. Roegge.

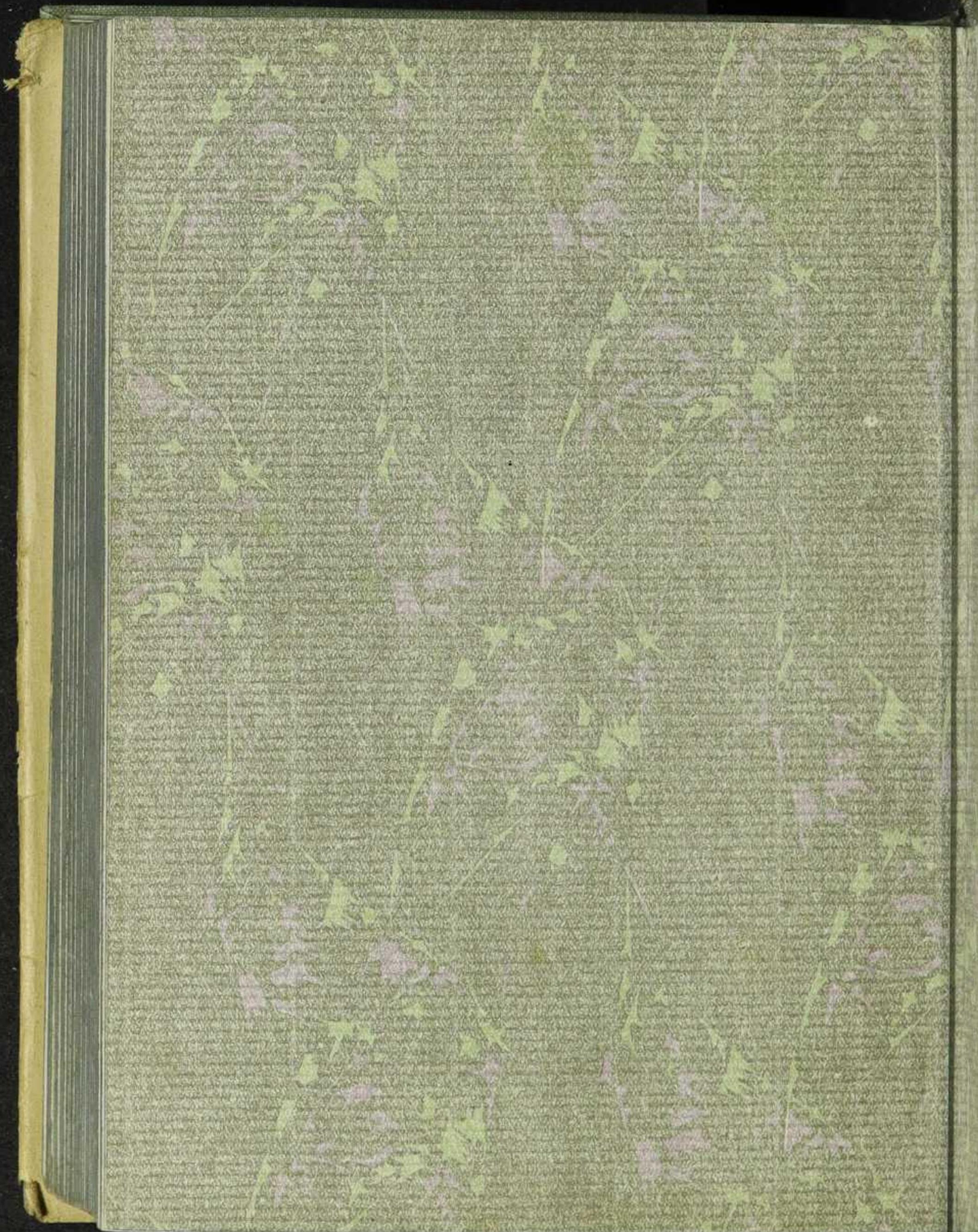
Ein starker Band von 25 Bogen.

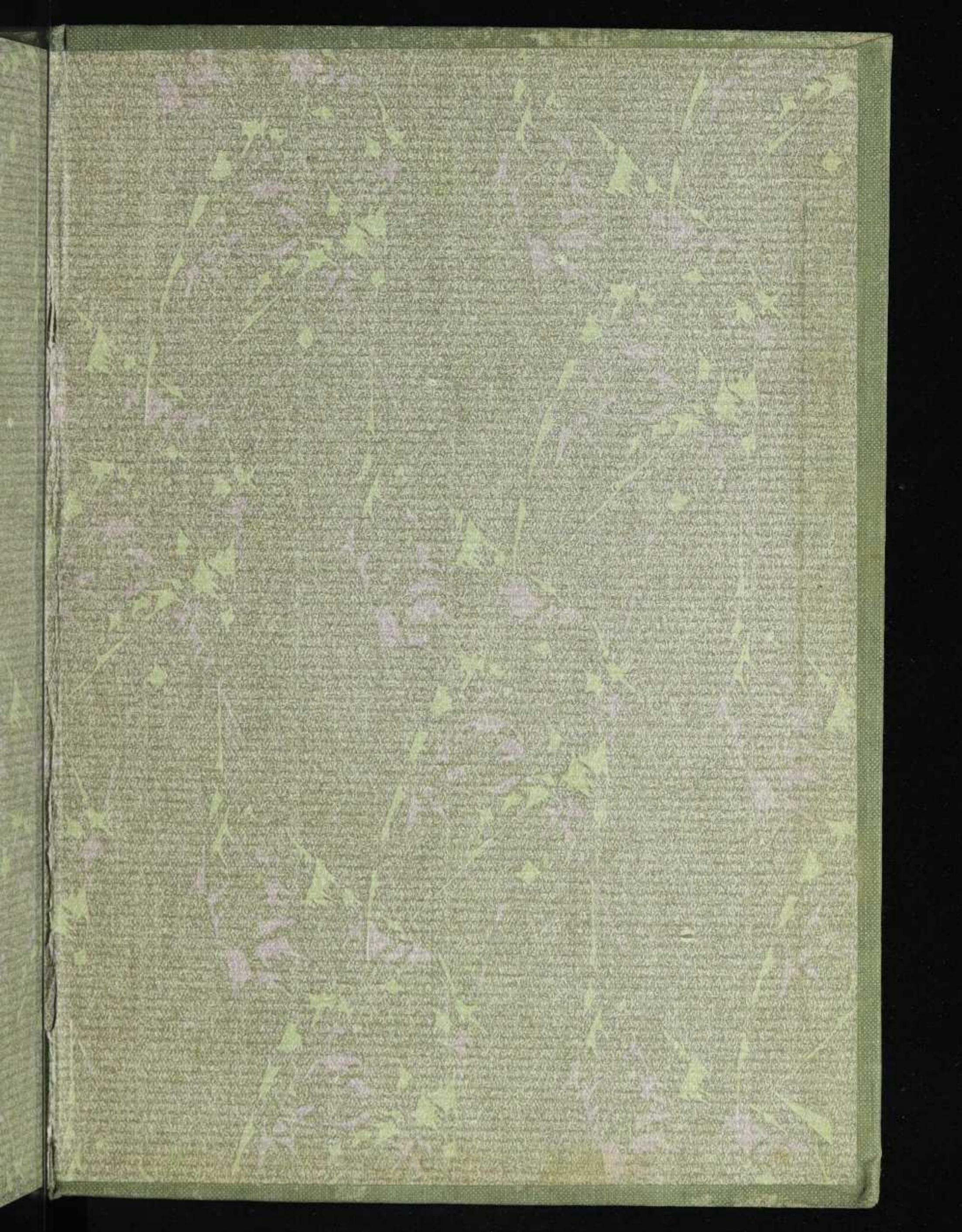
Großes Format. Eleg. geb. Mk. 5.—.

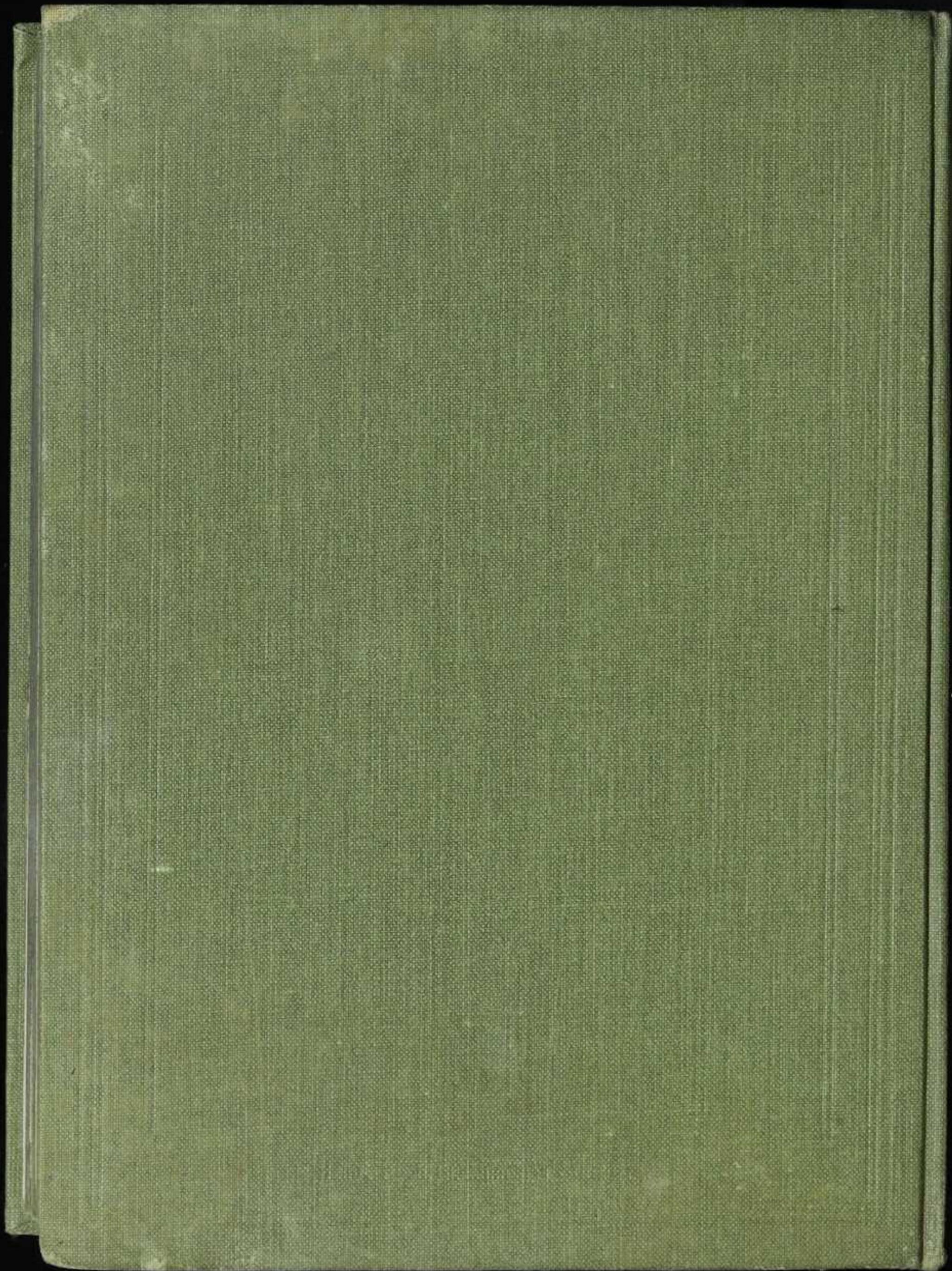
Für Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren gibt es gewiß nur wenige Bücher oder Sammelwerke, die sich in gleich ausgezeichneter Weise wie „Das goldene Mädchenbuch“ als fesselnde, unterhaltende und belehrende Lektüre eignen. Wenn sich drei so bewährte Jugendschriftstellerinnen wie Luise Glass, Else Hofmann und Josephine Siebe zu gemeinsamem Arbeiten vereinigen, dann kann man sicher sein, daß sie etwas Gediegenes und Formvollendetes schaffen. Die an die Spitze gestellte Erzählung „Der Weg nach Weimar“ ist in die Zeit Goethes verlegt und auf dem Konflikt zweier Brüder aufgebaut, der schließlich durch das Eingreifen dreier jungen Mädchen eine befriedigende Lösung findet. Ein sonniger Humor ist über die ganze Erzählung ausgegossen und macht die einzelnen Personen den Leserinnen lieb und sympathisch. — Die stimmungsvolle Skizze „Unterm Schindeldach“ aus dem Thüringer Walde, sowie das naturwissenschaftliche „Benzinteuflchen“ werden mit gleichem Interesse gelesen werden wie das poesievolle Geigermärchen „Buh Gottgeschenk“, das botanische Traumgesicht „Die Prüfung“ und die mit viel Humor geschilderte Gründung des Kränzchens „Die Eintracht“ sowie die Ehrenrettung eines jungen Mädchens durch den „Gräßigen Schneemann“. — Die ereignisreiche Erzählung „Heinrikele und ihre Schüßlinge“ entwirft ein recht farbenprächtiges Bild von den Freuden und Leiden unserer Kolonisten in Deutsch-Ostafrika, während in der sehr packend geschriebenen Erzählung „Heimchen“ ein Stück Frauenfrage behandelt wird. — Die verschiedenen eingestreuten Kleinigkeiten, Gedichte, Rätsel, Anekdoten zc. vermehren noch die ohnehin schon große Mannigfaltigkeit des Bandes. Infolge seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit verdient „Das goldene Mädchenbuch“ beim Büchereinkauf in erster Reihe Berücksichtigung. Seine luxuriöse Ausstattung macht es als Festgeschenk ganz besonders geeignet.

1225-

DEE-







ZS 175

S3

UB BIELEFELD  
990/4478812+01

6.17



K

KLZ

99

ZS 175

S3

M.  
12-16

*W. Klie, Der erste Flug ins Leben* 

3290

# Der erste Flug ins Leben

Ein Buch für junge Mädchen

von

Anna Klie

Mit sechs Vollbildern von Karl Schmauf



Stuttgart

Verlag von Levy & Müller

